This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jud 2700.898

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Am Ende des Jahrhunderts

Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung.

Band III.

Herausgegeben von Dr. Paul Bornstein.

Juden und Judentum

im

neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. S. Bernfeld.

1,50 Mk. geb. 2 Mark.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Berlin 1898.

Verlag Siegfried Cronbach.

Prospekt. Ein Unternehmen, welches ich seit sechs Jahren plane und einem kleinen Kreise während dieser Zeit auch mitgeteilt habe, bringe ich jetzt endlich zur Verwirklichung, nachdem ich die geeigneten Mitarbeiter für fast alle aufzunehmenden Themata gefunden habe.

Wie der Kaufmann am Schluß eines jeden Jahres seine Bilanz zieht, wie er von Zeit zu Zeit einen größeren Zeitpunkt seines Wirkens übersichtlich zusammenstellt, wägt und prüft, um zu erfahren, ob und welche Fortschritte er während dieser Zeit gemacht hat, so soll dieses Unternehmen dem großen Publikum in gemeinfaßlicher Form und in großen Zügen

vor Augen führen, was jedes Gebiet menschlichen Wirkens während des demnächst zu Ende gehenden Jahrhunderts für das Ganze geleistet hat.

Nicht gelehrte Abhandlungen soll und darf es bieten, sondern eine bei aller Gründlichkeit fesselnde Lektüre; dem vorgeschrittenen Alter zur Erinnerung an längst vergangene Momente seiner früheren Mitarbeit, seiner Miterlebnisse, der jungen Generation ein Bild der Thätigkeit ihrer Väter, teils zur Nachachtung, teils wohl auch zur Vermeidung.

Die Aufgabe, welche ich den Herren Autoren stelle, ist, das weiß ich, keine geringe, doch hoffe ich, daß das Ziel, welches mir vor Augen schwebt, erreicht werden wird.

Die redaktionelle Leitung des in zwanglosen Bänden von ca. 11—12 Bogen à 1½ Mark erscheinenden Unternehmens hat Herr **Dr. Paul Bornstein** übernommen, welcher sich mit einem Stab jugendfrischer Autoren umgeben hat, die gleich ihm mit Enthusiasmus an ihre Aufgabe gehen.

Erschienen sind:

Band I. **Hebhardt, Dr. Bruno, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.** Erster Band (erscheint in zwei Bänden).

Band II. **Lauer, Minna, Die Frau im 19. Jahrhundert.**

Band III. **Bernfeld, Dr. S., Juden und Judentum im 19. Jahrhundert.**

In Vorbereitung sind:

Hebhardt, Dr. Bruno, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Band II (erscheint in zwei Bänden).

Steinhausen, Dr. G., Häusliches und gesellschaftliches Leben. (Vom Schwefelfaden bis zum elektrischen Licht.)

Osborn, Dr. Max, Die Entwickelung der Presse.

Bornstein, Dr. Paul, Welt- und Lebensanschauung im 19. Jahrhundert.

Braun, Dr. Edm., Die Plastik im 19. Jahrhundert.

Löb, Dr. E., Handel- und Verkehr im 19. Jahrhundert. (Fracht- und Dampfwagen.)

Epstein, Dr. Sig., Die Physiologie seit 100 Jahren.

Floecker-Eckardt, Otto, Das Theater seit 100 Jahren.

Graf, Dr. Max, Die Musik im 19. Jahrhundert.

Allemke, Dr. E., Die Wandlungen im Rechtsbewußtsein.

Es werden ferner erscheinen:

Deutsche Politik im 19. Jahrhundert. — Der deutsche Einheitsgedanke. — Sozialer Gedanke und Sozialdemokratie. — Deutsche Litteratur. — Malerei. — Plastik und Architektur. — Kunstgewerbe. — Vervielfältigende Künste. — Irrenpflege und Irrenheilkunde. — Heilkunde und Chirurgie. — Hygiene und öffentliche Gesundheitspflege. — Der darwinistische Gedanke und seine Bedeutung. — Physiologie. — Naturlehre und Chemie. — Maschinenbau und Ingenieurwesen. — Elektrotechnik. — Astronomie u. s. w.

Die Verlagsbuchhandlung
Siegfried Cronbach.

In demselben Verlage erscheint:

Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst

Redakteur und Herausgeber: Dr. Paul Bornstein.

Abonnementspreis pro Quartal 2,25 Mark. Einzelheft 1 Mark.

Die „Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst" hat es sich als Ziel gesetzt, die Kluft zu überbrücken, die, wahrlich nicht zum Heile der Kunst, gerade den modernen Künstler von dem Volke trennt, für das er ja doch schließlich arbeitet. Sie will als Mittler eintreten zwischen dem Schaffenden einerseits und dem Genießenden andererseits, indem sie im Gegensatz zu anderen Blättern das Verständnis für moderne Kunst nicht voraussetzt, sondern es zu vermitteln bestrebt ist. Die „Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst" will somit kurz gesagt ein im vornehmsten Sinne des Wortes populäres Blatt sein.

Wir sind uns der Schwere der übernommenen Aufgabe wohl bewußt; wir wissen, daß wir in hartem Kampf jeden Fuß breit Boden werden erringen müssen. — Wenn wir trotzdem voll der besten Zuversicht an unser Werk gehn, so geschieht dies, weil die deutsche Schriftstellerwelt in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit unseres Vorhabens uns bereitwilligst ihre Unterstützung zur Verfügung gestellt hat; ferner und besonders aber, weil wir uns der sicheren Hoffnung hingeben, daß auch das Publikum, an das wir uns wenden, uns durch warme Anteilnahme unsere Aufgabe erleichtern werde. —

Wir bringen ein ideales Unternehmen; möge es sich denn erweisen, daß der deutsche Idealismus allen entgegengesetzten Behauptungen zum Trotz noch kein Märchen geworden ist.

Am Ende des Jahrhunderts.

Rückſchau

auf

100 Jahre geiſtiger Entwickelung.

Herausgegeben

von

Dr. Paul Bornſtein.

Band III.

Juden und Judentum im neunzehnten Jahrhundert

von

Dr. S. Bernfeld.

Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach.
1898.

Juden und Judentum

im

neunzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. S. Bernfeld.

Berlin.
Verlag Siegfried Cronbach.
1898.

Jud 2700.898

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Vorwort.

In dieſem Buche habe ich mir hauptſächlich die Aufgabe geſtellt, den freundlichen Leſern ein Geſamtbild der Geſchichte der Juden und der Entwickelung des Judentums in Deutſchland während des neunzehnten Jahrhunderts zu bieten. Indeſſen war eine ſtrenge Abgrenzung des Themas in dem angedeuteten Sinne nicht durchführbar. Wollte man lediglich eine Geſchichte der Juden in Deutſchland, das heißt im Deutſchen Reiche, ſchreiben, ſo müßte man konſequenter Weiſe auch Öſterreich ausſchließen, was aber ſchon deshalb nicht angängig wäre, weil dieſe Neugeſtaltung des Reiches erſt der Gegenwart angehört. Eher wäre es zutreffend geweſen, die Geſchichte der deutſch redenden Juden zu ſchreiben; aber in Berückſichtigung des kulturgeſchichtlichen Teils — auf den ich übrigens das Hauptgewicht legte — erwies ſich dies ebenfalls als unangebracht. Die Kulturgeſchichte der deutſchen Juden im neunzehnten Jahrhundert läßt ſich nicht von der Geſchichte der Juden in den anderen Staaten trennen. Die ſegensreiche Thätigkeit Zunzens, die ich ausführlicher behandelte, iſt ohne die Mitwirkung Krochmals, Rapoports und Luzzattos hiſtoriſch undenkbar. Auch die Reformationsbewegung in Deutſchland iſt von den wiſſenſchaftlichen Vorarbeiten der genannten Gelehrten, obwohl ſich dieſe gegen die Reformen ablehnend verhielten, ſehr ſtark beeinflußt werden. Das Thema mußte daher demgemäß erweitert werden; jedoch habe ich, angeſichts des knapp bemeſſenen Raumes — das Buch ſollte nicht aus dem Rahmen der ganzen Kollektion heraustreten —, die Vorgänge unter den deutſch redenden Juden ſtets in den Vordergrund der geſchichtlichen Behandlung geſtellt und ihnen einen verhältnismäßig größeren Raum gewährt.

Der freundliche Leſer wird in dieſem Buche mehrere Anſichten über die Entwickelung des modernen Judentums finden, die von den landläufigen erheblich abweichen. Dem mir vorſchwebenden Ziele entſprechend, konnte ich mich nur in den ſeltenſten Fällen dazu entſchließen, meinen abweichenden Standpunkt in Fußnoten zu erläutern, wie ich's auch verſchmähen mußte, durch ausführliche Quellenangaben meine „Gelehrſamkeit“ zu dokumentieren. Der Fachmann kennt die Quellen, und dem gebildeten Laien, der ſich für die jüdiſche Geſchichte intereſſiert, ſind ſie ebenfalls leicht zugänglich. Nur in ſolchen Fällen, wo mir eine nähere Begründung meiner Anſichten unabweislich erſchien, oder wo ein tiefeingewurzeltes Vorurteil bekämpft werden ſollte, habe ich in möglichſter Kürze in einer Fußnote ſowohl meine Quelle angegeben als auch die Gründe für meine abweichende Meinung zuſammengeſtellt.

So viel zur Darlegung des Planes und Zieles dieſer Schrift; einen weiteren Verſuch zur captatio benevolentiae des Leſers halte ich für unſtatthaft. Die hiſtoriſchen Begebenheiten habe ich objektiv erzählt — das iſt aber noch keine Geſchichte. Indem nun die Ereigniſſe durch die allerdings ſubjektive Anſchauung des Erzählers Kolorit erhalten, kann es ja geſchehen, daß das Bild den Widerſpruch der Andersdenkenden hervorrufen wird. Ich habe mir möglichſt Mühe gegeben, unbeſchadet meiner perſönlichen Stellung zu allen das Judentum betreffenden Fragen, die Vergangenheit frei von jeder Voreingenommenheit zu ſchildern. Ich kann jedoch nur ſagen, daß ich dies gewollt; ob es mir gelungen — darüber ſelbſt zu entſcheiden, wäre Vermeſſenheit. Im übrigen gilt gewiß auch in dieſer Beziehung das Wort Goethes:

Niemand will der Dichter kränken,
Folgt er kühn dem raſchen Flug;
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

Berlin, im Juli 1897. **H. B.**

Erſter Abſchnitt.

Das Revolutions-Zeitalter.

Das 19. Jahrhundert, das nunmehr zu Ende geht, bildet eine der wichtigſten und folgereichſten Epochen der jüdiſchen Geſchichte. Die Wandlungen, welche der jüdiſche Stamm in den letzten hundert Jahren, vornehmlich aber in Mittel- und Weſteuropa, durchgemacht, die politiſchen und kulturellen Errungenſchaften dieſes Zeitabſchnittes, verdienen zweifellos am Ende des Jahrhunderts in ein Geſamtbild zuſammengefaßt zu werden. Freilich muß man ſich bei dieſem Unternehmen ſagen, daß die neueſte Epoche der jüdiſchen Geſchichte zur Zeit noch nicht als abgeſchloſſen gelten darf, ein fertiges Bild ſomit nicht möglich iſt; wohl aber wird man ſchon jetzt die Entſtehungsgeſchichte des modernen Judentums ſchreiben können. Für die Juden in Mittel- und Weſteuropa bedeutet das letzte Jahrhundert in kultureller Beziehung das Heraustreten aus den mittelalterlichen Formen; in wiſſenſchaftlicher Beziehung wiederum die Begründung der jüdiſchen Wiſſenſchaft nach modernen Begriffen. Gerade weil der jüdiſche Stamm in dieſer Epoche auf ſpezifiſch jüdiſch-wiſſenſchaftlichem Gebiete nicht mehr ſchöpferiſch geweſen, konnten gründliche Forſcher die vorhandenen litterariſchen Schätze unter Dach bringen, das Ererbte kritiſch ſichten und zu einer wiſſenſchaftlichen Disziplin geſtalten, die freilich von nichtjüdiſcher, von ſtaatlich autoritativer Seite noch immer nicht die ihr gebührende Anerkennung gefunden hat. Es bleibt der künftigen

Generation die Aufgabe vorbehalten, für diesen Zweig des menschlichen Wissens eine Stellung erst zu erkämpfen.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts bildet somit, wie bereits angedeutet, für den jüdischen Stamm den Abschluß des Mittelalters. Es ist nämlich eine eigentümliche Erscheinung, daß die jüdische Geschichte, die gerade im Mittelalter von einer hohen Kulturblüte zu berichten hat, mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts in ein Mittelalter tritt, das bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts währen sollte. Namentlich in Deutschland hörte mit dem Reformationszeitalter das Kulturleben der Juden auf. Obwohl seit dem 16. Jahrhundert blutige Verfolgungen gegen die deutschen Juden, wie sie das Mittelalter zahlreich und schaurig genug gekannt, nicht mehr vorgekommen sind, so bietet dennoch die spätere Geschichte der Juden kein erfreuliches Bild. Die Juden in Deutschland und den mit diesem verbundenen Ländern blieben nach wie vor rechtlos, vom bürgerlichen und kulturellen Leben der europäischen Völker vollständig ausgeschlossen; sie waren meistenteils durch die ihnen auferlegte drückende Steuerlast äußerst verarmt, so daß ihnen nicht einmal die Muße zur Pflege der religionswissenschaftlichen Litteratur geblieben ist. Durch die politische Gestaltung Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege hörte auch der scheinbare Schutz auf, den der römische Kaiser deutscher Nation in früheren Jahrhunderten seinen jüdischen „Kammerknechten" hin und wieder gewähren konnte. Seitdem waren die deutschen Juden den willkürlichen Plackereien der einzelnen Stände ausgesetzt; nur gegen hohe Geldleistungen konnten sie sich in deutschen Städten ein Asyl sichern, das ihnen so viel wie möglich unangenehm gemacht zu werden pflegte. Die engherzigen Bestimmungen über den Aufenthalt der Juden und deren Rechte oder richtiger deren Rechtlosigkeit in dem Ghetto stammen aus den Jahrhunderten nach der Reformation. Diese mißliche Stellung der Juden in Deutschland verfehlte natürlicherweise ihre Wirkung auf ihr Geistesleben nicht. Seitdem hat sich ihrer eine hochgradige

religiöse Verdüsterung bemächtigt. Wenn wir die Kulturschilderungen jener Zeit prüfen, soweit sie uns in der zeitgenössischen rabbinischen Litteratur vorliegen, so finden wir, daß die deutschen Juden damals zumeist sehr fromm und gottesfürchtig waren, im häuslichen Leben wie auch im Ghetto streng auf Zucht und Sitte hielten, den unschuldigsten Genüssen des Lebens entsagten, dafür aber jede religiöse Satzung aufs peinlichste beobachteten. Von einem Geistesleben konnte unter ihnen bei sothanen Verhältnissen nicht gut die Rede sein; selbst im Studium der religiösen Litteratur blieben sie bedeutungslos, weshalb die deutschen Großgemeinden in der Regel gelehrte Polen zur Besetzung der vakant gewordenen Rabbinerstellen beriefen. Die deutschen Juden in jener Zeit galten bei den anderen Glaubens- und Stammesgenossen für bieder, fromm, bescheiden und mildthätig, dafür aber auch als Banausen, denen jedes geistige Streben abginge. Man war außerhalb Deutschlands überrascht, von einem deutschen Juden einen Brief in elegantem Hebräisch geschrieben zu sehen. In religiösen Kasualfragen und Kontroversen waren damals in Europa nur die polnischen und italienischen Rabbiner tonangebend. Während in Polen das Talmudstudium in hoher Blüte stand, in Italien wiederum unter dem sonnigen Himmel noch die Reste der hebräischen Poesie gepflegt wurden, führten die deutschen Juden in ihrem Ghetto, in welches wenig Luft und Licht dringen konnte, ein Leben voller Plackereien von außen und voller religiöser Verdüsterung von innen. Aberglauben und Überfrömmigkeit gingen bei ihnen Hand in Hand; darin übertrafen sie selbst die polnischen Juden, deren Religiosität bei weitem nicht jene melancholische Färbung annahm, wie die der deutschen Juden.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trat in dem Wesen der deutschen Juden eine wesentliche Änderung ein. Vor allem begann unter ihnen, vorzüglich unter den norddeutschen Juden, eine gewisse Wohlhabenheit sich zu verbreiten, die auf ihre ganze Lebensweise von Einfluß war. In

den Großgemeinden Norddeutschlands, an den größeren Hafen- und Handelsplätzen, gelangten viele Juden zu Reichtum, der sich nach und nach nicht nur in dem häuslichen, sondern auch im Gemeindeleben bemerkbar machte. Denn die reichen Glaubensgenossen waren durch ihre Handelsbeziehungen am ehesten geeignet und auch geneigt, aus den gewohnten, beengten Anschauungen, die im Ghetto vorherrschend waren, herauszutreten. Diese neuen Ansichten übertrugen sie leicht auf die ganze Gemeinde, deren tonangebende Führer und Vorsteher sie waren. Wir besitzen jetzt die in der jüngsten Zeit publizierte hebräisch geschriebene Autobiographie des bekannten Gelehrten und Kritikers Rabbi Jakob Emden, der an den Vorgängen der jüdischen Geschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so hervorragenden Anteil genommen. Wir finden da eine ebenso interessante wie lehrreiche Schilderung des inneren Kulturlebens der norddeutschen Juden jener Epoche und begreifen erst dadurch die Wandlungen der Zeit, wie sie sich um das Mendelssohnsche Zeitalter vollzogen haben. Wir gewinnen dadurch die Überzeugung, daß es im Sinne der historischen Wahrheit nicht angeht, Mendelssohn zum alleinigen Träger jener Epoche zu machen, wie dies fast ausnahmslos in den Kompendien der jüdischen Geschichte zu geschehen pflegt. Vielmehr erhellt daraus, daß Mendelssohn und seine Freunde die begabten Mitarbeiter an einer geschichtlich notwendig gewordenen Kulturentwickelung der deutschen Juden waren, wie sie damals im Charakter der Zeit lag.

Man wird dem großen Friedrich einen bei weitem größeren Anteil an der modernen Umbildung der deutschen Juden zugestehen müssen, als man sonst anzunehmen geneigt ist. Es ist in der That eine der merkwürdigsten Erscheinungen, man möchte fast sagen Bizarrerien der Geschichte, daß der große Preußenkönig, dessen Abneigung gegen die Juden bekannt ist, und der andererseits so wenig Interesse für das Aufblühen der deutschen Litteratur zeigte, daß gerade er soviel für die Kulturentwickelung der deutschen Juden, wenn auch nur mittelbar, gethan und dadurch auch

die Anteilnahme der deutſchen Juden an der neuen deutſchen Litteratur gefördert hat. Ohne Friedrich II. wäre Mendelsſohn und ſein litterariſcher Kreis unmöglich. Der große König, der ebenſo gut verſtand, philoſophiſche Betrachtungen zu ſchreiben wie große Siege zu erfechten, hat unleugbar trotz ſeines Judenhaſſes nicht wenige Leſer und Bewunderer unter den Juden gefunden, wie auch die litterariſchen Erzeugniſſe der franzöſiſchen Encyklopädiſten unter den norddeutſchen Juden ſehr ſtark verbreitet waren. Es gab unter ihnen zu jener Zeit äußerſt wenig ſtudierte Männer, da ſie mit Ausnahme der Medizin zu einer gelehrten Laufbahn nicht zugelaſſen wurden; hingegen befand ſich unter ihnen eine große Anzahl gebildeter Männer und Frauen, die durch Selbſt- und Privatunterricht ſich bedeutende Sprachkenntniſſe angeeignet und einer großen Beleſenheit namentlich in der modernen franzöſiſchen Litteratur ſich rühmen konnten. In den wohlhabenden jüdiſchen Familien gehört allgemeine Bildung zum guten Tone, die Kenntnis einer oder mehrerer fremder Sprachen war bei ihnen häufig zu finden. Vornehmlich erhielten die jungen Mädchen in den wohlhabenden Familien eine moderne Erziehung und wußten bereits mit den Offizieren geiſtreich zu plaudern, wie Henriette Herz naiv in ihren Aufzeichnungen bemerkte.

Unter den Schriftſtellern des 18. Jahrhunderts waren es in erſter Reihe Voltaire und Rouſſeau, die einen großen Einfluß auf den Bildungsgang der deutſchen Juden übten. Der witzreiche und geiſtesſprühende Voltaire war trotz ſeines wütigen Judenhaſſes für die damalige jüdiſche Leſewelt wie geſchaffen. Denn da gediegene wiſſenſchaftliche Studien bei den Juden in der Regel nicht anzutreffen waren, ſo goutierten ſie mit Vorliebe die geiſtreichen Frivolitäten des franzöſiſchen Spötters, namentlich mundeten ihnen ſo vortrefflich ſeine ebenſo biſſigen wie witzreichen Ausfälle gegen alle poſitiven Religionen. Die freigeiſtigen Anſchauungen Friedrichs des Großen hatten bei ſeinen jüdiſchen Unterthanen Schule gemacht. Die gebildeten Juden, welche in dem wiſſenſchaftlichen Gehalte des Juden-

tums so wenig Bescheid wußten, waren sehr gelehrige Schüler der französischen Encyklopädisten und verschlangen deren Geistesprodukte mit großer Gier.

Eine andere Richtung machte sich später unter den gebildeten Juden durch den Einfluß Rousseaus geltend. Wenn man die religiös sittliche Lebensweise der Juden kennt, in der sie bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erzogen wurden, so muß man in der That gestehen, daß die zersetzenden Spöttereien Voltaires bei ihnen eigentlich nur durch den Reiz der Antithese Aufnahme und Beifall finden konnten. Hingegen mußte auf sie das Pathos Rousseaus, das so sehr ihrem innern Wesen, ihren gewohnten Anschauungen entsprach, mit elementarer Gewalt wirken. In der That fand Rousseau mit seiner von den Gedanken der Menschenliebe getragenen Rhetorik und mit seinen religiös sittlichen Sentimentalitäten bei den gebildeten Juden großen Anklang. Mendelssohn war von den Thesen des französischen Menschenfreundes begeistert, wenn er auch dessen morose und pessimistische Grundansicht, daß die Kultur der Menschheit in ihrer sittlichen Entwickelung geschadet habe, nicht teilen konnte. Er bekämpfte diese Anschauung mit aller Entschiedenheit, konnte jedoch dem warmen Tone, mit welchem Rousseau seine menschenfreundlichen Ideen verteidigte, seine Bewunderung nicht versagen. Kein Wunder also, daß im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Ideen des französischen Sonderlings unter den gebildeten deutschen Juden Schule machten und auf das Familienleben und auf die Kindererziehung großen Einfluß übten. Gegen Ende des Jahrhunderts, namentlich bis zur Zeit der Schreckensherrschaft in Frankreich gab es in Deutschland zahlreiche hochgestimmte Männer und Frauen, die in Rousseau den Apostel der Humanität verehrten und nach seinen Ideen zu leben sich befleißigten.

Mit der Verehrung Rousseaus trat auch unter den deutschen Juden eine gewisse Sentimentalität ein, die sonst dem jüdischen Wesen fremd ist. Die Ethik des Judentums

lehrt eine praktiſche werkthätige Menſchenliebe, keineswegs aber ein ſchwächliches, verweichlichtes Gefühlsleben, wie es um die Wende des 18. Jahrhunderts unter den deutſchen Juden vielfach zu finden war. Es war dies auch der Grund, weshalb ſie ſich für die romantiſche Epoche bei Goethe ſo empfänglich zeigten. Nicht wenige gefühlvolle Juden, noch mehr aber jüdiſche Mädchen und Frauen vergoſſen heiße Thränen über das Liebesleiden des jungen Werther. Freilich die ältere Generation, die in den ſkeptiſchen Anſchauungen Voltaires und in den rationaliſtiſchen eines Reimarus und eines Nicolai aufgewachſen war, ärgerte ſich weidlich über die unter der jüngeren Generation überhandnehmende Sentimentalität. Henriette Herz erzählt in ihren Aufzeichnungen, welche Kämpfe es in ihrer ſonſt friedlichen Ehe über die Erſtlingsdichtungen Goethes gegeben hat. Der ſcharfſinnige Kantianer Markus Herz, der in litterariſchen Dingen in der Berliner Geſellſchaft tonangebend war, hatte für den großen Dichter nur Sarkasmen. Die jüngere Generation behielt aber doch Recht. Goethe war und blieb der Lieblingsdichter der verſtändnisinnigen und empfänglichen Jugend. Sie widmete ihm eine Verehrung, welche an Schwärmerei grenzte; ſie trieb mit ſeinen Schriften einen wahren Kultus. Es iſt zur Genüge bekannt, welchen großen Anteil deutſche Juden, noch mehr aber deutſche Jüdinnen an der Eroberung der gebildeten Welt für den deutſchen Dichterheros hatten.

Es trat unter dieſen Verhältniſſen ein gewiſſer Weltbürgerſinn bei den deutſchen Juden hervor, der ſich mit den traditionellen jüdiſchen Partikularismus nicht gut vereinigen ließ. Noch zu Mendelsſohns Zeit galt es für jeden Juden als unerläßlich, pietätvoll an dem väterlichen Glauben feſtzuhalten, welches löbliche Beiſpiel Mendelsſohn ſelbſt ſtets gegeben hat. Die jüngere Generation konnte aber dabei nicht ſtehen bleiben, namentlich als die Freiheitsideen in Frankreich mit unwiderſtehlicher Gewalt zum Ausbruch kamen und in der Ferne ſich noch viel herrlicher ausnahmen als ſie in der Wirklichkeit waren. Jene hiſtoriſch

berühmt gewordene Scene in der französischen Nationalversammlung in der Nacht vom 3. auf den 4. August 1789, als die „Menschenrechte" proklamiert wurden, wirkte auf die gebildeten Juden in Deutschland elektrisierend. Man zweifelte nicht mehr daran, daß das messianische Zeitalter der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für die ganze Menschheit ohne Unterschied der Abstammung und der Religion bereits angebrochen wäre. Wer sollte noch unter solchen Umständen am jüdischen Partikularismus festhalten? In sämtlichen Großgemeinden Deutschlands traten Aufgeklärte oder „Neumodische" auf, die den väterlichen Glauben wie einen wertlosen Plunder in die Rumpelkammer werfen wollten, um dafür die französische Trikolore anzunehmen. Diese Aufgeklärten oder „Neumodischen" bildeten zwar in den Gemeinden noch immer die Minorität; sie waren aber nichtsdestoweniger tonangebend, eben wegen ihrer Bildung und Aufklärung. In Preußen hatten sie auf ihrer Seite die höheren Verwaltungsbeamten aus der Fridericianischen Schule, die den Bildungstrieb der deutschen Juden mit allen Mitteln der staatlichen Autorität zu fördern bestrebt waren. In Breslau stand Graf Hoym auf der Seite der Aufgeklärten, die einen zähen Kampf für die Errichtung einer deutschen Schule führten. In Berlin nahm Freiherr von Zedlitz, der Beschützer Kants, den von den Rechtgläubigen angefeindeten Wessely in Schutz. Der greise Oberlandesrabbiner von Berlin, Hirschl Levin, sonst kein Fanatiker, sondern eher ein Freund der Bildung und der Wissenschaft, der Verehrer Mendelssohns und seiner philosophischen Schriften, fühlte sich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts über die desolaten Zustände in der Gemeinde der preußischen Hauptstadt aufs tiefste verletzt. Er sieht eine neue Zeit heranbrechen, für die er durchaus kein Verständnis hat. Das Judentum scheint ihm aufs äußerste bedroht und der Vernichtung preisgegeben. Er äußert daher den Wunsch, sein hohes Amt niederzulegen und nach Jerusalem auszuwandern, da er den Verfall des religiösen Lebens unter den deutschen Juden nicht mehr mit ansehen

könne. Er schreibt zu diesem Zweck einen Abschiedsbrief an die Gemeindeältesten, der geradezu rührend ist. Keine zelotischen Zornausbrüche, sondern ein wehmütiges Klagen des alten Judentums, das zum Aussterben verurteilt zu sein scheint. Dieses Schreiben bietet uns ein interessantes Dokument über die Wandlungen, welche die deutsche Judenheit in kaum drei Jahrzehnten durchgemacht hat.

Die Thatsache ist unleugbar überraschend, wie schnell die deutschen Juden die Kenntnis der deutschen Sprache sich angeeignet und dem deutschen Kulturleben sich angeschlossen haben. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war das Hochdeutsch den meisten Juden ungeläufig, als Schriftsprache ihnen fast völlig fremd. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß erst durch die Mendelssohnsche Pentateuch-Übersetzung den deutschen Juden die Kenntnis der deutschen Sprache zugeführt worden ist. Diese historische Thatsache wird auch anderweitig bestätigt. Der bekannte Theologe und Bibelkritiker Döderlein bemerkte seiner Zeit in einer Besprechung der Mendelssohnschen Übersetzung, daß die Sprache Mendelssohns, die bekanntlich im schlichtesten Stile gehalten ist, den meisten jüdischen Lesern fremd sein dürfte; er habe einigen ihm befreundeten Juden, die durchaus nicht zu den Ungebildeten gehörten, die Mendelssohnsche Übersetzung zum Lesen gegeben, ohne daß sie vermocht hätten, sie zu verstehen. Im übrigen fand die Pentateuch-Übersetzung mit jüdischen Lettern große Verbreitung, während die gleichzeitig herausgegebene Übersetzung in deutscher Schrift nur wenige Abnehmer fand und deshalb in der Mitte unterbrochen werden mußte. Einen noch deutlicheren Maßstab für die Kulturverhältnisse der deutschen Juden um jene Zeit gewinnen wir aus den uns bekannten Einzelheiten des anfangs der achtziger Jahre ausgebrochenen Streites mehrerer Rabbiner gegen den bereits erwähnten Wessely, den Mitarbeiter und Freund Mendelssohns.

Kaiser Joseph II. hatte sein bekanntes Toleranz-Edikt in den österreichischen Erblanden erlassen, das auch seinen

jüdiſchen Unterthanen zu gute kommen ſollte. Um ſich aber der kaiſerlichen Gnade würdig zu zeigen, ſollten ſie ſich deutſche Bildung aneignen, dem deutſchen Kulturleben ſich anſchließen. Kaiſer Joſeph II. legte beſonderes Gewicht darauf, daß die Gemeinden für ihre Jugend deutſche Schulen gründeten. Es mag ja in der That dieſem kaiſerlichen Entſchluß auch ein humaner Sinn zu Grunde gelegen haben; in erſter Reihe aber handelt es ſich bei dem Kaiſer um Germaniſierungspläne. Die Juden ſollten das deutſche Element in allen jenen Erblanden verſtärken, wo das Deutſchtum ſonſt in der Minderheit war.

Der kaiſerliche Erlaß wegen Begründung deutſcher Elementarſchulen für die jüdiſche Jugend in Öſterreich wurde von den für die Aufklärung begeiſterten Juden in Deutſchland mit großem Enthuſiasmus begrüßt. Auch in der näheren Umgebung Mendelsſohns wurde dieſe Begeiſterung geteilt, während Mendelsſohn ſelbſt, wie aus einem Brief an Homberg hervorgeht, gegen die Toleranzideen des Kaiſers ſehr mißtrauiſch war. Es wolle ihm nicht einleuchten, meinte er in jenem Briefe, daß es ſich bei der Gründung deutſcher Schulen für die jüdiſche Jugend um die Verbeſſerung der Lage der Juden in Öſterreich handle, da ihnen im gewerblichen Leben die größten Hinderniſſe in den Weg gelegt würden. Was ſoll den Juden deutſche Bildung nützen, meinte der Philoſoph, während ſie ſonſt im bürgerlichen Leben rechtlos ſeien. Mendelsſohn vermutete ſogar hinter den Beſtrebungen des Kaiſers, daß es auf die Vernichtung des Judentums abgeſehen ſei. Er bezeichnete dieſe Methode, das Judentum durch Verlockungen und erheuchelte Menſchenliebe zu gefährden, für noch gefährlicher als jene der blutigen Verfolgungen der früheren Jahrhunderte. Die verſchiedenen Konfeſſionen müſſen nach der Anſicht des jüdiſchen Denkers danach ſtreben, ſich gütlich zu vertragen; niemals aber ſei es für die menſchliche Kultur fördernd, die ganze geſittete Menſchheit geiſtig in eine Uniform zu ſtecken.

Wie aber ſchon bereits bemerkt, ſtand Mendelsſohn

mit dieſer Anſicht ganz vereinzelt. Selbſt ein ſo frommer und durchaus konſervativer Mann wie Hartwig Weſſely fühlte ſich innerlich berufen, den kaiſerlichen Erlaß in einem hebräiſchen, übrigens nicht ſehr gelungenen Sonett zu feiern, während er im Jahre 1782 mit einem offenen Rundſchreiben an mehrere öſterreichiſche Gemeinden hervortrat, in welchem er ſie aufforderte, ſich ja nicht von den ſtrenggläubigen Gegnern in ihrem Entſchluſſe, deutſche Schulen zu gründen, wankend machen zu laſſen. Er ſprach es bei dieſer Gelegenheit mit großem Bedauern aus, daß die deutſchen Juden größtenteils der deutſchen Umgangsſprache nicht mächtig ſeien und dadurch in der Kultur den chriſtlichen Mitbürgern gegenüber zurückſtänden.

Hingegen ſehen wir gegen Ende des 18. Jahrhunderts, daß deutſche Bildung unter den deutſchen Juden bereits allgemeine Verbreitung gefunden hat. Obgleich eine regelmäßige Schulbildung unter ihnen noch immer eine Seltenheit war, da ihnen, wie bereits hervorgehoben, jede gelehrte Laufbahn mit Ausnahme der Medizin verſchloſſen blieb, ſo eigneten ſie ſich doch autodidaktiſch allgemeine Bildung an, die ſie befähigte an dem deutſchen Kulturleben, vornehmlich an dem litterariſchen Aufſchwung jener Zeit, regen Anteil zu nehmen. Trotzdem ſie bürgerlich noch immer unter den alten und veralteten Ausnahmegeſetzen lebten, die nur hier und dort um ein weniges gemildert waren, eigneten ſie ſich doch ganz deutſches Weſen an und erlangten ſomit die geſellſchaftliche Gleichſtellung, noch bevor von maßgebender Seite an eine bürgerliche Gleichſtellung der Juden gedacht wurde.

Es ſtellte ſich aber immer mehr das Mißverhältnis heraus zwiſchen der bürgerlichen und der ſozialen Stellung der Juden in Deutſchland. Die kleinliche und entwürdigende Behandlung der deutſchen Juden war im Zeitalter der Aufklärung ein Anachronismus geworden. Aus dem Leben Moſes Mendelsſohns iſt uns bekannt, daß er im Jahre 1776, als er die Hauptſtadt Sachſens beſuchsweiſe betrat, angehalten wurde, den bekannten Geleitzoll zu zahlen,

durch welchen der Philoſoph, wie er ſich nachher in bitterer Ironie ausdrückte, mit den polniſchen Ochſen auf eine Stufe geſtellt wurde. Man ſah dies auch in Dresden ein und ſchämte ſich deſſen. Der Geleitzoll wurde im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in den meiſten Staaten Deutſchlands abgeſchafft; im Elſaß that dies noch der humane König Ludwig XVI. Damit war eine Beſtimmung beſeitigt, die für die geſellſchaftlich bereits höher ſtehenden Juden ſehr entwürdigend war; ſonſt aber geſchah weiter nichts zur Verbeſſerung ihrer bürgerlichen Stellung, obgleich die öffentliche Meinung damals dafür ſehr günſtig ſchien.

Man hat mit Recht die letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts das Zeitalter der Humanität genannt. In der That ging durch alle Kulturvölker Europas eine ſtarke Strömung, alle unterdrückten und politiſch rechtloſen Minderheiten zu emanzipieren. Selbſt im Polenreich ging man daran, bevor die Kataſtrophe über die morſch gewordene Republik hereinbrach, die Juden bürgerlich gleichzuſtellen; wenigſtens enthielt die Maiverfaſſung, die freilich infolge der bald erfolgten Auflöſung des Polenreichs niemals in Kraft treten konnte, eine dahin gehende Beſtimmung. Dieſe humane Strömung lag damals im Grundweſen der Zeit. Man war einerſeits alles theologiſchen Gezänkes recht überdrüſſig, andererſeits begann damals die Herrſchaft der humanen Ideen der franzöſiſchen Aufklärer. Wir kennen die Schrift des menſchenfreundlichen Dohm, in der er eingehende Vorſchläge zur Verbeſſerung der bürgerlichen Stellung der Juden in Preußen machte. Ähnliche Vorſchläge wurden um jene Zeit auch von anderen humanen Schriftſtellern und Staatsmännern gemacht. Freilich hielt es ſchwer, bis dieſe platoniſchen Äußerungen der Humanität in Thaten umgeſetzt werden konnten; namentlich entſprach es nicht dem bedächtigen Weſen der deutſchen Regierungen, in einer ſo eminent wichtigen Frage alt gewordene Anſchauungen leicht aufzugeben und praktiſch neue Bahnen zu beſchreiten.

Der erste Anstoß für die Emanzipation der Juden sollte von der französischen Revolution ausgehen. Zur Zeit, als die französische Revolution auf ihrem Glanzpunkt stand und noch nicht in der Erklärung der Guillotine in Permanenz ausgeartet war, befanden sich auf dem eigentlichen französischen Territorium nur wenige Juden. Sie waren bekanntlich im 14. Jahrhundert aus Frankreich verwiesen worden und seitdem siedelten sie sich dort nur sehr spärlich an. Nur in den später erworbenen deutschen Landesteilen, in Elsaß-Lothringen, wohnte eine größere Anzahl von Juden, die aber bei der Bevölkerung nicht sonderlich beliebt waren und von deren Gehässigkeit viel zu leiden hatten. Später kamen noch die Juden in dem ehemaligen päpstlichen Enklave Avignon hinzu, das die französische Regierung wenige Jahre nach dem Ausbruch der Revolution annektierte. Sonst lebten noch wenige portugiesische Juden in Paris und in Südfrankreich, namentlich in Bordeaux, die kulturell den Franzosen völlig gleich standen.

Die „Menschenrechte" machten die französischen Juden mit einem Schlage zu Vollbürgern. Indessen kam ihnen dies nur im eigentlichen Frankreich zu statten, wo sie sich auch vielfach mit großem Enthusiasmus der Sache der Revolution anschlossen. Jakob Pereyra's, der nach dem 9. Thermidor mit in den Sturz der Jakobiner verwickelt wurde, ist schon hin und wieder Erwähnung geschehen; wahrscheinlich aber war Amar, der intime Freund Robespierres, der mit diesem den Thermidorianern unterlegen ist, ebenfalls Jude, zum mindesten jüdischer Abstammung. Anders verhielt es sich jedoch im Elsaß. Dort waren die Verhältnisse der Juden ganz entgegengesetzter Natur als jene der Juden in Preußen. Während die Juden in Preußen, namentlich in den größeren Städten, in sozialer Beziehung bereits emanzipiert waren und mit der gebildeten christlichen Bevölkerung auf gleichem Fuße verkehren konnten, bürgerlich jedoch noch als Parias galten, erblicken wir die Juden im Elsaß im Besitze des französischen Bürgerrechts, von ihren christlichen Mit-

bürgern aber nicht gelitten und gesellschaftlich geächtet. Der Haß der Elsässer gegen sie hörte auch während der Schreckensherrschaft nicht auf; der Nationalkonvent in Paris wurde oft mit Klagen gegen die jüdischen Einwohner der ehemals deutschen Landesteile behelligt, während die elsässischen Jakobiner ihre feindliche Gesinnung gegen die Juden in politischen Verfolgungen Ausdruck gaben. Unter der Herrschaft der fanatischen Gleichheitsmacher wurde es den strenggläubigen Juden äußerst schwer, an ihren religiösen Gebräuchen, namentlich an der Heiligung des Sabbat festzuhalten. Die Guillotinemänner eiferten gegen derartige „aristokratische" Gewohnheiten, sie sperrten die Synagogen und trieben die Juden an den Dekaden in den Tempel der Vernunft. Während der Osterfeiertage wollten sie den Juden gar verbieten, das ungesäuerte Brot zu backen, ließen aber in ihrer Strenge nach, als ihnen eine kluge jüdische Frau die Erklärung beibrachte, das ungesäuerte Brot an den Osterfeiertagen gelte bei den Juden als eine Erinnerung an die vor Jahrtausenden erlangte Freiheit; es stände damit den Freiheitsmännern nicht gut an, den Juden eine solche Feier zu verbieten. Die Gehässigkeit der Elsässer gegen die Juden nahm auch unter dem Kaiserreiche ihren Fortgang. Sie setzte es mit ihren Wühlereien auch durch, daß im Jahre 1808 die Gleichberechtigung der Juden im Elsaß und in allen aus ehemals deutschen Landesteilen gebildeten Departements für die Dauer von zehn Jahren aufgehoben wurde.

Vorläufig freilich machte die Emanzipation der Juden mit den Siegen der französischen Waffen weitere Fortschritte. Durch den Frieden von Basel, 5. April 1795, kam das linke Rheinufer unter französische Herrschaft, worauf dort sogleich die französische Konstitution und mit ihr die Gleichberechtigung der Juden in Geltung trat. Ebenso erlangte in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts ein wesentlicher Teil der italienischen Juden die bürgerlichen Rechte, wie auch in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts viele deutsche Landesteile entweder direkt mit Frankreich vereinigt

wurden oder in ein Vasallenverhältnis zu diesem Staate traten; jedenfalls genossen dadurch die Juden alle Vorteile der in Frankreich geltenden Gleichheit. Es war daher ein geschichtlicher Anachronismus, daß die Juden in Preußen, trotz ihrer kulturell fortgeschrittenen Entwickelung und ihrer günstigen sozialen Stellung politisch rechtlos blieben, was freilich nicht ihnen, sondern den regierenden Kreisen zum Vorwurf gemacht werden durfte. Zu Ehren der preußischen Juden kann es aber gesagt werden, daß sie ihrem Vaterlande, in welchem sie so stiefväterlich behandelt wurden, nichtsdestoweniger mit allen Fasern ihres Daseins treu blieben. Das bewiesen sie sowohl nach der Katastrophe von Jena, wie auch während der Befreiungskriege, an denen sie so reichlich mit Gut und Blut teilnahmen.

Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts sah eine eigenartige Erscheinung innerhalb der Judenheit. Wir meinen damit die Einberufung der jüdischen Notablen-Versammlung und die darauf erfolgte Errichtung des Synhedrions, einer höchsten kirchlichen Behörde für sämtliche Juden in Frankreich und außerhalb desselben. Die Anregung zur Notablen-Versammlung boten die nicht endenden Klagen der Elsässer gegen die Juden. Es wurde dem Kaiser berichtet, „daß gewisse Juden, die keinen anderen Beruf als den des Wuchers hätten, in verschiedenen Departements des Kaiserreiches viele Bauern dieser Gegenden durch die maßlose Zinshäufung um ihren Grund und Boden und in große Not gebracht hätten." Napoleon, dem diese Beschuldigungen gegen die elsässischen Juden von ihren Gegnern souffliert worden waren, und der auch von Behörden und Ämtern ähnliche Beschwerden erhalten hatte, wollte nun darangehen, die angeregten Mißstände zu beseitigen. Aber er war doch ein Kind seiner Zeit, in den Ideen der Gleichheit aller Menschen aufgewachsen; indem er die Anklagen gegen die Juden für begründet hielt und deshalb es für geboten erachten mußte, in denjenigen, „die sich in den seiner Herrschaft unterworfenen Ländern zur jüdischen Religion bekennen, das Gefühl der bürgerlichen Moral wieder zu

beleben," ermangelt er in seinem Dekrete nicht, als Entschuldigung für die Juden hervorzuheben, daß bei ihnen das Gefühl der bürgerlichen Moral „durch den Zustand der Erniedrigung getötet worden sei, in welchem sie lange Zeit gelebt haben," ein Zustand, „den zu erhalten oder zu erneuern nicht in unserer Absicht liegt."

In seinem Dekret vom 30. Mai 1806 befahl daher der Kaiser für den Monat Juli desselben Jahres „die Vornehmsten unter den Juden zu einer Versammlung zu berufen." Die Notablen sollten die Wünsche des Kaisers hören und zu gleicher Zeit den kaiserlichen Kommissaren Vorschläge machen, „welche sie für die zweckmäßigsten halten, um ihre Brüder zur Ausübung der Künste und der nützlichen Berufsarten anzuregen, um die schändlichen Beschäftigungen, denen sich viele unter ihnen von Geschlecht zu Geschlecht seit vielen Jahrhunderten hingeben, mit einer ehrenwerten Thätigkeit zu vertauschen." Dieses kaiserliche Dekret kann man wenigstens in der Form durchaus nicht als judenfeindlich bezeichnen; in Anbetracht der unaufhörlichen Klagen gegen die Juden, die im französischen Staatsrat eine feindselige Strömung gegen sie hervorgerufen hatten, lauteten die kaiserlichen Worte noch ziemlich milde. Kein Wunder also, daß die Fernstehenden, die von den Beweggründen und der Vorgeschichte der jüdischen Notablenversammlung fast nichts wußten, die Kunde von der kaiserlichen Entschließung mit großem Enthusiasmus als den Anbruch einer für den Jahrhunderte hindurch geknechteten jüdischen Stamm verheißungsvollen Epoche begrüßten. Obwohl der kaiserliche Erlaß nur für die Juden auf den französischen Territorien und jene der eroberten deutschen Landesteile bestimmt war, nicht aber für das neu geschaffene Königreich Italien, wurden auch die italienischen Juden auf ihre dringenden Bitten zur Pariser Notablenversammlung zugelassen. Auch in Preußen brannten viele gebildete Juden vor Begierde, nach Paris zu eilen, um die angebrochene Herrlichkeit des jüdischen Stammes mit eigenen Augen zu schauen. Die preußischen Behörden, welche die Teilnahme

ihrer jüdiſchen Unterthanen an der ſpäteren Synhedrion-Verſammlung, zu der auch nicht-franzöſiſche Juden eingeladen und zugelaſſen wurden, ſehr ungern ſahen, waren mit der Erteilung von Päſſen an Juden zwecks einer Reiſe nach Frankreich ſehr vorſichtig.

Am 26. Juli 1806 — es war gerade ein Sonnabend — verſammelten ſich die einberufenen jüdiſchen Notablen, etwa 100 an der Zahl, im Hotel de Ville der franzöſiſchen Hauptſtadt. Gleich am Eröffnungstage konnte man ſo deutlich den klaffenden Gegenſatz zwiſchen der alten und der neuen Zeit ſehen. Denn während mehrere Mitglieder der Verſammlung, vornehmlich jene aus den deutſchen Departements, unter gewiſſenhafter Beobachtung der Sabbatgeſetze zu Fuß gingen und den tags zuvor behufs Vornahme der Präſidentenwahl bereits ausgefüllten Stimmzettel mitbrachten, kamen die anderen recht gefliſſentlich in Wagen vorgefahren und füllten ihre Stimmzettel im Saale aus. Zum Präſidenten der Verſammlung wurde mit überwiegender Majorität Abraham Furtado, ein angeſehener Bürger aus Bordeaux, gewählt, der die Verhandlungen mit Würde und Geſchick zu leiten verſtand. Unter den deutſchen Delegierten ragte beſonders David Sinzheim, Rabbiner zu Straßburg, hervor, der als ein bedeutender rabbiniſcher Gelehrter galt. Im allgemeinen war die Haltung der Notablenverſammlung eine würdige und den Verhältniſſen angemeſſene, obwohl ſie ſich einerſeits nicht genug an Huldigungen gegen den ſiegreichen Kaiſer thun konnte, andererſeits aber in der Beantwortung der ihr vorgelegten Fragen, von denen manche ſehr heikler Natur waren, der größten Vorſicht ſich befleißigen mußten.

Der Kaiſer ließ der Notablenverſammlung folgende zwölf Fragen vorlegen:

1. Iſt es den Juden erlaubt, mehrere Frauen zu heiraten?
2. Iſt die Eheſcheidung vom jüdiſchen Geſetz erlaubt? Iſt die Eheſcheidung gültig, ohne daß ſie von den Gerichtshöfen ausgeſprochen würde, und kraft

Gesetzen, die mit denen des französischen Gesetzbuches in Widerspruch stehen?

3. Kann sich eine Jüdin mit einem Christen verheiraten und eine Christin mit einem Juden? oder verlangt das jüdische Gesetz, daß die Juden nur untereinander heiraten?
4. Sind die Franzosen in den Augen der Juden ihre Brüder oder werden sie von ihnen als Fremde betrachtet?
5. Welche sind in beiden Fällen die Beziehungen, die ihnen ihre Religion gegenüber den Franzosen anderer Religionen vorschreibt?
6. Betrachten die Juden, die in Frankreich geboren sind, und welche nach der Verfassung als französische Bürger behandelt werden, Frankreich als ihr Vaterland? Sind sie verpflichtet, es zu verteidigen? Sind sie verpflichtet den Gesetzen zu gehorchen und allen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches nachzukommen?
7. Wer ernennt die Rabbiner?
8. Welche obrigkeitliche Gewalt üben die Rabbiner unter den Juden aus und welche gerichtliche Gewalt kommt ihnen zu?
9. Sind diese Formen der Wahl für die obrigkeitliche und gerichtliche Gewalt durch ihre geschriebenen Gesetze bestimmt oder sind sie mehr durch Herkommen eingeführt?
10. Giebt es Berufsarten, welche den Juden religiös verboten sind?
11. Verbietet das Gesetz der Juden, ihren Glaubensgenossen gegenüber Wucher zu treiben?
12. Verbietet oder erlaubt es ihnen, ihren nichtjüdischen Mitbürgern gegenüber Wucher zu treiben?

Die Beantwortung der meisten dieser Fragen war für die Notablenversammlung nicht schwer. Als die sechste Frage verlesen wurde: ob die Juden Frankreich als ihr Vaterland betrachten und sich verpflichtet fühlen, es zu

verteidigen, erhob sich die ganze Versammlung und rief mit Begeisterung aus: „Bis in den Tod!“ Was die anderen Fragen betrifft, so z. B. die der Polygamie, konnte die Versammlung darauf hinweisen, daß unter den europäischen Juden die Vielweiberei schon seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts durch die Autorität des berühmten Gesetzlehrers Rabbi Gersom aus Mainz unter Androhung des Bannes verboten sei. Daß eine Ehescheidung ohne vorherige Zustimmung der bürgerlichen Behörde auch für die unter französischem Gesetze lebenden Juden als unstatthaft gelte, konnte leicht zugegeben werden. Nicht minder beeilte sich die Versammlung, den Nachweis zu führen, daß die Juden stets und überall, wo sie ein schützendes Asyl gefunden, die nichtjüdische Bevölkerung und die Obrigkeit ehrten und dazu durch ihre Religion verpflichtet seien. Ebenso daß der Talmud und alle berühmten Lehrer Israels die Ausübung eines Handwerks oder irgend eines gewerblichen Berufes jedem Juden als religiöse Pflicht auferlege. Wucher sei gegen Juden und gegen Nichtjuden streng verpönt und wenn sich nichtsdestoweniger unter den Juden Wucherer befänden — übrigens bei weitem nicht in so großer Anzahl wie von judenfeindlicher Seite geflissentlich behauptet werde —, so sei dies eine ebenso gewöhnliche Erscheinung, wie daß unter allen Völkern und Berufsklassen Verbrecher vorkämen, ohne daß man deshalb berechtigt wäre, die Allgemeinheit für die Verbrechen des Einzelnen verantwortlich zu machen. Es sei durchaus unrecht, sämtliche Juden mit den wenigen Wucherern in ihrer Mitte zu identifizieren.

Eine erregte Debatte rief in der Notablenversammlung nur die Beantwortung der dritten Frage, die Zulässigkeit von Mischehen betreffend, hervor. Die rechtgläubigen Elemente waren der Ansicht, man müsse die Entscheidung dieser Frage den Rabbinern überlassen; Laien seien nicht berechtigt, in dieser Angelegenheit ein Votum abzugeben. Andere Delegierte, unter denen sich sogar Rabbiner befanden, meinten wiederum, man müsse dem Zeitgeist Rechnung tragen, hauptsächlich aber dem Kaiser eine befriedigende Antwort

geben. Es wurde sogar damals zum erstenmal die Ansicht ausgesprochen, das wahre Judentum sei im Laufe der Jahrhunderte durch talmudische Zusätze entstellt und solle jetzt auf den biblischen Ursprung zurückgeführt werden. Nach erregten Debatten einigte man sich auf folgende Antwort: Vom Standpunkte des Judentums seien zwar Mischehen nicht zulässig, da aber das bürgerliche Gesetz den Abschluß einer solchen Ehe erlaube, so gebe es ja eine Form für deren Legalisierung, ohne daß die Rabbiner nötig hätten, dabei mitzuwirken. Jedenfalls aber gelte ein Jude, der eine Mischehe eingegangen, noch wie vor als Glaubensgenosse.

Im großen und ganzen war der Kaiser mit dem Gange der Verhandlungen sehr zufrieden. Da er aber über manche Frage eine bindende Erklärung haben wollte, so kam er am 23. August mit dem Vorschlage, ein „Synhedrion" einzuberufen, das er für kompetent hielt, religiöse Fragen endgültig zu entscheiden. Aus dem Wortlaut des kaiserlichen Erlasses ist leicht zu ersehen, daß ihm dieser Gedanke von jüdischer Seite souffliert worden ist und zwar von solcher, die für eine Anpassung des Judentums an die Zeitideen war und von einem großen Konsistorium Zustimmung erhoffen zu dürfen glaubte. Auch dieses kaiserliche Dekret lautete in vielen Redewendungen für die Juden recht schmeichelhaft und zeugte von den gründlichen Wandlungen des Revolutionszeitalters. In diesem Dekret hieß es:

„Seit der Einnahme von Jerusalem durch Titus hatte sich keine so große Zahl von aufgeklärten Männern, welche der mosaischen Religion angehören, versammeln können; man hatte von den zerstreuten und verfolgten Juden entweder Abgaben oder Verleugnung ihrer Religion oder endlich Verpflichtungen und Zugeständnisse verlangt, die ihren Interessen und ihrem Glauben zuwiderliefen. Die gegenwärtigen Verhältnisse gleichen in keiner Weise irgend einer früheren Zeit. Man verlangt jetzt von den Juden weder das Aufgeben ihres Glaubens noch irgend

eine Veränderung, welche dem Buchſtaben oder dem Geiſt ihrer Religion widerſtreitet.

„Als ſie verfolgt oder verborgen waren, um ſich der Verfolgung zu entziehen, ſind bei ihnen verſchiedene Lehren und Gebräuche aufgekommen. Die Rabbiner haben ſich das Recht angemaßt, die Grundſätze des Glaubens auszulegen, ſo oft eine Auslegung nötig war oder nötig zu ſein ſchien. Aber das Recht der religiöſen Geſetzgebung kann keinem Einzelnen zuſtehen; es muß vielmehr von einer geſetzlich und frei vereinigten allgemeinen Verſammlung von Juden ausgeübt werden, welche in ihrer Mitte ſpaniſche und portugieſiſche, italieniſche, deutſche und franzöſiſche Juden zählt und die Juden von mehr als drei Vierteln von Europa repräſentiert.

„Man glaubt daher, daß das erſte, was nun zu thun wäre, darin beſteht, die gegenwärtig in Paris tagende Verſammlung als großes Synhedrion zu erklären, deſſen Beſchlüſſe dem Talmud beigefügt werden ſollen, um als Glaubensartikel und Grundſätze der religiöſen Geſetzgebung zu gelten.

„Iſt das zunächſt alſo feſtgeſtellt, ſollen alle Juden, zu welcher Nation ſie auch gehören mögen, eingeladen werden, Abgeordnete nach Paris zu ſchicken, die mit ihrer Einſicht an den Arbeiten des großen Synhedrions teilzunehmen hätten. Daher ſoll dies durch eine Art Proklamation allen europäiſchen Synagogen angezeigt werden. Dieſe Anzeige wird allen franzöſiſchen Synagogen amtlich zugeſtellt werden. Die Entſcheidungen, die bezüglich der vorgelegten Fragen getroffen werden, erlangen dann die Bedeutung von reglementariſchen, theologiſchen Beſtimmungen oder Vorſchriften, ſo daß ſie kirchliche und religiöſe Geſetzeskraft erhalten und eine zweite jüdiſche Geſetzgebung bilden, die zwar den weſentlichen Charakter der moſaiſchen beibehält, aber der gegenwärtigen Lage der Juden und unſeren Sitten und Gebräuchen beſſer entſpricht."

Aus dem hier mitgeteilten kaiſerlichen Dekret iſt leicht zu erſehen, daß die Anregung zur Einberufung des Syn-

hedrions von kundiger, d. h. von jüdiſcher Seite ausgegangen ſein muß. Diejenigen Mitglieder der Notablenverſammlung, die Reformen in dem Judentum anſtrebten, verſtanden es zweifellos, den Kaiſer für ihre Beſtrebungen zu intereſſieren. Dieſes leuchtet aus der Deklaration hervor, die auf Veranlaſſung des Kaiſers den bereits erwähnten zwölf Fragen beigegeben, welche letztere dem Synhedrion zur bündigen Erklärung vorgelegt werden ſollten. So heißt es bezüglich der Frage 3, die Miſchehen betreffend: „Das große Synhedrion muß erklären, daß die religiöſe Heirat nur dann ſtattfinden darf, wenn ſie zuvor von der bürgerlichen Behörde ausgeſprochen worden iſt, und daß Juden oder Jüdinnen Franzoſen oder Franzöſinnen nichtjüdiſchen Glaubens heiraten dürfen. Das große Synhedrion muß ſogar dieſe Verbindung als ein Mittel des Schutzes und der Konvenienz für das jüdiſche Volk empfehlen.“ Ebenſo heißt es zum Schluß der den kaiſerlichen Kommiſſaren gegebenen Inſtruktion: „Das Synhedrion ſoll das moſaiſche Geſetz auf ſolche Weiſe auslegen, daß es ausſpreche, die Juden aller Orte, in denen ſie als Bürger behandelt werden, müßten ihre Heimat anſehen, als ob ſie Jeruſalem wäre; ſie ſeien nur da Fremdlinge, wo ſie kraft der Landesgeſetze mißhandelt und bedrückt würden.“

Das Synhedrion, an deſſen Einberufung ſo viele Erwartungen geknüpft wurden, trat am 9. Februar 1807 in Paris zuſammen. Durch die kaiſerliche Inſtruktion wurde es genau nach der Form des ehemals hohen Tribunals in Jeruſalem, wie es zur Zeit der politiſchen Selbſtändigkeit des jüdiſchen Volkes beſtanden, konſtituiert. Rabbiner David Sinzheim aus Straßburg wurde zum Präſidenten (Nasi) des Synhedrions ernannt, Abraham Segre zum erſten Vorſitzenden-Stellvertreter (Ab-Beth-Din) und Abraham de Cologna zum Sprecher (Chacham). Indeſſen erfüllte dieſe Verſammlung die auf ſie geſetzten Hoffnungen nach keiner Richtung. Das Synhedrion beſtätigt im großen und ganzen bloß die Entſcheidungen der

Notablenverſammlung. Hinſichtlich der Miſchehen lautete ſein Beſcheid, daß ſolche Ehen vom Standpunkt des Judentums nicht als gültig anerkannt werden können, jedoch dürfen von ſeiten der Rabbiner keinerlei Verfolgung gegen in Miſchehen lebender Juden ausgehen, namentlich ſoll gegen letztere nicht der Bann ausgeſprochen werden. Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß die Antwort des Synhedrions vom Geſichtspunkte des Judentums korrekt und ſachgemäß war. Sonſt aber konnte die neu errichtete und mit ſo vielem Pomp ins Leben gerufene geiſtliche Behörde des jüdiſchen Stammes nichts Bleibendes ſchaffen. Die Verſammlung war aus Perſönlichkeiten zuſammengeſetzt, die alle wohl zweifellos als rechtſchaffen und patriotiſch bezeichnet werden mußten, denn ſie waren alle vom beſten Willen und großem Eifer für die Sache des Judentums beſeelt; aber kein Einziger unter ihnen ragte durch außergewöhnliches Wiſſen oder durch große Charaktereigenſchaften hervor. Das Intereſſe Napoleons für die angeregten Reformen ſchien ſich unterdeſſen bedeutend abgeſchwächt zu haben, da ſeine Aufmerkſamkeit von dem mittlerweile ausgebrochenen franzöſiſch-preußiſchen Kriege vollſtändig abſorbiert wurde. Das Synhedrion, an dem auch Delegierte aus Mitteldeutſchland und Holland teilnahmen, füllte ſeine Zeit lediglich mit patriotiſchen Deklamationen und erbaulichen Reden aus, ohne daß man ſagen könnte, daß auch nur ein Gedanke von bleibendem Wert aus all dieſen vielen Reden herausgeklungen ſei. Dies dauerte einen vollen Monat bis zum 9. März, worauf das Synhedrion geſchloſſen und von der wiederzuſammengetretenen Notablenverſammlung abgelöſt wurde. Auch letztere leiſtete nichts Nennenswertes, nur die Grundlage zu der noch jetzt in Frankreich geltenden Konſiſtorialverfaſſung der Juden wurde damals geſchaffen. Im übrigen konnte ſie es nicht einmal verhindern, daß, wie bereits erwähnt, im Jahre 1808 die politiſche Gleichberechtigung der Juden im Elſaß und in den Departements des linken Rheinufers auf die Dauer von 10 Jahren aufgehoben wurde.

Außerhalb Frankreichs hatte die Berufung der Notablenverſammlung und des Synhedrions unter den Juden große Senſation hervorgerufen; weitgehende Hoffnungen knüpften ſich an das Reſultat ihrer Beratungen. Man war eben weit vom Schauplatz der Verhandlungen entfernt und durch den äußeren Glanz, durch die in ſchwungvollem Tone gehaltenen Dekrete des Kaiſers hoffnungsvoll geſtimmt. Die deutſchen Juden, obwohl auch bei ihnen bereits das Talmudſtudium ſo ziemlich in Vergeſſenheit geraten war, beſaßen doch bedeutend mehr Kenntniſſe des Judentums, als ihre franzöſiſchen Glaubensgenoſſen, und gaben ſich daher der Hoffnung hin, das Synhedrion werde die nötigen Reformen im Judentum vornehmen, um, wie der Wunſch Napoleons gelautet, die Gebräuche des jüdiſchen Glaubens den Anorderungen der Zeit anzupaſſen. In Preußen ging damals eine ſtarke Strömung unter den gebildeten Juden dahin, das Judentum zeitgemäß umzugeſtalten, einen Teil der jüdiſchen Ceremonien zu beſeitigen und den öffentlichen Gottesdienſt nach proteſtantiſchem Muſter zu reformieren. Am Ende des 18. Jahrhunderts war man eben in Preußen fromm geworden. Auf das atheiſtiſche Zeitalter Friedrichs des Großen folgte das der religiöſen Wiederbelebung unter Friedrich Wilhelm II. Auch die Juden folgten dieſer Zeitſtrömung; es zeigte ſich unter ihnen ein wirkliches Bedürfnis nach religiöſem Leben. Nur konnte ſie bei ihrem damaligen Bildungsgrade ihr wiedererwachtes religiöſes Gefühl nicht in der Beobachtung der jüdiſchen Ceremonien befriedigen. Man wollte Religion, aber in ganz neuen Formen, den Zeitideen entſprechend.

In Berlin war David Friedländer, der Freund und Jünger Mendelsſohns, der ſich nach deſſen Tode als das Oberhaupt der gebildeten Elemente in der Gemeinde betrachtete, für Reformen im Judentum thätig. Freilich war er noch in den rationaliſtiſchen Anſchauungen des 18. Jahrhunderts aufgewachſen, weshalb ſeine Beſtrebungen nur dahin gehen mußten, das Judentum nach „Vernunftgrundſätzen“ zu reformieren. Es durfte nach ſeiner Anſchauung

in dem modern zugestützten jüdischen Glauben keine „Mysterien“ mehr geben oder richtiger, die Juden sollten Christen werden, ohne die Mysterien des Christentums mit zu übernehmen. In diesem Sinne richtete er, angeblich im Namen vieler gebildeter Hausväter jüdischen Glaubens, ein offenes Sendschreiben an den bekannten freisinnigen Hofprediger Teller. Friedländer sprach in diesem Schreiben seinen Wunsch aus, zum Christentum überzutreten, falls ihm das Dogma der Dreieinigkeit und jenes der Menschenwerdung Christi erlassen würden. Probst Teller nahm aber diese Zumutung höchst kühl auf; er meinte in seinem Antwortschreiben, die gebildeten Juden, welche nach dem christlichen Glauben lechzten, würden wohl das ganze Christentum annehmen müssen; Kompromisse gäbe es in solchen Dingen nicht. Im übrigen, bemerkte Teller mit feiner Ironie, thäten die gebildeten Juden unter den gegebenen Verhältnissen viel besser, im Glauben ihrer Väter zu bleiben, um auf ihre ungebildeten Glaubensgenossen im Sinne der Aufklärung und der wahren christlichen Moral wirken zu können.

Waren somit die Annäherungsversuche Friedländers und seiner Freunde an das Christentum erfolglos geblieben, so regte sich jetzt nach den Vorgängen in Paris bei den gebildeten Juden Deutschlands die Hoffnung, das Judentum wenn auch nicht ganz mit dem Christentum vereinigen zu können, sodoch es so umzugestalten, daß es mit der Tochterreligion auf sehr freundschaftlichem Fuße zu stehen käme. Der Mittelpunkt dieser Bewegung war jetzt Kassel, die Hauptstadt des neu errichteten Königsreichs Westphalen, wo der „immer lustige“ König Jerome residierte. Dort wurde nach französischem Muster ein jüdisches Konsistorium errichtet, an dessen Spitze Israel Jakobsohn stand, der ebenso reich wie wohlthätig war und deshalb in Hofkreisen und im ganzen Lande großes Ansehen genoß. Er eröffnete zuerst eine reformierte Synagoge mit Chor und Orgel, in der er selbst anläßlich der Eröffnungsfeier wie auch bei der nach protestantischem Muster eingerichteten Konfirmation

der erwachſenen Jugend die Predigten hielt. Dieſe erſte Synagoge nach proteſtantiſchem Zuſchnitte erregte damals in Deutſchland großes Aufſehen. Bei ihrer Eröffnung läuteten die Kirchenglocken. Aufgeklärte Chriſten feierten ſchwungvoll den aufgeklärten Mann, der es unternommen habe, die alt ehrwürdige Synagoge, die Jahrtauſende gegen die chriſtliche Kirche gegrollt, mit dieſer auszuſöhnen. Es war dies ein unſchuldiges Spiel, das freilich, wie die Folge lehrte, nicht viel genutzt, aber auch nicht geſchadet hat. Mit dem Sturz Napoleons ſtürzte bekanntlich das Königreich Weſtphalen zuſammen und der König „Luſtik" verſchwand mit ſamt der franzöſiſchen Verfaſſung, dem jüdiſchen Konſiſtorium und der reformierten Synagoge. Jakobſohn verlegte ſeinen Wohnſitz nach Berlin, wo er in ſeltener Weiſe wohlthätig und freigebig war und auch die erſte Reformſynagoge gründete, wovon weiter noch die Rede ſein wird.

Nicht ſo harmlos ſollte die Kunde vom franzöſiſchen Synhedrion für den letzten Landesrabbiner von Schleſien ablaufen. Löb Saulſohn, wie ſich dieſer Landesrabbiner ſpäter nannte, war der Enkelſohn des bereits erwähnten Hirſchel Levin, des letzten Oberlandesrabbiners in Berlin. Der Vater Löbs, Saul Berlin, war ehemals Rabbiner in Frankfurt a. O. Er galt als bedeutender Talmudgelehrter, hielt es aber im geheimen mit den aufgeklärten Kreiſen, namentlich verkehrte er freundſchaftlich mit David Friedländer. Er hatte aber niemals den Mut, offen für ſeine freiſinnigen Anſichten einzutreten, vielmehr liebte er es, durch Myſtifikationen Verwirrung unter ſeine Glaubensgenoſſen hervorzubringen. Unter anderem beliebte es ihm ein rabbiniſches Werk herauszugeben, das in Form von Gutachten, die ein berühmter Geſetzeslehrer aus dem 13. Jahrhundert erlaſſen haben ſoll, ſehr freiſinnige Äußerungen über den ethiſchen Wert des Ceremonial-Geſetzes enthielt. Das Buch wurde ſofort von Fachkundigen als Fälſchung erkannt, wodurch keine geringe Aufregung unter den rechtgläubigen Juden entſtand. Den Konſequenzen einer ſolchen

Miſſethat konnte er nur durch den Umſtand entgehen, daß an ſeiner Zurechnungsfähigkeit ernſtlich gezweifelt werden mußte. Er ſtarb ſpäter in ſeiner Geburtsſtadt London, wo er ein Aſyl gefunden hatte.

Dieſe innere Zerfahrenheit erbte ſein Sohn Löb. In Breslau bei ſeinem Großvater mütterlicherſeits, dem ſchleſiſchen Landesrabbiner Fränkel, aufgewachſen, wurde er früh ins Talmudſtudium eingeführt, wobei er es aber auch nicht unterließ, ſich mit profanen Studien zu beſchäftigen. Eine eigentliche wiſſenſchaftliche Bildung konnte er ſich nicht aneignen, aber in ſeinem verworrenen Kopfe ſchwirrten allerhand Wiſſensbrocken herum, die ihm nicht zum Segen gereichten. Der Zeitſtrömung folgend, ſchloß er ſich den Aufgeklärten und Neumodiſchen an. Das war ein Grund dafür, daß er bei den Rechtgläubigen, die noch immer in der überwiegenden Mehrheit waren, in Mißkredit geriet. Er ſcheint ſich Hoffnungen auf das Breslauer Rabbinat gemacht zu haben, die natürlich fehl ſchlugen; hingegen wurde er durch die Protektion der einflußreichen Aufgeklärten mittels Regierungserlaſſes den ſchleſiſchen Gemeinden als Landesrabbiner aufoktroyiert. Er durfte den Titel eines ſchleſiſchen Landesrabbiners führen, erhielt auch gewiſſe von der Regierung ihm ausgeſetzte Sporteln, welche die Juden Schleſiens trotz alles Sträubens an ihn zahlen mußten; zu Anſehen bei ihnen konnte er aber niemals gelangen.

Die Kunde von der Einberufung des Pariſer Synhedrions ſollte für ihn verhängnisvoll werden. Es zog ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt nach Paris, wohin er trotz aller Hinderniſſe, die ihm die preußiſche Regierung in den Weg legen wollte, eilte. Unterwegs erließ er ein offenes Sendſchreiben an ſeine Glaubensgenoſſen und an alle Menſchenfreunde, in welchem er ſie in phantaſtiſchen und hochtrabenden Redewendungen auffordert, die konfeſſionellen Unterſchiede zu beſeitigen und ſich alle ohne Unterſchied zu einer Univerſalreligion zu vereinigen. In dieſer neuen Allerweltsreligion ſollte aber doch das Chriſtentum die Grundlage abgeben. Dieſes Schreiben zeigt

bereits offenbar Spuren des Irrſinns, dem Löb in der Folge auch verfallen iſt. Was er in Paris, wo er im September 1807 anlangte, ſeitdem gethan, iſt unbekannt geblieben. Aber im Januarheft der ſchleſiſchen Provinzialblätter von 1809 leſen wir den Bericht: „Der Oberlandrabbiner der ſchleſiſchen Juden, außer Breslau, Lewy Schäuels Sohn Fränkel, tritt wegen geänderter Glaubens-Überzeugung zur katholiſchen Religion über. Er hat in dieſer Abſicht ſeine Entlaſſung als Oberlandrabbiner und adjungierter Roſch-Beth-Din nachgeſucht.“ Später bereute er aber dieſe That; er zog zurück nach Deutſchland, wanderte von Stadt zu Stadt, halb irrſinnig und mit bitterer Reue im Herzen, bis der mitleidige Tod ihn im jüdiſchen Krankenhauſe zu Frankfurt von ſeinem verfehlten Leben befreite.

Die Reformbeſtrebungen der Juden in Deutſchland richteten ſich auch insbeſondere auf die zeitgemäße Verbeſſerung der Jugenderziehung. Der Schulunterricht der jüdiſchen Jugend in Deutſchland war im Zeitalter Mendelsſohns bei weitem nicht ſo ſchlecht, wie gewöhnlich angenommen wird; auch thut man den ſogenannten „polniſchen Schulmeiſtern“, die in jener Zeit in Deutſchland die Jugend in der Kenntnis der hebräiſchen Sprache und des jüdiſchen Schrifttums unterrichtet haben, großes Unrecht an, wenn man ſie, was häufig genug geſchieht, insgeſamt als Feinde der Kultur und Barbaren hinſtellt, die auf die Kulturentwickelung der deutſchen Juden einen ſehr ſchädlichen Einfluß ausgeübt hätten. Dieſen ſo vielfach geſchmähten polniſchen Schulmeiſtern verdanken wir in Wirklichkeit einen erheblichen Teil der Renaiſſance unter den deutſchen Juden. Gelehrte Polen waren die eifrigen und begabten Mitarbeiter Mendelsſohns und der Mendelsſohnſchen Schule. Auch um die Verbeſſerung der Jugenderziehung haben ſich manche Polen Verdienſte erworben; Mendelsſohn ſelbſt

giebt in der Vorrede zu seiner Pentateuch-Übersetzung an, daß er sich nur auf Andrängen des gelehrten Salomo Dubno zu der Veröffentlichung jener Übersetzung entschlossen habe, abgesehen davon, daß der gediegene Kommentar, den Salomo Dubno zu dem ersten Buch geschrieben, die Vorbereitung des Mendelssohnschen Werkes sehr wirksam gefördert hat.

Einen öffentlichen allgemeinen Schulunterricht gab es in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter den deutschen Juden noch nicht, was übrigens damals auch in christlichen Kreisen nicht allgemein üblich war. Wohlhabende jüdische Familien ließen ihre Kinder durch Haus- und Privatlehrer unterrichten. Neben gründlicher Sprachenkenntnis wurde in den meisten Fällen auch Gewicht auf die Kenntnis der hebräischen Sprache und des jüdischen Schrifttums gelegt. Selbst die weibliche Jugend wurde in den besseren Familien dazu angehalten, zum mindesten die Gebete deutsch übersetzen zu lernen. Henriette Herz, das verhätschelte und nach modernen Begriffen erzogene Kind eines jüdisch-portugiesischen Arztes, lernte im zarten Alter die hebräischen Gebete übersetzen. Moses Mendelssohn ließ es sich nicht nehmen, seine Kinder selbst in der Bibel zu unterrichten, zu welchem Zwecke er die deutsche Pentateuch-Übersetzung anfertigte, die nachher für die gesamte deutsche Judenheit so epochemachend werden sollte. Außerdem hielt er für seine Söhne einen „polnischen" Privatlehrer, der sie „täglich eine Stunde in der hebräischen Grammatik unterrichtete." Der oben erwähnte Salomo Dubno, ein vorzüglicher Grammatiker und gediegener Kenner des Hebräischen, war einige Zeit Hauslehrer in der Mendelssohnschen Familie.

Öffentliche Schulen, aber nur für den Unterricht in dem religiösen Schrifttum — einen katechetischen Religionsunterricht nach unseren Begriffen kannte man damals unter den Juden nicht — gab es in jener Zeit in fast jeder jüdischen Gemeinde, vornehmlich für die Kinder der unbemittelten Glaubensgenossen; es war dies die erste und

wichtigste Pflicht, welche gewissenhaft zu erfüllen jede, noch so arme Gemeinde niemals unterließ. Die Lehrer jener öffentlichen Schulen, Talmud-Thora genannt, waren gewiß keine Pestalozzis; sie standen ohne Zweifel keineswegs auf die Höhe pädagogischer Vollkommenheit, die wir heutzutage bei einem weiter vorgebildeten Lehrer voraussetzen. Aber sie besaßen zumeist ungewöhnliche Kenntnisse der hebräischen Sprache und der hebräischen Litteratur, waren auch größtenteils Männer von ernster, sittlich-religiöser Denkweise, die durch gute Beispiele erziehlich wirkten. Jedenfalls standen sie in keinem Falle den abgedankten Unteroffizieren nach, die im Fridericianischen Zeitalter in sehr vielen preußischen Volksschulen die Jugend in der Kunst des Lesens und des Schreibens unterrichteten. In dem späteren Zeitalter der „Aufklärung" ist es unter den Juden üblich geworden, über die „barbarischen Schulmeister" der früheren Zeit den Stab zu brechen. Oft wird das Zeugnis des bekannten Philosophen Lazar Bendavid angeführt, der in seiner Selbstbiographie von der Schlechtigkeit eines solchen Schulmeisters ein in der That abschreckendes Beispiel erzählt. Man vergißt jedoch dabei, daß derselbe Bendavid, der eifrige Kantianer, in den genannten Aufzeichnungen von einem anderen Schulmeister alten Schlages berichtet, den er als einen idealen und sehr weisen Mann schildert, dem er sogar allen Ernstes die prophetische Gabe zuschrieb. Es erhellt daraus, daß auch in diesem Falle die Wahrheit nur in der Mitte zu suchen ist.

Eine öffentliche Schule für den allgemeinen Unterricht war in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts für die Kinder der minderbemittelten Glaubensgenossen ein dringendes Bedürfnis. In jenen Tagen herrschte noch unter den Juden ein sehr reger Gemeinsinn. Wenn es den wohlhabenden Glaubensgenossen nicht an ausreichenden Mitteln fehlte, ihren Kindern eine moderne Erziehung zu geben, so mußten auch die ärmeren Klassen in den Stand gesetzt werden, die heranwachsende Jugend in den nützlichen Kenntnissen unterrichten zu lassen. Mit einem Worte, es

mußten jüdiſche Volksſchulen ins Leben gerufen werden, womit man in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts eifrig begann. Dies war ein im allgemeinen ſehr löbliches und gemeinnütziges Unternehmen, nur beging man dabei von ſeiten der Bildungsfreunde den großen unverzeihlichen Fehler, die Schulen nicht als Bildungsſtätten zu betrachten, dort der jüdiſchen Jugend die nötigen Schulkenntniſſe beizubringen, ſondern vielmehr als Mittel, um unter den minderbemittelten Glaubensgenoſſen „Aufklärung“ zu verbreiten. Dieſes führte dazu, daß die ins Leben gerufenen Schulen in der erſten Zeit mit dem nicht ganz unbegründeten Mißtrauen weiter Kreiſe der jüdiſchen Bevölkerung zu kämpfen hatten.

Von den jüdiſchen Volksſchulen in den öſterreichiſchen Erblanden, dort Normalſchulen genannt, iſt hier ſchon die Rede geweſen. Wir haben geſehen, mit welchem Mißtrauen die weitaus überwiegende Mehrheit der öſterreichiſchen Juden die Errichtung jener Schulen aufgenommen hat. In der That haftete jenen Schulen von vornherein etwas Gehäſſiges und Polizeiliches an; ſie gaben zu Mißtrauen nur allzuviel Grund. An die Spitze der Schulverwaltung waren Männer geſtellt worden, die, wenn auch äußerlich noch immer Juden, aus ihrer Abneigung gegen alles Jüdiſche gar kein Hehl machten. Es war ihnen offenbar gar nicht darum zu thun, das Vertrauen ihrer Glaubensgenoſſen zu gewinnen und dieſe ſomit langſam der europäiſchen Kultur zuzuführen; vielmehr beſtrebten ſie ſich lediglich, die Gunſt der „hohen Obrigkeit“, das heißt, des k. k. Kreisſekretärs, zu erlangen und durch deſſen Hilfe ſich bei den Juden in Reſpekt zu ſetzen. So wurde der bereits erwähnte Herz Homberg, übrigens ein oberflächlicher Menſch und gewöhnlicher Streber, der keineswegs die Achtung verdiente, die ihm Moſes Mendelsſohn gutmütiger Weiſe zollte, zum Direktor ſämtlicher jüdiſcher Volksſchulen in Galizien ernannt, das kurze Zeit zuvor eine öſterreichiſche Provinz geworden war und mit allen Mitteln germaniſiert werden ſollte. Homberg, der ſpäter ſeine Kinder dem Chriſtentum

zugeführt hat, war schon damals innerlich mit dem Judentum zerfallen, was wir einem Briefe Mendelssohns entnehmen, in welchem letzterer es versucht hat, Homberg die Existenzberechtigung des Judentums in der Gegenwart nachzuweisen. Man kann sich somit ungefähr denken, wie es mit den seiner Aufsicht unterstellten jüdischen Volksschulen ausgesehen haben mag. Die Lehrer an jenen Schulen überragten an pädagogischer Ausbildung die viel geschmähten polnischen Schulmänner gewiß nicht viel, gaben hingegen in der Gemeinde, wo sie auf die Kulturentwickelung ihrer Glaubensgenossen einwirken sollten, durch ihr abenteuerliches und irreligiöses Leben großes Ärgernis.

Kein Wunder also, daß die frommen Juden diese ihnen vom Staat aufgedrängten Schulen nicht als eine ihnen erwiesene Wohlthat aufnahmen, sondern viel eher als einen lästigen Polizeizwang, der darauf ausging, die jüngern Generationen dem väterlichen Glauben zu entfremden und auch sittlich zu schädigen. Die neuerrichteten Schulen wurden fast gar nicht besucht, denn die Eltern der schulpflichtigen Jugend wußten sich von dieser Pflicht durch ein bei der zuständigen Behörde rechtzeitig angebrachtes Geschenk zu befreien. Auch im Königreiche Böhmen, wohin nachher Homberg als Schulorganisator für die Juden kam, ging es nicht viel besser zu, wenn auch dort das Bedürfnis nach moderner Schulbildung unter den Juden früher fühlbar wurde. Die jüdischen Eltern zogen es aber vernünftiger Weise vor, ihre Kinder in die staatlichen Schulen zu schicken, wo sie weit weniger der Gefahr ausgesetzt waren, Haß und Verachtung gegen das Judentum einzusaugen. Homberg beschränkt daher bald seine Wirksamkeit auf die Fabrikation von Religionskatechismen, die ganz den Geist des Metternich-Sedelnitzkyschen Polizeisystems atmeten. Dieses Polizeijudentum wurde von der Behörde der jüdischen Jugend beiderlei Geschlechts aufgezwungen. Namentlich durfte kein jüdisches Brautpaar die nachgesuchte Heiratslicenz bekommen, ohne sich zuvor einer Prüfung in der Kenntnis der Religion nach dem Hombergschen Rezept

unterzogen zu haben. Auch diese Verordnung, die eines komischen Beigeschmackes nicht entbehrte, verstanden sich die Juden durch ein Geldopfer vom Halse zu schaffen. Da aber ein christlicher Kommissar der „Religionsprüfung" beizuwohnen pflegte, so half man sich in der Regel dadurch, daß zwischen dem Brautpaar und dem jüdischen Lehrer, der die Prüfung abzunehmen hatte, Fragen und Antwort zuvor verabredet wurden, wobei es oft zu den heitersten Mißverständnissen kam. Die jugendliche Braut, die gewiß an alles andere eher als an Hombergs Religionskatechismus dachte, kam regelmäßig in Verwirrung, verwechselte die zuvor verabredeten Fragen und gab unpassende Antworten. Noch heutzutage bieten die heitern Episoden, die bei jenen Prüfungen vorzukommen pflegten, unerschöpfliches Material für allerlei köstliche Anekdoten. Erst das Jahr 1848 hat mit der Herrschaft des Polizeistaates in Österreich auch die des Homberg'schen Religionsbuches gestürzt. Die heiratslustigen jüdischen Mädchen in Böhmen wurden von der Religionsprüfung für immer befreit.

In Preußen nahmen die Reformbestrebungen des jüdischen Schulwesens einen bessern Fortgang. Es war ein Glück, daß hier die Regierung, wenigstens in der ersten Zeit, keinen Zwang ausübte. Von innen heraus sollte sich die zeitgemäße Erziehung der jüdischen Jugend entwickeln. In Berlin wurde im Jahre 1781 die erste „Freischule" für die Kinder der minderbemittelten Glaubensgenossen eröffnet, in welcher außer in den hebräischen Disziplinen auch in den nötigen profanen Lehrgegenständen, namentlich in der Kenntnis der deutschen Sprache Unterricht erteilt wurde. Diese Schule wurde durch die Opferwilligkeit der wohlhabenden Juden, in erster Reihe mit Hilfe der Familie Itzig ins Leben gerufen. Zu ihrem Unterhalte gründete man nach damaliger Sitte eine hebräische Druckerei, in der wiederum gediegene Schriften auf dem Gebiete der hebräischen Poesie und der jüdischen Religionswissenschaft aus dem goldenen Zeitalter der jüdischen Litteratur neu aufgelegt wurden An der Spitze dieses Unternehmens

ſtand Iſak Satanow, ein gelehrter, aber leichtſinniger Pole, der nicht wenig dazu beigetragen, die Kulturbeſtrebungen unter den deutſchen Juden in Mißkredit zu bringen. Hingegen wurde die Schule ſelbſt in ſpäteren Jahren von dem edlen Lazar Bendavid geleitet, dem eifrigen Kantianer, der in Wien von der Polizei als „Neuerer“ ausgewieſen worden war. Mit der größten Uneigennützigkeit widmete ſich dieſer geniale Denker dem gemeinnützigen Unternehmen, während er ſeinen Lebensunterhalt ähnlich ſeinem Vorbilde Spinoza durch Glasſchleifen fand. Er war im ganzen eine Erſcheinung von antiker Größe, bedürfnislos wie Diogenes, ein Prieſter der Wahrheit und der Aufklärung. Er nahm hervorragenden Anteil an der Entwickelung des Judentums, ohne jedoch auch nur um ein Jota von der altjüdiſchen Einfachheit und Beſcheidenheit abzuweichen. Die Schule, die Bendavid viele Jahre hindurch unentgeltlich geleitet, beſteht noch gegenwärtig in veränderter Form.

In Breslau ging ebenfalls das Beſtreben der gebildeten Juden nach einer gründlichen Verbeſſerung des Unterrichtsweſens. Ein Verein, „Geſellſchaft der Brüder“ genannt, an deſſen Spitze die angeſehenſten Männer der Gemeinde ſtanden, war in dieſem Sinne mit aller Energie thätig. Er fand kräftige Unterſtützung beim Grafen Hoym, dem höchſten Beamten der Provinz. Ein begeiſterter Philanthrop, ein aufrichtiger Verehrer und Bewunderer Mendelsſohns, unterzog ſich Hoym mit Eifer und Wärme der Aufgabe, die Bildung der Juden zu befördern, ihre politiſche Lage zu verbeſſern und ihre Annäherung an die andern Bürger ſo viel wie möglich zu erleichtern. In der durch ſeinen weitreichenden Einfluß erlaſſenen Gemeinde-Verfaſſung vom 21. Mai 1790, die im Vergleich zu den früheren Beſtimmungen bedeutend humaner lautete, war ein Paragraph vorgeſehen, „daß in Breslau eine ordentliche Unterrichtsſchule eingerichtet werde, in welcher außer den Religionsbräuchen den Kindern vorzüglich reine Moral, Menſchenliebe und Unterthanenpflichten, ſowie Kenntniſſe im Schreiben, Rechnen, Sprachen, Geographie, Geſchichte

und Naturwiſſenſchaft beizubringen ſeien, damit die künftige Generation zu nützlichen Bürgern des Staates herangebildet werde.“ Graf Hoym ſetzte ein aus zwei chriſtlichen und fünf jüdiſchen Mitgliedern beſtehendes „Schul-Kollegium“ ein, um die nötige Schule ins Leben zu rufen, den Schulplan zu entwerfen, die geeigneten Lehrkräfte in Vorſchlag zu bringen und dann die Aufſicht über die neue Anſtalt zu führen. Dieſes Schul-Kollegium konnte bereits vor Ablauf des Jahres 1790 den fertigen Lehrplan zur Genehmigung vorlegen. Charakteriſtiſch für die unter den gebildeten Juden damals herrſchende Strömung iſt der Umſtand, daß die Behörde darauf dringen mußte, in den Lehrplan der „königlichen Wilhelmsſchule“ — ſo wurde die neue Anſtalt benannt — auch den Talmud aufzunehmen, um jedes Mißtrauen gegen die Tendenz der Schule von vornherein zu beſeitigen. Die Aufſicht über dieſe Disziplin und das Recht, einen Lehrer für Talmud zu nominieren, wurde dem amtierenden Landrabbiner eingeräumt. Die „Aufgeklärten“ verſtanden es jedoch durch allerhand Winkelzüge den Talmudunterricht in der Wilhelmsſchule zu beſeitigen, indem ſie die Schuld daran dem Landrabbiner zuſchoben. Obwohl ſich die Regierung bald von der Grundloſigkeit dieſer Anſchuldigung überzeugen konnte, hörte doch der Talmudunterricht im Jahre 1793 vollſtändig auf. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde auch die Samſon-Schule zu Wolfenbüttel und die Jacobſohn-Schule zu Seeſen ins Leben gerufen. Nach und nach wurden jüdiſche Volksſchulen in verſchiedenen Teilen Deutſchlands eröffnet, in Frankfurt ſogar ein jüdiſches Realgymnaſium, die ſämtlich den Zweck hatten, dem immer größer werdenden Bildungsdrang der jüdiſchen Jugend zu genügen. Das Streben der neuen Zeit iſt indeſſen darauf gerichtet, den allgemeinen Unterricht interkonfeſſionell zu geſtalten und das jüdiſche Schulweſen lediglich auf den Religionsunterricht zu beſchränken. Viele jüdiſche Volksſchulen ſind daher im Laufe der Zeit wieder eingegangen, einige andere zu Simultanſchulen umgeſtaltet worden.

Die Freunde der Aufklärung und der Bildung unter den Juden, so verhältnismäßig gering an Zahl sie auch anfangs waren, zeigten sich sehr eifrig und rührig in der Bethätigung ihrer Bestrebungen. In den größeren Gemeinden entstanden unter verschiedenen Namen und Bezeichnungen Kulturvereine oder „Vereine zur Förderung des Edlen und Guten," die alle das Ziel verfolgten, unter den Juden den Sinn für Bildung und zeitgemäße Jugenderziehung zu wecken, den Geschmack zu veredeln und vorerst eine soziale Annäherung zwischen ihnen und ihren christlichen Mitbürgern herbeizuführen. Die „Aufgeklärten" bildeten eine Art Brüderschaft, deren Mitglieder über ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus zerstreut waren. Sie korrespondierten mit einander, tauschten gegenseitig ihre Gedanken aus, teilten sich die gewonnenen Erfahrungen mit und unterhielten auf diese Weise ihre Verbindungen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Diese Beziehungen zwischen den oft so weit von einander gerückten Bildungsfreunden mußten in ihnen den Plan anregen, ein publizistisches Organ für ihre Bestrebungen zu schaffen. In die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fällt daher auch die Entstehungsgeschichte der jüdischen Publizistik. Noch verstanden damals die meisten gebildeten Juden auch in Westeuropa die hebräische Sprache; die Kenntnis des Hebräischen galt für unerläßlich, wenn man in öffentlichen Angelegenheiten mitreden wollte. Außerdem durfte nicht die Verbindung mit den Gesinnungsgenossen in den außerdeutschen Staaten aufgegeben werden. Kein Wunder also, daß die erste Zeitschrift für jüdische Interessen eine hebräische war, die freilich bald ähnlichen litterarischen Unternehmungen in deutscher Sprache als Vorbild dienen sollte.

Bereits im Jahre 1750 hatte Moses Mendelssohn den Versuch gemacht, mit gleichgesinnten aufstrebenden jungen Männern ein hebräisches Wochenblatt herauszugeben, von dem indessen nur zwei Nummern erschienen. Es heißt, daß das neue Organ, in jener Zeit unter den

Juden etwas Ungewöhnliches, auf Veranlaſſung des Berliner Rabbinats unterdrückt worden ſei. Man wird jedoch dieſe Angabe, wie ſo manche andere aus dem Leben und dem Zeitalter Mendelsſohns, in das Reich der Legende verweiſen müſſen. Der Rabbiner von Berlin war damals David Fränkel, zwar ein Theologe alten Schlages, aber doch bereits von der freiern Luft des fridericianiſchen Zeitalters angeweht. Im Berliner Ghetto war man um jene Zeit wohl noch ſehr religiös, keineswegs aber ſo ſtark reaktionär und bildungsfeindlich, wie gemeinhin angenommen wird. Bereits im Jahre 1746 wurde in der Berliner Synagoge ein Gottesdienſt abgehalten, um die vom großen König in Schleſien erfochtenen Siege zu feiern. Bei dieſer Gelegenheit hatte der Rabbiner Fränkel, ſo gut er's konnte, den Pegaſus beſtiegen und ein hebräiſches Gedicht zu Ehren des Königs verfaßt, das Dr. Ahron Gumpertz, der Freund und Bewunderer Gottſcheds, ins Deutſche übertrug. Beide Gedichte, das hebräiſche Original und die deutſche Überſetzung, wurden in der Gemeinde-Synagoge vorgetragen, und die Berliner Judenheit war nicht wenig ſtolz darauf, daß die Feier durch die Anweſenheit der Königin und mehrerer königlicher Prinzen im Gotteshauſe eine beſondere Auszeichnung erfuhr. Man wird es nun unter ſolchen Umſtänden nicht für wahrſcheinlich halten, daß der höchſt tolerante Rabbiner, einer gebildeten und angeſehenen Berliner Familie entſtammend, einen derartigen Fanatismus der Mendelsſohnſchen Zeitſchrift gegenüber gezeigt habe. Man darf auch nicht vergeſſen, daß Mendelsſohn ſelbſt bis gegen Ende der ſiebziger Jahre den Rechtgläubigen keinen Verdacht einflößte. Er wurde ſpäter von der Gemeinde angegangen, die hebräiſche Predigt des Rabbiners, die in der Synagoge anläßlich des Friedens von Hubertsburg gehalten werden ſollte, ins Deutſche zu übertragen. Für dieſen Dienſt ehrte ihn die Gemeinde durch eine Zuſchrift, in der ihm jede Gemeindeſteuer erlaſſen wurde. Da er aber dadurch das paſſive Wahlrecht in der Gemeinde verlor, ſo wurde im Jahre 1772 mit Zuſtimmung

des Rabbinats die betreffende Beſtimmung ihm, „dem berühmten Manne gegenüber," aufgehoben. Erſt in den letzten Lebensjahren des Philoſophen wurde es ihm von rechtgläubiger Seite verübelt, „daß er böſe Hunde in ſeinem Hauſe halte," wie ſich Rabbi Jakob Emden draſtiſch ausdrückte. Gemeint waren jene abenteuerlichen Geſtalten, die in ſeinem gaſtfreundlichen Hauſe verkehrten, dabei aber Religion und Sitte mit cyniſcher Offenheit verhöhnten.

Die Mendelsſohnſche Wochenſchrift wird wohl aus Mangel an Teilnahme eingegangen ſein; der damals einundzwanzigjährige Hauslehrer war in der Judenheit noch nicht bekannt genug, um Intereſſen für dieſes neuartige Unternehmen bei ſeinen Glaubensgenoſſen zu finden; auch war die Berliner Gemeinde, die gerade um jene Zeit das neue „Generalprivilegium" von Friedrich erhalten hatte, durch welches alles „unnütze Geſindel" von Berlin verwieſen wurde, nicht zahlreich genug, um eine genügende Anzahl von Abonnenten für die Zeitſchrift zu bieten. Im Jahre 1783 hingegen waren die Verhältniſſe bereits anders geworden. Da gab es ſchon eine ziemlich ſtarke Gemeinde gebildeter und für die Aufklärung begeiſterter Männer, unter denen angeſehene und reiche Familien, wie die der Friedländer und der Itzig, ſich befanden. Von dieſem Kreiſe ging im Sommer des genannten Jahres ein Aufruf an ſämtliche für die Aufklärung (Hascalah) der Juden thätigen Freunde und Geſinnungsgenoſſen, die neue Monatsſchrift „Hameaſſef", die mit dem erſten Monate des jüdiſchen Jahres 5544 (September 1783) erſcheinen ſollte, kräftig zu unterſtützen und für deren Verbreitung zu ſorgen. Mit dieſer Monatsſchrift, ſo litterariſch unbedeutend und armſelig ſie auch nach unſerer Anſchauung erſcheinen mag, begann in der Judenheit eine neue Epoche. Ihre Mitarbeiter, unter denen wir Mendelsſohn (anonym), Friedländer, Weſſely, den Philoſophen Salomon Maimon, Prof. Marcus Herz, Prof. Brill und viele andere bedeutende Perſönlichkeiten jener Zeit finden, wurden mit dem Kollektivnamen der „Meaſſefim-Schule" bezeichnet; man ſprach auch von dem

„Zeitalter der Meaſſefim" und von deſſen Einfluß auf die Kulturentwickelung der Juden.

Die eine Tendenz dieſer Zeitſchrift war, unter den Juden den Sinn und Geſchmack für edle Sprachform zu wecken. Es lag eine deutlich ausgeſprochene Abſicht darin, daß die Mitarbeiter der „Hameaſſef" die hebräiſche Sprache puriſtiſch bibliſch handhabten und jeden talmudiſchen Ausdruck ängſtlich zu vermeiden ſuchten. Der Talmud war den „Aufgeklärten" und „Neumodiſchen," die ihn nur ſehr oberflächlich kannten, recht unſympathiſch. David Friedländer nannte ihn ein Buch voller „Myſterien", ein Urteil, das nicht nur ungerecht war, ſondern auch von der mangelnden Kenntnis des rationaliſtiſchen Reformfreundes auf dieſem Gebiete zeugte. Die neue Zeitſchrift ſollte ferner die hebräiſche Poeſie neu beleben, hat aber auch nicht einen echten hebräiſchen Poeten hervorgerufen; all die im „Hameaſſef" abgedruckten Gedichte waren in der Regel weiter nichts als Nachahmungen deutſcher Produkte oder einfache Überſetzungen. Der rationaliſtiſche Friedländer gefiel ſich in dem Überſetzen von Geßnerſchen Idyllen, ebenſo wurden Gedichte von Herder, Gleim und Leſſing in hebräiſchem Gewande den Juden vorgeführt. Originalgedichte boten Weſſely und David Friedrichsfeld, erſterer in der Regel Gelegenheitsoden: auf Friedrich den Großen, Kaiſer Joſef den Zweiten und König Ludwig XVI. von Frankreich, der im Elſaß den ſchmachvollen Leibzoll der Juden abgeſchafft. Alle dieſe poetiſchen Produkte ſind längſt verſchollen und vergeſſen. Nur hin und wieder lief ein hübſches Gedichtchen von einem portugieſiſchen oder italieniſchen Mitarbeiter ein, ſo ein reizendes Sonett über das Kartenſpiel von dem italieniſchen Arzt Efraim Luzzatto in London und ähnliche kleine Gedichte von Franco-Mendes, Gideon Abudiente u. a.

Ernſter war die zweite Tendenz der Zeitſchrift, für Bildung und Aufklärung unter den Juden zu wirken. Die wiſſenſchaftlichen Aufſätze, die im „Hameaſſef" erſchienen waren, verdienen wenig Beachtung, hingegen kam oft ein kräftiger polemiſcher Artikel, der zwar in unſerer Zeit

noch immer für zahm gehalten werden würde, in jenem in dieſer Hinſicht noch nicht verwöhnten Zeitalter aber von ſehr weitgehender Wirkung war. Die Rechtgläubigen ärgerten ſich nicht wenig über Angriffe gegen religiöſe Gebräuche und Anſchauungen, die ſeit Jahrhunderten in der Judenheit als weſentliche Beſtandteile des Judentums galten. Selbſt Weſſely war ungehalten, als einſt im „Hameaſſef“ ein Aufſatz erſchien, in dem die jüdiſch-religiöſe Anſchauung von den jenſeitigen Strafen verhöhnt wurde. Er zog gegen dieſe Angriffe mit einem geharniſchten Artikel zu Felde. Noch mehr war der „Hameaſſef“ für die Abſchaffung eines alten Brauches in der Judenheit thätig: nämlich der frühzeitigen Beerdigung der Toten, für welche Reform bereits Moſes Mendelsſohn und Marcus Herz eingetreten waren. Der Eifer der ſo einflußreichen Zeitſchrift in dieſer Angelenheit ſollte ihr aber verhängnisvoll werden. In den ſpäteren Jahren war nämlich die Redaktion nach Breslau verlegt worden. Da geſchah es im Jahre 1810, daß ein angeſehener jüdiſcher Mitbürger einige Tage vor dem Purimfeſte geſtorben und gleich an demſelben Tage der Erde übergeben wurde. Einer der Redakteure des „Hameaſſef“ verkleidete ſich am Purimtage als wandelnde Leiche, und trat ſo ins Haus des Rabbiners, wo die angeſehenſten Gemeindemitglieder, darunter auch Verwandte des einige Tage zuvor Verſtorbenen, verſammelt waren. „Er ſei der frühzeitig zu Grabe getragene und eigentlich nur ſcheintot geweſene Bürger, der ſich ſoeben aus dem Grabe habe frei machen können.“ Man kann ſich den Schreck und die Aufregung der Gemeinde bei dieſer Erſcheinung denken. Der Unwille darüber war nachher ſo weitgehend und mächtig, daß es in der Folge den Feinden der ohnehin ſchlecht angeſchriebenen Zeitſchrift gelang, den „Hameaſſef“ nach ſiebenundzwanzigjährigem Beſtehen zu unterdrücken.“

Zweiter Abschnitt.

Die Reaktion.

Wenn es für die deutschen Juden im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eines Beweises dafür bedurft hätte, daß sie trotz der politischen und zum großen Teil auch socialen Zurücksetzung, in der sie lebten, mit ihrem ganzen Empfinden dem deutschen Vaterlande anhingen, so haben sie dies zur Genüge durch ihr patriotisches Verhalten nach der schweren Katastrophe von Jena gezeigt. Die Siege der französischen Waffen in Deutschland haben den Juden die Gleichberechtigung in jenen Landesteilen gebracht, die entweder direkt mit dem Kaiserreiche vereinigt, oder Vasallstaaten Frankreichs geworden sind. Von den deutschen Staaten waren es jene des Rheinbundes, die zuerst dem von Frankreich gegebenen Beispiel folgten, die Juden als Bürger anzuerkennen; Baden, das so dicht an das Land der Gleichheit grenzte, machte den Anfang, die übrigen unter Napoleons Protektion stehenden Staaten ahmten diesem Beispiel nach. In Westfalen, in den Hansestädten und selbst in Mecklenburg erlangten die Juden politische Rechte; in der freien Stadt Frankfurt, dem Sitze der berüchtigten „Judenstättigkeit", erkauften sich die Juden die Gleichberechtigung um die Summe von 400000 Gulden; sie durften daher dort auch Staatsämter bekleiden. Nur in Preußen konnte sich die Regierung noch immer nicht dazu entschließen, der Zeitströmung zu folgen und den Juden die bürgerlichen Rechte zu gewähren, obwohl die harten Bestimmungen des im

Jahre 1750 von Friedrich dem Großen erlaſſenen „General-Privilegiums“ im Laufe der Jahre doch vielfach gemildert worden waren.

Deſſenungeachtet bekundete die jüdiſche Bevölkerung in Preußen in jenen ſchweren Tagen eine patriotiſche Geſinnung, die jener der chriſtlichen Bevölkerung nicht im mindeſten nachſtand. Nachdem der Staat Friedrichs des Großen auf dem Schlachtfeldern von Jena und Auerſtädt zuſammengebrochen war, empfanden es die deutſchen Juden ebenſo bitter wie die chriſtlichen Söhne des deutſchen Volkes, daß Deutſchland ein Spielball des übermütigen Siegers geworden war. Die Not der Zeit machte auf die Juden einen großen Eindruck. Man braucht nur die Briefe, Aufzeichnungen, Tagebuchblätter und ähnliche ſchriftliche Denkmäler aus jenen Tagen der ſchweren Prüfung aufmerkſam zu leſen, um zu erfahren, welche aufrichtige und lebhafte Teilnahme die deutſchen Juden dem Schickſal ihres beſiegten Vaterlandes gewidmet haben. Auch trugen ſie reichlich das Ihrige dazu bei, um den geſunkenen Mut aufzurichten, das deutſche Nationalgefühl neu zu beleben, zu einer Zeit, in der ſo vielfach Mutloſigkeit und Verzagtheit auch die Beſten ergriff. Die Juden Preußens, die eigentlich nie ein Vaterland hatten, trauerten um das harte Los, welches dieſes ihnen verſchloſſenen Vaterland betroffen hatte und ſtellten ſich freiwillig in den Dienſt aller Beſtrebungen, die auf die Wiederherſtellung ſeiner ehemaligen Größe gerichtet waren.

Das politiſche Leben konzentrierte ſich in jenen Tagen, in welchen man das moderne Zeitungsweſen noch nicht kannte, in den Salons, unter denen, wie bekannt, die jüdiſchen die hervorragendſte Rolle ſpielten. Man darf ſich jedoch unter dieſen Salons keineswegs luxuriös ausgeſtattete Räume denken, in denen der Reichtum den eigentlichen Anziehungspunkt bildete. Die geiſtreiche Rahel, die eifrige Verkünderin der Goetheſchen Dichtungen, empfing ihre Gäſte, darunter die ausgezeichnetſten Männer und Frauen ihrer Zeit, die wahre

Ariſtokratie des Geiſtes, in ihrer im vierten Stock eines einfachen Hauſes gelegenen Wohnung; dieſen beſcheidenen „Salon“ pflegte auch der geniale Prinz Louis Ferdinand zu beſuchen, um dort „Dachſtuben-Wahrheiten“ zu hören. In dieſen Kreiſen wurden, und zwar keineswegs mit der heutzutage gewöhnlichen oberflächlichen Schwatzhaftigkeit, alle Probleme beſprochen, die den menſchlichen Geiſt beſchäftigen: Philoſophie, Kunſt, Äſthetik, Moralbegriffe, kultureller Fortſchritt und Politik durcheinander. Das Hauptthema bildeten aber damals Betrachtungen über die politiſchen Vorgänge, über die Notlage des Vaterlandes, den Niedergang Deutſchlands und die Erwägung der Mittel, durch die das tiefgebeugte deutſche Volk wieder aufgerichtet werden könnte. Aus dieſen Kreiſen ging auch einige Jahre ſpäter die patriotiſche Geſinnung hervor, die ſich im Kampfe gegen den Feind ſo glorreich bewährte. Man braucht z. B. nur die Briefe der Dorothea Schlegel, der Tochter Moſes Mendelsſohns, zu leſen, um die Gefühle zu erkennen, von denen die Juden in Preußen in den Tagen der Erhebung beſeelt waren. Sie fanden ſich mit den Beſten und Edelſten Deutſchlands in dem Beſtreben zuſammen, ſo viel wie möglich für die Aufrichtung des verzagten Volkes zu thun, den Glauben an ſeine Zukunft wieder zu beleben und auch thatkräftig helfend einzugreifen, wo es galt, Not und Elend zu mildern. Die Ereigniſſe jener bewegten Tage bilden ein Ehrenblatt in der Geſchichte der Juden in Preußen.

Man zollte auch in den regierenden Kreiſen Preußens dieſem patriotiſchen Verhalten der Juden Anerkennung, aber man konnte ſich nur ſchwer entſchließen, alte von Generation auf Generation vererbte Vorurteile aufzugeben. Nur mit Mühe gelang es, König Friedrich Wilhelm III. zur Gewährung der Gleichberechtigung der Juden umzuſtimmen. Kein Geringerer als Hardenberg trat dafür mit Entſchiedenheit ein, indem er auf die Notwendigkeit hinwies, in dem gebliebenen Reſte der preußiſchen Monarchie alle Kräfte zu ſammeln. Am 11. März 1812 unterzeichnete der König nach vielem Sträuben das Geſetz, das die

preußiſchen Juden zu Vollbürgern machte. Nur hinſichtlich der Beſetzung von Staatsämtern durch Juden behielt ſich der König eine neue Entſcheidung vor. Mit Ausnahme der öſterreichiſchen Erblande, wo man noch immer nichts gelernt und nichts vergeſſen hatte, waren die Juden in allen deutſchen Staaten emanzipiert; freilich blieb dieſe Emanzipation vielfach nur auf dem Papier ſtehen.

Aber auch dieſe Emanzipation ſollte nicht von langer Dauer ſein, denn die humane, freiheitliche Strömung der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mußte bald nach der Beendigung der Befreiungskriege einer fanatiſchen Reaktion Platz machen, die am ſchwerſten die Juden betraf. Dieſe neue Strömung, von der faſt ganz Deutſchland ergriffen ward, brachte die Juden um die verſprochenen oder bereits verliehenen Rechte, wobei gleichzeitig gegen ſie eine vom Volke ausgehende Feindſeligkeit losbrach, die man einige Jahre zuvor für unmöglich gehalten hätte. Es war für die deutſchen Juden eine ſchwere Enttäuſchung, die ihnen die Befreiung des Vaterlandes brachte, an der ſie mit allen Kräften mitgewirkt. Es iſt lächerlich, wenn von judenfeindlicher Seite entgegengehalten wird, das deutſche Vaterland wäre auch ohne „jüdiſche Hilfe“ vom Fremdenjoche befreit worden. Denn nicht um die „jüdiſche Hilfe“, die übrigens weit über das Zahlenverhältnis der Juden zu der anderen Bevölkerung reichte, handelte es ſich in jenen Tagen, ſondern darum, daß die Juden in der Zeit der größten Not ihre vaterländiſche Geſinnung bewährten. Mit derſelben Logik, mit der ſo ſchnöde über die „jüdiſche Hilfe“ gehöhnt wurde, ohne die Deutſchland ebenfalls befreit worden wäre, hätte man auch einzelnen Landesteilen oder Städten den Anteil an dieſem Befreiungswerke abſprechen können. Thatſächlich haben die Juden mit den chriſtlichen Mitbürgern redlich gewetteifert, die ſchwerſten Opfer auf dem Altar des Vaterlandes zu bringen. In dem auch finanziell erſchöpften, bankerotten Öſterreich predigten die frommen Rabbiner ihren Gemeinden, Schmuck und ſilbernes Beſteck in das

kaiſerliche Schatzamt als Beitrag für die Kriegsrüſtung zu tragen. In Preußen zogen zahlreiche jüdiſche Jünglinge freiwillig in den Krieg, andere wiederum, wie auch Frauen und Mädchen, widmeten ſich mit der größten Opferwilligkeit der Krankenpflege; die wohlhabenden Juden ſpendeten reichlich zur Linderung der allgemein herrſchenden Not. In der That hörte man auch nichts von Äußerungen des Judenhaſſes in Deutſchland, ſo lange um die Befreiung des Vaterlandes heiß gekämpft ward. Im Gegenteile, mancher Heerführer äußerte ſich ſehr lobend über die von den jüdiſchen Freiwilligen gezeigte Tapferkeit, wie auch ihr opferwilliges Verhalten im ganzen von kompetenter Seite nur Anerkennung fand. — Erſt nachdem die Franzoſen über den Rhein vertrieben waren, begann mit dem in ſolcher Zeit erklärlichen Fremdenhaß auch die Hetze gegen die Juden, die man in vom Gift des Haſſes getränkten Zeitungsartikeln und Flugſchriften mit dem Erbfeinde, mit den „gottloſen“ Franzoſen auf eine Stufe zu ſtellen ſich gewöhnte.

Es iſt vielfach die Anſicht verbreitet, daß der in Deutſchland nach den Befreiungskriegen ausgebrochene Hep-Hepſturm der erbitterten Stimmung der Jugend und aller Freiheitsfreunde entſproſſen ſei, welche die hereingebrochene Reaktion und Demagogenhetze als eine ſchlechte Belohnung für den vom deutſchen Volke an den Tag gelegten Patriotismus anſehen mußten. Gegen dieſe Auffaſſung ſpricht jedoch der Umſtand, daß ſchon anläßlich der Verhandlungen auf dem Kongreß zu Wien behufs Neuregelung der deutſchen Verhältniſſe die judenfeindliche Geſinnung zum Ausdruck gelangt war. Den Reigen eröffneten die freien Städte, die darauf drangen, die den Juden bereits verliehene Gleichberechtigung wieder aufzuheben; die Hanſeſtadt Bremen wollte ihnen ſogar nicht mehr den Aufenthalt gewähren. Die Frankfurter verteidigten die Anſchauung, daß die den Juden um eine hohe Summe gewährten Rechte ungültig ſeien, hingegen die alte, berüchtigte „Judenſtättigkeit“ noch in Geltung ſtünde. Obwohl die Vertreter der

beiden deutschen Vormächte, Hardenberg und Metternich, ersterer im Namen Preußens und letzterer im Namen Österreichs, für die Aufrechterhaltung der Emanzipation in jenen deutschen Bundesstaaten eintraten, wo sie bereits zu Recht bestand, verstanden es die Vertreter der freien Städte bei der endgültigen Stilisierung der betreffenden Bestimmungen der Bundesakte eine kleine aber folgenschwere Änderung vornehmen zu lassen, die der judenfeindlichen Strömung zu gute kam. Der Artikel 101 der Bundesakte lautete: „Die Bundesversammlung wird in Beratung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Übernahme aller Bürgerpflichten werde gesichert werden. Jedoch werden, den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben in den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten." Nach dieser ursprünglichen Fassung des Artikels 101 der Bundesakte hätten die Juden in jenen Bundesstaaten, wo sie bereits die Emanzipation erhalten hatten, im Besitze der bürgerlichen Rechte bleiben müssen, bis von Bundeswegen eine anderweitige Regelung der Verhältnisse der Juden erfolgt wäre; den einzelnen Staaten selbst war die Befugnis entzogen, in diese Angelegenheit legislative Maßregeln zu treffen. In diesem Sinne verstanden auch Hardenberg und Metternich den Wortlaut der betreffenden Bestimmung, so daß sie den jüdischen Vertrauensmännern, welche zur Wahrnehmung der Interessen ihrer Glaubensgenossen in Wien anwesend waren, die beruhigende Versicherung geben konnten: der status quo werde erhalten bleiben. Als aber die freien Städte bald nachher die Gleichberechtigung der Juden annullierten und diese sich auf die Bundesakte beriefen, stellte es sich heraus, daß der so wichtige Schlußpassus des Artikels 101 bei der endgültigen Stilisierung folgende kleine, aber so einschneidende Änderung erfahren hatte: „... jedoch werde den Bekennern dieses (des jüdischen) Glaubens bis

dahin die denſelben von den einzelnen Bundesſtaaten eingeräumten Rechte erhalten." Die Konſequenz dieſer Erſetzung des Wörtchens „in" durch „von" war, daß die Bundesſtaaten, in denen die Juden die bürgerlichen Rechte durch die franzöſiſche Herrſchaft erhalten hatten, nicht angehalten werden konnten, dieſe Rechte anzuerkennen. Die Hanſeſtädte waren ſomit in der „glücklichen" Lage, die Juden mit einem Federſtriche für politiſch rechtlos zu erklären. Die Frankfurter konnten ſich noch dazu auf den Artikel 43 der Wiener Schlußakte ſtützen, der zum Schluß folgenden Paſſus hatte: „Die (ſtaatlichen) Einrichtungen (Frankfurts) ſollen auf dem Prinzipe der vollſtändigen Gleichheit aller verſchiedenen Kulten der chriſtlichen Religion baſiert ſein." Dieſe Parität war zu Gunſten der Katholiken zum Geſetz erhoben, da die Frankfurter Patrizier in früheren Jahren die katholiſche Minorität in ihrem Staat nicht viel beſſer als die Bewohner des Ghettos behandelt hatten. Hardenberg hatte ausdrücklich erklärt, daß dadurch die bürgerlichen Rechte der Juden in Frankfurt, die ja durch den Artikel 101 der Bundesakte gewährleiſtet würden, in keinem Falle präjudiert ſeien. Nun, wie es mit der angeführten Beſtimmung der Bundesakte zu Gunſten der Juden ſtand, haben wir bereits geſehen. Der Senat in Frankfurt durfte ſomit im Mittelpunkte Deutſchlands, in der nächſten Nähe des Bundesrates ein Stück Mittelaltertum reſtaurieren; ja auch die Vermehrung der jüdiſchen Population in der Hauptſtadt des deutſchen Bundes wurde durch eine „geſetzliche" Maßregel gehemmt: nur einer beſtimmten Anzahl von jüdiſchen Brautpaaren wurde alljährlich die Heiratslicenz erteilt, ſonſt waren die Juden zum Cölibat oder zur Auswanderung verurteilt.*)

*) Grätz, der dieſe intereſſante Epiſode aus der Geſchichte der jüdiſchen Emanzipationskämpfe lichtvoll behandelt hat, hält den bekannten Schriftſteller und berüchtigten Handlanger der Reaktion, Friedrich Genz, einen ſittlich verlotterten, in ſchrankenloſem Sinnengenuß verſunkenen Menſchen, für den Urheber der Fälſchung, die den Juden in manchen Bundesſtaaten zum Verderben gereichen ſollte. Genz war bekanntlich ſtändiger Sekretär und Protokollführer des

Nachdem ſolchermaßen eine Reaktion in der Behandlung der Juden in jenen deutſchen Staaten eingetreten war, wo ſie mehrere Jahre bereits als Vollbürger gegolten hatten, wird man es nicht überraſchend finden, daß im übrigen Deutſchland eine Verbeſſerung ihrer politiſchen und ſocialen Verhältniſſe nicht mehr in Angriff genommen wurde. Die humanen Beſtrebungen der letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts waren eben nicht mehr zeitgemäß. In den öſterreichiſchen Erblanden waren die Juden auch im Zeitalter der Revolution wie Parias behandelt worden; es blieb ihnen daher im Zeitalter der Reaktion wenigſtens die herbe Enttäuſchung erſpart, wenn ſie fortwährend unter dem Drucke mittelalterlicher Geſetze leben mußten. Es war dort übrigens nicht ſo ſehr der Judenhaß, der zu einer ſolchen Behandlung der Juden Veranlaſſung gab, wie vielmehr die Scheu vor jeder „Neuerung“, welche die innerpolitiſche Entwickelung des vormärzlichen Öſterreich beeinflußte. Man nahm daher keinen Anſtand, die reichen Juden zu adeln, während die große Maſſe der jüdiſchen Bevölkerung unter den drückendſten Beſchränkungen ſchmachtete. Nur einer ſehr geringen Anzahl „tolerierter“ jüdiſcher Familien war es geſtattet, in der Hauptſtadt ſtändigen Aufenthalt zu nehmen, und die reaktionäre Polizei achtete mit der größten Wachſamkeit darauf, daß dieſe Zahl keine Vergrößerung erführe. Den aus den anderen Teilen Öſterreichs zugezogenen Juden wurde ein zeitweiliger Aufenthalt in Wien nur gegen Löſung eines „Permiſſionsſcheins“ erlaubt; war aber die in jenem Schein angegebene Friſt abgelaufen, ſo mußte ſich der Jude, falls er ſeine Geſchäfte in der Hauptſtadt noch nicht beendet hatte, zu dem einen Thore hinaus begeben und die Stadt verlaſſen, um ſie bald darauf gegen Löſung eines neuen Permiſſionsſcheines wieder zu betreten. Es ſollte dadurch das „Prinzip“ feſtgehalten werden, daß der fremde Jude nur auf kurze Dauer in

---

Kongreſſes. In jüngeren Jahren war er ein Gaſt der jüdiſchen Salons in Berlin; dort hat er ſtets Freiheitsliebe geheuchelt.

Wien Aufenthalt nehmen dürfe. Natürlich war die Ansiedelung neuer jüdiſcher Familien in Wien nur in den ſeltenſten Fällen zuläſſig, aber auch die wenigen, die in der Hauptſtadt wohnen durften, waren unzähligen Beſchränkungen unterworfen.

In den anderen Teilen der Monarchie waren die Verhältniſſe verſchiedenartig beſchaffen, die allgemeine Signatur der Behandlung der Juden war jedoch überall das Feſthalten an den alten Geſetzen. In Böhmen und in Mähren galt eine beſchränkte Anzahl jüdiſcher Familien für naturaliſiert; dieſe „Familianten“, wie die „privilegierten“ Juden jener öſterreichiſchen Provinzen genannt zu werden pflegten, vererbten ihre „Rechte“ nur auf den älteſten Sohn, der ebenfalls heiraten und „Familiant“ werden durfte, während alle andern die Parias unter den Parias bildeten. Zuweilen erloſch ein ſolches Familiantenhaus im Mannesſtamme, worauf es dem Vater freigeſtellt war, ſeine Rechte auf einen zu wählenden Schwiegerſohn zu übertragen; blieb hingegen ein „privilegierter“ Familiant kinderlos, ſo konnte die Behörde dieſes Recht als heimgefallenes Lehn einem anderen Juden verleihen. Man kann ſich bei aller Tragik dieſer Zuſtände nicht des Lachens über die kleinlichen Polizeimaßregeln einer weiſen Staatskunſt entwehren. Im übrigen trug die böhmiſch-mähriſche Judenſchaft eine drückende Steuerlaſt, die nicht wenig zu der immer mehr zunehmenden Verarmung der Juden in jenen Kronländern beitrug.

In Galizien durften die Juden nach Belieben heiraten, darin waren ſie von der Behörde nicht im geringſten behindert, und von dieſer Freiheit machten ſie denn auch einen ſehr ergiebigen Gebrauch. Sonſt waren ſie ebenſo rechtlos wie ihre Glaubensgenoſſen in Böhmen und Mähren, wozu dort noch die übliche Beamtenwillkür (nach Galizien pflegten in der Regel Beamte mit einem moraliſchen Defekt als Kulturträger geſchickt zu werden) und die ſattſam bekannte „polniſche Wirtſchaft“ kam. Die Juden Galiziens trugen ebenfalls eine erdrückende Steuerlaſt, insbeſondere

die hohen Abgaben auf rituell geſchlachtetes Fleiſch und die ſogenannte „Lichtſteuer“, nämlich eine Steuer auf jedes am Freitagabend angezündete Licht. Jeder jüdiſche Hausvater war gehalten, genau anzugeben, wie viele Lichter in ſeiner Wohnung den Sabbateingang ehrten, und nach der Zahl der brennenden Lichter richtete ſich die Höhe der zu entrichtenden Abgabe. Wachſame Aufſeher kontrollierten die jüdiſchen Wohnungen aufs genaueſte, damit ja keine „Steuerdefraudation“ getrieben würde und nicht etwa ein Licht mehr brannte, als behufs Beſteuerung einbekannt worden war. Dieſe Steuer, die ein Denkmal in einem Muſeum für fiskaliſche Erfindungskunſt verdiente, beſtand bis zum Jahre 1848, in welchem erſt dem lichtfeindlichen Polizeiſtaat in Öſterreich ein Licht über ſeine bisherige Borniertheit aufging. Im übrigen erheiſcht es die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß hin und wieder ein kaiſerlicher Statthalter im Regierungspalais zu Lemberg ſaß, dem es nicht an der richtigen Einſicht fehlte, welches nützliche Element die Regierung in den Juden behufs Germaniſierung der polniſchen Provinz haben könnte. Von ſeiten der Statthalterei wurde daher das Beſtreben der intelligenten Juden, unter ihren Glaubensgenoſſen deutſche Bildung und europäiſche Kultur zu verbreiten, eifrig unterſtützt. Die Behörden nahmen ſich jener kleinen und ſchwachen Minderheit innerhalb der galiziſchen Judenheit kräftig an und förderte nach Kräften die geiſtige Entwickelung der Juden. Aber zu einer ganzen und wirkſamen Maßregel konnte man ſich in Wien niemals entſchließen; man unterließ, was am wirkſamſten zur Bekämpfung der polniſchen Mißwirtſchaft in Galizien geweſen wäre, die regierungsfreundlichen und bis auf die Knochen öſterreichiſch geſinnten Juden zu emanzipieren, wodurch allein ein kräftiges Gegengewicht gegen den Übermut der polniſchen Schlachta hätte geſchaffen werden können. An den üblen Folgen dieſer Unterlaſſungsſünde krankt noch heute das moderne Öſterreich, das nun ſeit Decennien in Wirklichkeit von Galizien aus regiert wird. Außerdem läßt ſich die nicht unintereſſante Thatſache kon-

ſtatieren, daß, während die Juden in Galizien das Deutſchtum bis vor wenigen Jahren vollſtändig konſervierten, zum Teil ſogar noch jetzt konſervieren, diejenigen Beamtenfamilien, welche vor einigen Decennien dorthin geſchickt worden waren, um die ehemals polniſche Provinz zu „germaniſieren", bereits in der zweiten oder höchſtens in der dritten Generation poloniſiert waren und mitunter die wütendſten Gegner des Deutſchtums in Galizien lieferten.

Ähnlich wie in Galizien und in Böhmen-Mähren waren auch bis zum Revolutionsjahre die Verhältniſſe der Juden in den italieniſchen Provinzen Öſterreichs, obgleich dort das öſterreichiſche Gubernium milder gegen die Juden waltete, während die Bevölkerung gehäſſig gegen die Juden war. Infolge der milden Handhabung der Judengeſetze im Königreich Lombardei-Venetien konnten die Juden dort ſogar Güter kaufen, was ihnen in den anderen Teilen der Monarchie nicht geſtattet war. So war ihnen auch in Ungarn der Beſitz von Gütern unmöglich, in einigen Diſtrikten dieſes Königreiches und in mehreren Städten mit Municipalrecht war ihnen lange Zeit ſogar der Aufenthalt unterſagt. Zu Staats- und Gemeindeämtern wurden ſie nirgends zugelaſſen; die einzige gelehrte Laufbahn, die ihnen offen ſtand, war die der Medizin, nur in den ſeltenſten Fällen konnte ein Jude eine Apotheke beſitzen, zu der juriſtiſchen Prüfung waren ſie an keiner öſterreichiſchen Univerſität zugelaſſen, wie ſie überhaupt akademiſche Würden (mit Ausnahme bei der mediziniſchen Fakultät) in Öſterreich nicht erlangen konnten.

Deſſenungeachtet galt die Lage der Juden in Öſterreich noch immerhin für günſtiger als in den italieniſchen Staaten, wo mit dem Zuſammenbruche der napoleoniſchen Herrſchaft die Reaktion in jedem Zweige des öffentlichen Lebens fühlbar wurde. Die kleinen italieniſchen Staaten, den wiederhergeſtellten Kirchenſtaat eingeſchloſſen, übertrafen darin noch das erzreaktionäre Öſterreich. Nichtsdeſtoweniger vollzog ſich dort der Anſchluß der Juden an die nationale Bewegung ſehr raſch. Das Jahr 1831, in dem patriotiſche Erhebungen

in verſchiedenen Teilen der Halbinſel ſtattfanden, fand die Juden vollſtändig italianiſiert; viele von ihnen haben für die nationale Sache große Opfer gebracht und mußten nach dem Scheitern der nationalen Hoffnungen das Brot der Verbannung eſſen. Selbſt Juden, die im Königreiche Lombardei-Venetien unter dem verhältnismäßig milden Scepter der Habsburger lebten, ſchloſſen ſich im Jahre 1848 dieſer Bewegung mit Begeiſterung an, wofür ſie nach der Niederwerfung des Aufſtandes durch die ſiegreichen öſterreichiſchen Truppen hart genug geſtraft wurden. Dies war aber für die Juden keine Veranlaſſung, ſich von der nationalen Sache zu trennen, und ſelbſt der ſtille und gemütvolle Gelehrte S. D. Luzatto, von dem noch weiter unten die Rede ſein wird, ſchrieb in jenem Jahre die rührenden Worte nieder: „Ich habe immer die öſterreichiſchen Herrſcher verehrt; aber in der nationalen Erhebung Italiens, dem ſich alle Söhne des Vaterlandes angeſchloſſen, ſehe ich einen Fingerzeig Gottes.“ Die Siege der Öſterreicher im Jahre 1849 brachten auch über die Juden ſchweres Unglück, der Sache des um ſeine nationale Unabhängigkeit ringenden italieniſchen Volkes blieben ſie jedoch unerſchütterlich treu. Im übrigen ſollte in einem Teile Italiens, in dem Kirchenſtaate, die mittelalterliche Behandlung der Juden am längſten währen. Das Ghetto zu Rom, das erſte in Europa, war auch das letzte, wenigſtens in Weſteuropa; dort dauerten all die Drangſale, die mit dem Ghettoleben verbunden waren, bis zum September 1870, zu welcher Zeit der Kirchenſtaat zu exiſtieren aufhörte.

Nur in Frankreich und England war von dem Geiſte der Reaktion hinſichtlich der Behandlung der Juden nichts zu ſpüren. In Frankreich wagte ſelbſt die Reſtauration nicht, an der Gleichberechtigung aller Konfeſſionen zu rütteln, obgleich hin und wieder Stimmen des Judenhaſſes vernommen wurden. In England kämpften die Juden tapfer für ihre völlige Gleichberechtigung, die nicht ſo ſehr durch die Verfaſſung als durch eingebürgerte Gebräuche gefährdet war. So bot z. B. der anglikaniſch-konfeſſionelle Eid, den

die Parlamentsmitglieder bei ihrem Eintritt in das Unterhaus zu leiſten hatten, für alle nichtanglikaniſchen Bürger ein Hindernis, in das geſetzgebende Haus aufgenommen zu werden. Es koſtete nicht geringe Mühe, bis dieſe Eidesformel abgeſchafft wurde. Aber die Schwierigkeit dieſer Neuerung lag mehr in der konſervativen Geſinnung des engliſchen Volkes als etwa in der Abneigung gegen die Juden, obwohl es natürlich auch dort nicht an judenfeindlichen Äußerungen gefehlt hat. Die Geſinnung, die in dieſer Beziehung in den bekannten „hebräiſchen Melodien“ Byrons zum Ausdrucke kam, darf man nicht ſchlechtweg als die der engliſchen Nation betrachten. Byron galt bei Lebenszeiten in ſeinem Vaterlande als Sonderling, und die „hebräiſchen Melodien“ bei vielen wohl als poetiſche Bizarrerie, als die Laune eines Dichters. Außerdem wird mitgeteilt, daß Byron ſelbſt nie mit Gefallen an ſeine unſterblichen „Melodien“ gedachte. Als ihn Moore einſt ein wenig wegen der Art, in welcher einige dieſer Lieder geſetzt waren, aufzog, rief er zornig: „Der Teufel hole Nathan! (den Komponiſten, der die „hebräiſchen Melodien“ in Töne geſetzt). Was ſchrauben Sie mich ſtets mit dieſen hebräiſchen Näſeleien? Sagte ich Ihnen nicht ſchon oft, daß nur Kinnairds Drangſalieren und meine eigene unbegrenzte Gefälligkeit ſchuld daran ſind?“

Die ganze Schwere der hereingebrochenen Reaktion ſollten die Juden in den meiſten deutſchen Staaten, namentlich aber in Nord- und Mitteldeutſchland zu fühlen bekommen. Wir haben bereits geſehen, welcher Mittel ſich die freien Städte bedienten, um die dort bereits geſetzlich eingeführte Gleichberechtigung der Juden wieder aufzuheben. In den meiſten ſüddeutſchen Staaten blieb wenigſtens eine teilweiſe Anerkennung des Judentums als Religion von Staatswegen. Die Kirchenordnung der jüdiſchen Gemeinden in Württemberg, Baden, Bayern, Heſſen, ſpäter auch in Mecklenburg und in anderen Kleinſtaaten, war auf dem geſunden Prinzip aufgebaut, daß der Staat, wenn er ſich auch vom Standpunkte der Gewiſſensfreiheit nicht in die religiöſen Ein-

richtungen des Judentums mischen darf, doch das Recht und die Pflicht habe, die kirchliche Verfassung der Juden zu beaufsichtigen und die äußeren Rechtsverhältnisse der Gemeinden, deren Mitglieder, geistlicher und weltlicher Funktonäre zu bestimmen. In manchen Landesteilen blieb sogar noch die französische Konsistorialverfassung in Geltung, wie überhaupt in jenen Orten die bürgerliche Gleichstellung der Juden nach der in Kraft gebliebenen französischen Verfassung nicht aufgehoben wurde. Es war aber dieses nur in kleinen Territorien des neuen deutschen Bundes der Fall — im weitaus größten Teil Deutschlands lebten die Juden nnter den mehr entwürdigenden als drückenden Ausnahmebestimmungen, die bei dem unterdessen so weit entwickelten Kulturleben um so schmerzlicher empfunden werden mußten.

Den Tiefstand erreichten die Juden in Preußen. Nach den Befreiungskriegen schien die preußische Regierung die Juden nur noch als steuerzahlende Menschen zu betrachten, denen man allerdings im Rahmen des preußischen Rechtsstaates noch Sicherheit des Lebens und des Eigentums gewährte. Um ihr moralisches und geistiges Wohl sich zu kümmern — daran dachte keine maßgebende Persönlichkeit in Regierungskreisen, höchstens, daß man sich um das „Seelenheil" der jüdischen Einwohner Preußens besorgt zeigte und die Judenmission mit großem Eifer protegierte, die damals thatsächlich in der höchsten Blüte stand und täglich lohnende Resultate ihres seelenfängerischen Treibens verzeichnen konnte. In Preußen war man nach der Beendigung der Freiheitskämpfe sehr fromm geworden, es galt daher in den obersten Sphären der Monarchie als ein gottgefälliges Werk, der protestantischen Kirche neue Seelen zuzuführen, gleichviel ob diese neu Angeworbenen aus innerer Überzeugung oder aus äußeren Gründen zum Christentum übertraten. Dies konnte einerseits dadurch geschehen, daß die Juden, namentlich die gebildeten und reichen, müde wurden, in dem ererbten Glauben zu bleiben und politisch als Parias zu gelten, andererseits aber auch

dadurch, daß ihnen jede Kenntnis des Judentums und ſeiner Vergangenheit fehlte und ſie ſomit ſelbſt ihre Sache für verloren hielten. Die Regierung ließ das Geſetz vom 11. März 1812 unausgeführt, wodurch all die aufſtrebenden Männer unter der jüdiſchen Bevölkerung, die ſich in der Hoffnung auf eine ſtaatliche Anſtellung oder auf eine zu erlangende öffentliche Lehrthätigkeit Fachſtudien gewidmet hatten, eine arge Enttäuſchung erlebten. Es war jetzt für die preußiſchen Juden wiederum wie zu Zeiten Mendelsſohns nur die Möglichkeit vorhanden, entweder als „Arzt oder als Kaufmann oder endlich als Bettler“ ihr Daſein zu friſten. Daß viele unter ihnen, vornehmlich aber ein großer Teil der jüngeren in anderen Anſchauungen aufgewachſenen Generation dabei den Mut verlor und die Sache des Judentums aufgab, läßt ſich unter ſolchen Umſtänden leicht erklären. Sie glaubten dies um ſo eher thun zu dürfen, als ſie die Überzeugung gewinnen mußten, daß von der preußiſchen Regierung eine Änderung ihres Verhaltens gegen die Juden in abſehbarer Zeit nicht zu erwarten ſein würde. Wir wiſſen ja, unter welchen Umſtänden das Juden-Geſetz unmittelbar vor dem Zuſammenbruche der Napoleoniſchen Weltherrſchaft erlaſſen worden iſt. Der König that dies ſeinerzeit nur auf das Andrängen liberaler Staatsmänner und nach vielem Zögern. Außerdem war jenes Geſetz, das der jüdiſchen Bevölkerung wenigſtens das Bürgerrecht verlieh, nur für die Juden des damals ſo ſtark verkleinerten Preußens erlaſſen, welches von den ehemals polniſchen Provinzen, die eine verhältnismäßig größere Anzahl von Juden aufzuweiſen hatten, nur kleine Reſte behalten hatte. Jetzt, nachdem ein Teil dieſer Provinzen doch wieder an Preußen angegliedert war, das Geſetz aufrecht zu erhalten, ſchien nach der Anſicht des Königs und ſeiner nächſten Umgebung bedenklich. Daß dieſes Bedenken bei der Schaffung dieſer unerquicklichen Lage mindeſtens ſtark mitgewirkt hat, wird durch das Judengeſetz vom Juli 1847 erſichtlich, in welchem für den größten Teil der Juden in Poſen vielfache Be-

ſchränkungen beibehalten worden ſind; im Gegenſatz zu ihren anderen Glaubensgenoſſen im preußiſchen Staate galten die meiſten Juden der Provinz Poſen auch nach dem Erlaſſe dieſes Geſetzes für nicht naturaliſiert.

Es läßt ſich jedoch nicht verſchweigen, daß in jenen Tagen auch von ſeiten der Bevölkerung in Deutſchland eine gehäſſige Stimmung gegen die Juden herrſchte, ſo daß nicht der reaktionären Regierung allein die Schuld an der unwürdigen Behandlung der Juden beizumeſſen iſt. Es fehlte gewiß auch damals nicht an hochherzigen und einſichtsvollen Männern in allen Volkskreiſen, welche der Stimme der Gerechtigkeit und Humanität hinſichtlich der Gewährung der Gleichberechtigung an die Juden Gehör gaben; im großen und ganzen aber war die Stimmung *gegen* die Juden. Es verdient jedoch beſonders hervorgehoben zu werden, daß dieſe judenfeindliche Strömung nicht bloß aus reaktionären Kreiſen hervorgegangen war; im Gegenteil, die erſten Wortführer der Hep-Hepbewegung waren ſogenannte „liberale", zum Teil ſogar radikale Profeſſoren und Publiziſten, die trotz ihres „Liberalismus" gegen die deutſche Judenheit ein Stück mittelalterlicher Barbarei heraufzubeſchwören unternahmen. Unter den modernen Staatsmännern, war kein geringerer als *Stein*, der, obwohl er ſonſt eine Umgeſtaltung Preußens im Sinne der revolutionären Errungenſchaften anſtrebte, gegen die Verbeſſerung der bürgerlichen Lage der Juden mindeſtens eine ſtille Abneigung hegte. In Süddeutſchland beteiligten ſich „liberale" Profeſſoren recht lebhaft an dem Hep-Hepſturm, der in erſter Reihe aus ſtudentiſchen Kreiſen hervorgegangen war.

In gewiſſen Kreiſen der deutſchen Bevölkerung, insbeſondere unter der ſtudierenden Jugend, herrſchte damals ein Geiſt der Unduldſamkeit und der brutalen Händelſucht, der als ein Zeichen des „nationalen Bewußtſeins" galt. Es war dies die bekannte „Deutſchtümelei", d. h. das „Nationalgefühl" der unreifen Jugend, die, jeder Selbſtzucht bar, ſtatt die Zeit mit eifrigem Lernen auszufüllen, ſich in allerhand kindiſchen Demonſtrationen und

Weltverbesserungsplänen gefiel, ihrer durch die Bieratmosphäre erhitzten Phantasie den freiesten Spielraum ließ und sich als himmelstürmende Titanen gerierte. Man weiß, wie diese naseweisen Jungen seiner Zeit auch den Staat und die Gesellschaftsordnung neuzugestalten sich vermaßen, ohne daß es freilich nötig gewesen wäre, dieses kindische Bramarbasieren ernst zu nehmen und gegen die damals übliche Farbentändelei — denn weiter war ja das ganze Treiben im Grunde genommen nichts — jene berüchtigte Demagogenhetze zu inscenieren, wie es in den meisten deutschen Staaten geschah. Jedenfalls herrschte schon vor dem Ausbruche des Hep-Hepsturmes eine nervöse Stimmung, die den herannahenden Sturm ahnen ließ. Man sah voraus, daß es bald zu unheilvollen Ereignissen kommen würde. „Eine Stimmung verbreitet sich", schrieb Alexander Lips im März 1819, „welche Bürger ein und desselben Staates als feindliche Prinzipe einander gegenüberstellt und Fraktionen in seinem Innern erzeugt, die sich in jedem Momente blutig bedrohen. Ein Haß wird rege, wie er kaum in den düsteren Zeiten des Mittelalters geherrscht haben mag und uns Erscheinungen ahnen läßt, die mit dem Geiste der Humanität und des inneren Friedens in Widerspruch stehen." Auch in einsichtsvollen jüdischen Kreisen sah man das drohende Unheil herannahen.*)

Am 2. August 1819 brach auch der Sturm los. In Würzburg wurde an diesem Tage ein neuer Professor von den Studenten feierlich eingeholt und viele Gaffer hatten sich, wie in kleinen Universitätsstädten bei solchen Anlässen immer üblich, zu diesem Schauspiel eingefunden. Plötzlich wurde der alte Professor Brendel bemerkt, der kurze Zeit zuvor zu Gunsten der Juden geschrieben hatte und deshalb bei der Studentenschaft in Mißkredit geraten war. Da erscholl der Ruf: „Hep! Hep! Jude verreck!" Der noch zur Stunde nicht aufgeklärte Schimpfruf „Hep! Hep!" (angeblich Abbreviatur der Worte Hierosolyma est perdita)

*) Grätz, Geschichte der Juden, Band XI, S. 356.

ſoll damals zuerſt aufgekommen ſein. Profeſſor Brendel wurde bedroht und mußte flüchten. Dem ſtudentiſchen Ulk ſchloß ſich ein Teil der Kaufmannſchaft an, die über die jüdiſchen Konkurrenten erbittert war, ferner andere, die gegen einen geadelten jüdiſchen Kaufmann Hirſch Mißgunſt empfanden. Aus dem Tumulte wurde raſch ein regelrechter Krawall. Die zuſammengerotteten Tumultuanten brachen in die jüdiſchen Kaufläden ein und plünderten. Als die angegriffenen Juden ſich gar vermaßen, ſich zur Wehr zu ſetzen, ſteigerte ſich die entfeſſelte Wut des plündernden Pöbels bis zur Raſerei; er vergriff ſich nun auch an dem Leben der Juden, einige von dieſen wurden getötet, viele verwundet. Nur dem herbeigeeilten Militär gelang es, den raſenden Haufen auseinander zu treiben. Tags darauf verlangte die Bürgerſchaft von der ſtädtiſchen Behörde, die Juden (etwa vierhundert an der Zahl) aus der Stadt zu verweiſen, was auch geſchehen mußte. Mehrere Tage hindurch waren die armen Juden gezwungen, in den umliegenden Dörfern oder auf den Feldern zu kampieren. Der Sturm gegen die Juden wiederholte ſich übrigens auch in anderen Städten und Ortſchaften Bayerns; der Hep-Hepruf wurde von ſeiten des judenfeindlichen Pöbels zum Feldgeſchrei erhoben.

Für die judenfeindlichen Frankfurter gab der Hep-Hepſturm in Bayern das Signal, auch ihrerſeits Ausſchreitungen gegen die verhaßten Juden in Scene zu ſetzen. Am 9. und 10. Auguſt entſtand in Frankfurt ein Krawall gegen die Juden, an denen die Bürgerſchaft ihr Mütchen dafür kühlen wollte, daß ſie es gewagt, beim Bundesrat gegen den Senat einen Prozeß zu führen und ihre um teures Geld erkauften Rechte für unantaſtbar zu halten. Mit pöbelhaftem Hep-Heprufen begann der Tumult, um ſich raſch bis zur Demolierung der jüdiſchen Häuſer zu ſteigern; friedlich auf der Promenade wandelnde Juden wurden gemißhandelt und verjagt. Erſt auf Einſchreiten des Bundesrates, vor deſſen Augen ſich dieſe mittelalterlichen Scenen abſpielten, wurden Bundestruppen aus Mainz

herbeigeholt, um die Ruhe der Stadt wieder herzuſtellen und den Juden Sicherheit des Lebens und des Eigentums zu gewähren. Dieſe Ausſchreitungen gegen die Juden wiederholten ſich im Laufe des Sommers 1819 in mehreren anderen Städten Süd- und Mitteldeutſchlands.

Die gehäſſige Stimmung, die in jenen Jahren gegen die Juden in Deutſchland herrſchte, kam auch in der Preſſe und in der Litteratur zum Ausdruck. Auch auf der deutſchen Bühne ließ der neu entſtandene Judenhaß ſeine Stimme vernehmen. Insbeſondere machte damals eine ſchale Burleske „Unſer Verkehr“ die Runde um die meiſten Bühnen Deutſchlands, in welcher das jüdiſche Salonleben verhöhnt wurde. Dieſe geſchmackloſe Poſſe, welche bei ihrer erſten Aufführung (unter dem Titel „die Judenſchule“) im Jahre 1812 ausgepfiffen ward, feierte mit dem Hereinbrechen des Judenhaſſes in Deutſchland wahre Triumphe und wurde von dem theaterbeſuchenden Publikum ſtürmiſch begrüßt. Der bekannte Komiker Wurm gab die komiſche Hauptrolle und erntete großen Beifall für ſein vorzügliches „Mauſcheln“. Auch in Berlin ſollte dieſe judenfeindliche Poſſe gegeben werden, da ſich das Publikum der preußiſchen Hauptſtadt ebenfalls an der Verhöhnung der Juden weiden wollte. Es war am 1. Juli 1815, für welchen Tag die Aufführung der Poſſe bereits angekündigt war, als Jacobſohn zum Kanzler Hardenberg eilte und das Verbot des Stückes durchſetzte. Natürlich war das Publikum, das um ſein köſtliches Gaudium gekommen war, über dieſe Störung äußerſt unzufrieden und demonſtrierte ſo nachhaltig, daß die Behörde nachgeben mußte und die Aufführung der Poſſe für den 1. September geſtattete. Der gebildete Pöbel der Hauptſtadt konnte nunmehr ſein Mütchen an den Juden kühlen und zollte dem „mauſchelnden“ Wurm großen Beifall. Wurm ließ noch dazu eine Flugſchrift verbreiten, in der er ſich als ein von den rachſüchtigen Juden verfolgtes Opfer ſchilderte; er beſuchte faſt alle größere Bühnen Deutſchlands, um durch die Verhöhnung der Juden das „gebildete“ Publikum zu entzücken.

In der Presse erschienen wiederum zahlreiche Aufsätze gegen die Juden, ebenso wie durch verschiedene Broschüren und selbst dickleibige Bücher das Publikum im judenfeindlichen Sinne bearbeitet wurde. Wohl ließ sich auch hin und wieder eine Stimme zur Verteidigung der Juden vernehmen; im großen und ganzen überwog aber der Haß und die nationale Unduldsamkeit. Auch der Brotneid der Kaufleute gegen die jüdischen Konkurrenten kam in dieser häßlichen Bewegung zum Ausdrucke, wie Börne so köstlich die Judenhasser geißelte: „Ihr haßt nicht die Juden, weil sie es verdienen, sondern weil sie — verdienen.“ Es wiederholte sich bei dieser traurigen Gelegenheit das alte Spiel: während man gegen die Juden die Anklage erhob, für nichts anderes als für Handel und Schacher Sinn zu haben, verschloß man ihnen mit der größten Rigorosität jede gelehrte Laufbahn.

Im Innern der deutschen Judenheit sah es um jene Zeit ebenfalls nicht sehr erbaulich aus. Mit den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts trat eine bedeutsame Wandlung in den religiösen Anschauungen der deutschen Juden ein; das Alte und Hergebrachte konnte den gebildeten Juden nicht mehr genügen, Neues war hingegen noch nicht geschaffen. In den größeren Gemeinden waren die Rabbinate unbesetzt, da man sich nicht mehr dazu entschließen konnte, gelehrte Talmudisten aus Polen zur Besetzung der vakant gewordenen Rabbinatssitze zu berufen; andererseits fehlte es noch an wissenschaftlich gebildeten Männern, die den neuen Anforderungen hätten genügen können. Die Synagogen waren leer und verödet; die Jugend hatte sich von ihnen gewendet. Die alten Formen paßten nicht mehr, man fand sich nicht befriedigt von den altmodischen Kantoren, die oft irgend einen Gassenhauer als synagogale Melodie zu benutzen pflegten.

Unter solchen Umständen lag der Gedanke nahe, das Judentum, d. h. den synagogalen Gottesdienst, wenigstens in Deutschland zeitgemäß umzugestalten; dafür fehlten je-

doch alle nötigen Vorbedingungen. Es fehlte an wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, die dieſes Reformwerk hätten durchführen können, denn mit dem Aufhören des religiöſen Lebens unter den gebildeten Juden in Deutſchland hatte auch jedes Intereſſe für die wiſſenſchaftliche Erforſchung des Judentums aufgehört. Außerdem ſtand die tonangebende gebildete Jugend in gar keiner Beziehung zu den Alten, die noch immer die Mehrheit in den Gemeinden bildeten und jede noch ſo unſchuldige Neuerung im Gottesdienſt als einen gottloſen Frevel verpönten. In den Gemeindeſynagogen konnte man daher auch nicht die mindeſte Änderung an den hergebrachten Formen des Gottesdienſtes vornehmen, weshalb die Reformfreunde Separatgottesdienſte veranſtalten mußten. In Berlin war es wiederum Jacobſohn, der mit Hilfe gleichgeſinnter Freunde einen ſolchen modernen Gottesdienſt mit Orgel, Chor, deutſchen Gebeten und Predigt in einem privaten „Tempel“ veranſtalten ließ. Dieſer neue Gottesdienſt trug von Anbeginn einen proteſtantiſchen Zuſchnitt, und die Alten unternahmen bei der Regierung Schritte zur Schließung des „unjüdiſchen“ Tempels. Unter den herrſchenden Verhältniſſen behielten ſie auch bei den Behörden Recht. Die reaktionäre preußiſche Regierung war einerſeits jeder „Neuerung“, ſelbſt in der Synagoge, aufs äußerſte abhold; außerdem lag dieſer Parteinahme für die Alten ein wohl überlegter Plan zu Grunde. Den gebildeten Juden in Preußen ſollten das Verbleiben im Judentum ſo unangenehm als nur irgend möglich gemacht werden, damit ſie zum Chriſtentum überträten. Deshalb wurde das „neumodiſche“ Gotteshaus von Polizeiwegen geſchloſſen und das Verbot erlaſſen, in den Synagogen deutſche Predigten zu halten. Dieſes wäre eine unjüdiſche „Neuerung“, die der preußiſche Staat, gewiß nur auf die Erhaltung des traditionellen Judentums eifrig und liebevoll bedacht, durchaus nicht dulden zu können erklärte. In der That hat auch die Regierung zum Teil ihr Ziel erreicht; in jenen Jahren fanden die Maſſentaufen in Preußen ſtatt, von denen bereits in dieſer Schrift die Rede

war. Es herrſchte wirklich unter einem großen Teil der preußiſchen Juden ein religiöſes Gefühl, das in der Synagoge ſeine Befriedigung nicht finden konnte und deshalb dieſe Befriedigung in der Kirche ſuchte.

Die in Preußen mißlungenen Verſuche wurden in Hamburg wieder aufgenommen. Auch in Hamburg war der Senat nicht geneigt, den Juden die unter der franzöſiſchen Herrſchaft erhaltene Gleichberechtigung zu belaſſen; aber wenigſtens war er den Reformbeſtrebungen der Juden nicht hinderlich, hin und wieder ſchien er ſie ſogar zu begünſtigen. Der Prediger Kley, deſſen ſeelſorgeriſche Thätigkeit in Berlin durch das Einſchreiten der Polizei unterbrochen worden war, verlegte ſein Domizil nach Hamburg, wo er durch eifrige Propaganda Freunde für einen reformierten Gottesdienſt warb. Es gelang ihm dies bei einem Teile der reichen Juden, die ihn kräftig unterſtützten. Kley verfertigte ſelbſt ein deutſches Gebetbuch mit erbaulichen Geſängen und „orthographiſchen Gebeten“, wie Heine nachher darüber ſpottete. Etwa fünfzig wohlhabende, zum Teil ſehr reiche Familienväter vereinigten ſich hierauf zu einem „Reform-Tempelverein“, der eine geeignete Stätte für gottesdienſtliche Veranſtaltungen errichtet hatte; am 18. Oktober 1818 wurde zur Erinnerung an die Schlacht von Leipzig der neue noch gegenwärtig exiſtierende Tempel eröffnet, der Prediger Kley hielt die Weihrede — an die Befreiung Deutſchlands von dem korſikaniſchen Joch anknüpfend. Bei den Altfrommen erregte der hier zum erſtenmale in einem jüdiſchen Gotteshauſe mitwirkende gemiſchte Chor nicht wenig Ärgernis, und bald ſollte der Streit über den neuen Tempel in Hamburg die ganze Judenheit in Bewegung ſetzen. Mag man indeſſen über den Streit ſelbſt urteilen wie man will, ſo war es doch erfreulich, daß die deutſche Judenheit angeſichts dieſes wichtigen Schrittes nicht gleichgültig blieb, ſondern für oder gegen den Tempel Partei ergriff.

Dem Tempelverein gelang es nämlich alsbald in der Perſon des ausgezeichneten Kanzelredners Gotthold

Salomon eine bedeutende Kraft für die Kanzel des neuen Gotteshauses heranzuziehen. Dadurch gewann der Tempel an Intereſſe auch für die ſachkundigen Elemente in der Gemeinde, ſo weit ſie nicht ganz auf der Seite der rechtgläubigen Mehrheit ſtanden. Gotthold Salomon war in der That ein außerordentlich begabter Redner von Schwung und rhetoriſcher Wärme, der es verſtand, die Zuhörer zu feſſeln und hinzureißen. Seine Predigten waren wohl in der Form nach dem Geſchmacke der proteſtantiſchen Kirchenbeſucher zugeſchnitten, wie dies gerade in Hamburg unentbehrlich ſchien, andererſeits hatten ſie aber doch noch Einiges von der geiſtreichen Art der früher üblichen „Deraſchah“ an ſich, wodurch er auf die Kenner unter ſeinen Zuhörern wirken konnte. Denn noch war nicht ganz der Geſchmack an geiſtreichen Wendungen und Anſpielungen auf bibliſche Verſe geſchwunden, ſo daß eine einfache „erbauliche“ Predigt die gebildeten Elemente des Tempelvereins nicht hätte befriedigen können. Dieſe für das reformierte Gotteshaus glückliche Acquiſition hatte zur Folge, daß namhafte und geiſtvolle Publiziſten für die neue Sache mit Eifer und Geſchick eintraten und die Oppoſition der Altfrommen mit der Waffe der Satire bekämpften, während die rechtgläubige Mehrheit in ihrer Unbeholfenheit keine gewandte Feder zur Verteidigung ihrer gewiß nicht minder gerechten Sache finden konnte.

Die Eröffnung des Tempels rief ſomit in Hamburg eine große Aufregung hervor, die ſich bald auf die ganze Judenheit in Deutſchland ausdehnte. Wie bereits hervorgehoben, war es eine kleine aber thatkräftige Minderheit, die das „neumodiſche“ Gotteshaus mit dem neuartigen Gottesdienſt ins Leben gerufen hatte; nichtsdeſtoweniger konnte dieſe Minderheit ihre Sache ſehr gut verteidigen, weil die Gegner ratlos daſtanden und weiter nichts thun konnten, als eine öffentliche Erklärung abzugeben, daß das neue Gebetbuch nicht dem in Israel herkömmlichen entſpreche und deshalb nicht als ſolches anerkannt werden könne. Von außerhalb Deutſchlands fanden ſich ſogar einige Rabbiner ein, welche

die getroffenen Einrichtungen im Tempel vom Standpunkte des Judentums guthießen. Waren es auch keine anerkannten Autoritäten, die sich solchermaßen äußerten, so genügte dies für die Anhänger der neuen Richtung, umsomehr als ihnen die Behörde keine Schwierigkeiten machte. Bald machten auch andere Gemeinden den Versuch, den Gottesdienst zeitgemäß zu reformieren; überall verhielt sich jedoch die offizielle Gemeindevertretung gegen die Neuerungen ablehnend, und nur Privatvereine nahmen sich der Sache, die damals noch den Reiz der Neuheit hatte, mit Eifer an.

Diese erste Reformbewegung, so geringfügig sie auch im Anfange sein mochte, war doch für die Kulturentwickelung der deutschen Juden von großer Bedeutung. Gleichzeitig mit diesen Bestrebungen, die sich lediglich auf praktische Ziele beschränkten und nur die zeitgemäße Umgestaltung des jüdischen Gottesdienstes im Auge hatten, trat ein kleiner Kreis junger, aber vielseitig gebildeter und hochgestimmter Männer zusammen, um die wissenschaftliche Erforschung des Judentums unter der deutschen Judenheit zu fördern. Das frühere Geschlecht, dem zuerst bloß die sociale Annäherung der Juden an die christlichen Mitbürger als das zu erreichende Ziel vorgeschwebt, hatte, wie bereits hervorgehoben, zu wenig oder gar kein Verständnis für die geschichtliche und kulturelle Bedeutung des Judentums. Die Vergangenheit des jüdischen Stammes, die so viele schöne Blätter in den Annalen der allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit ausfüllt, war jener Generation völlig unbekannt geblieben. Die deutschen Juden kannten kein anderes Streben als durch allgemeine Bildung, bescheidenes Auftreten und tolerante Anschauungen in religiöser Beziehung die Christen zu überzeugen, daß sie wohl ebenfalls gleichwertige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sein könnten; sie wetteiferten an Werken der Menschenliebe und des Patriotismus, um ein Jahrhunderte hindurch herrschendes Vorurteil gegen die Charaktereigenschaften der Juden zu zerstören. Als nach den Befreiungskriegen eine Reaktion gegen sie eintrat, glaubten sie noch immer, durch

Reformen des Judentums und durch andere Konzeſſionen auf dem Gebiete des religiöſen Lebens die chriſtlichen Mitbürger von der Ungerechtigkeit der Zurückſetzung der Juden im bürgerlichen Leben überzeugen zu können. Da kam das Jahr des Hep-Hepſturmes, das ſich am meiſten gegen das Bildungsſtreben der Juden richtete; gerade die nach deutſcher Bildung und ſocialer Annäherung an die chriſtlichen Mitbürger ſtrebenden Elemente der deutſchen Judenheit wurden am meiſten durch die rohen Ausbrüche des Judenhaſſes verletzt. Mag jenes Streben, wie es in der Natur der Sache lag, in der That manche häßlichen oder eher lächerlichen Auswüchſe gezeitigt haben, ſo mußten ſich doch die beſſer angelegten Naturen unter den gebildeten deutſchen Juden ſchmerzlich berührt ſagen, daß ihr ehrliches Streben ſchnöde verhöhnt und zurückgewieſen worden ſei.

Es fand daher eine Scheidung der Geiſter unter jenem Teile der deutſchen Judenheit ſtatt: die kleinlich Denkenden und leicht Verzagenden verloren den Mut und gaben die Sache ihrer unterdrückten Glaubensgenoſſen auf, um ſich in anderer Lage Ruhe vor weiteren Angriffen zu ſichern; die Mutigen, Charaktervollen und wiſſenſchaftlich Gediegenen erinnerten ſich in jenen Tagen der kränkenden Zurückſetzung ihres Stammes ſeiner Vergangenheit und ſeiner Bedeutung für die Kulturentwickelung der Menſchheit. Es galt nun, dieſe hiſtoriſchen Schätze, die lange genug unter allerhand Schutt vergraben lagen, wieder an das Tageslicht zu fördern, ſie dem großen Publikum zugänglich zu machen und auf ihren hohen Wert und ihre Bedeutung hinzuweiſen. Die Emanzipation der Juden, die ſoeben einen Rückſchlag erfahren hatte, ſollte nunmehr durch die neubegründete jüdiſche Wiſſenſchaft gefördert und eine endgültige werden. Einer der Hauptbegründer dieſer Wiſſenſchaft ſchrieb, der Grund alles Haſſes gegen die Juden entſtamme der allgemein herrſchenden Unkenntnis über Weſen und Lehren des Judentums. Chriſtliche Theologen, die das Judentum nur einſeitig vom kirchlichen Standpunkte beurteilten, „diktierten den Staaten die Geſetze gegen die Juden, und unter der

Herrſchaft ſolcher, Haß und Verachtung der Juden nährenden Einrichtungen wuchs ein Juden verfolgender Pöbel auf. Die Religion wurde, wie Spinoza bemerkt, nicht ſowohl in dem Gehorſam gegen die Lehren des heiligen Geiſtes, als vielmehr in die Verteidigung menſchlicher Einrichtungen geſetzt und ward die Ausſaat der Zwietracht unter dem Deckmantel eines göttlichen Eifers. Wird bei dieſem leidenſchaftlichen Streite die eine Partei vom Staate geſchützt, ſo ſind die Streitenden nie zu beſchwichtigen. So räume man denn dem Geiſte ſein Recht ein; der Anerkennung des Geiſtes wird die der Perſonen folgen. Man erkenn' und ehre in der jüdiſchen Litteratur eine organiſche geiſtige Thätigkeit, die, den Weltrichtungen folgend, auch dem Geſamt-Intereſſe dient, die vorzugsweiſe ſittlich und ernſt auch durch ihr Ringen Teilnahme einflößt. Dieſes ſtets unbeſchützte Schrifttum, nie bezahlt, oft verfolgt, deſſen Urheber nie zu den Mächtigen der Erde gehörten, hat eine Geſchichte, eine Philoſophie, eine Poeſie, die es anderen Litteraturen ebenbürtig machen; werden, dies zugegeben, nicht die jüdiſchen Autoren und die Juden überhaupt alsdann das Bürgerrecht des Geiſtes erlangen müſſen? Muß dann nicht aus dem Born der Wiſſenſchaft Humanität ſich unter das Volk ergießen, Verſtändigung und Eintracht bereitend? Die Gleichſtellung der Juden in Sitten und Leben wird aus der Gleichſtellung der Wiſſenſchaft des Judentums hervorgehen." *)

So fällt denn in die Zeit der Schmach für die deutſchen Juden zugleich auch die Geburtsſtunde der jüdiſchen Wiſſenſchaft. Nach dem eigenen Zeugnis Zunzens war die Erkämpfung der Rechte oder richtiger des Rechtes für die Juden das Hauptmotiv bei der Schaffung der jüdiſchen Wiſſenſchaft. Daß die in ſie geſetzten Hoffnungen hinſichtlich der Beſeitigung des Judenhaſſes nicht in Erfüllung gegangen, hat der große Forſcher, dem ein hohes Alter

*) Zunz, Zur Geſchichte und Litteratur, S. 21.

beſchieden war, zu ſeinem Schmerze noch ſelbſt erleben müſſen. Aber auch das andere Ziel, durch dieſe Forſchungen auf die innere Entwickelung der Judenheit zu wirken, konnte nicht ganz erreicht werden, was Zunz in ſeinen letzten Jahren nicht minder mit Mißmut erfüllt hat. Indeſſen iſt dieſes hohe Streben, für welches alsbald eine Schar hochbegabter Mitarbeiter und Jünger ſich einfand, an und für ſich für das Judentum und für die Geſamtkultur ſegensreich geweſen. Jedenfalls verdienen dieſe Männer, die trotz der unzulänglichen materiellen Mittel, trotz der Gleichgültigkeit, mit der ihre Thätigkeit ſelbſt von ihren eigenen Stammesgenoſſen begleitet wurde, die jüdiſche Wiſſenſchaft geſchaffen, ein goldenes Blatt in der jüdiſchen Geſchichte, um ſo mehr als der wohlthätige Einfluß dieſer Geiſtesarbeit nur als für den Augenblick gehemmt, nicht aber als für immer beſeitigt gelten darf.

Wie bereits hervorgehoben worden iſt, ging man in jenem Kreiſe von dem Geſichtspunkte aus, daß der Judenhaß nur durch eine innere Läuterung des Judentums und des jüdiſchen Lebens zu beſeitigen ſein würde; es handelte ſich nun darum, dieſen ſo notwendigen Läuterungsprozeß in geeigneter Weiſe vorzunehmen. Am 7. November 1819 konſtituierte ſich in Berlin der „Verein für Kultur und Wiſſenſchaft des Judentums“, an deſſen Spitze drei hochbegabte Männer in noch ziemlich jugendlichem Alter ſtanden. Es waren dies Leopold Zunz, der ſich ſpäter unſterbliche Verdienſte um das Judentum und die Wiſſenſchaft erworben, der bekannte Hegelianer Eduard Gans, und der nicht minder gediegene, wenn auch nicht dem Gelehrtenſtande angehörende Moſes Moſer, die „Prachtausgabe eines Menſchen“, wie ihn Heine genannt. Das Lebensſchickſal dieſer Männer iſt ziemlich bekannt. Leopold Zunz, am 10. Auguſt 1794 in Detmold geboren, erhielt ſeine erſte Ausbildung auf der Samſonſchule zu Wolfenbüttel und ſtudierte nachher Philologie in Göttingen und in Berlin. Bereits im Jahre 1818 erſchien ſeine erſte Schrift „Etwas über die rabbiniſche Litteratur“. Von

dieſer Jugendarbeit Zunzens läßt ſich ſagen, daß ſie bereits in dem Hauptgedanken den Grund zu der Wiſſenſchaft des Judentums legte. Er ſprach da die Anſicht aus, daß, „weil wir zu unſerer Zeit die Juden — um nur bei den Deutſchen ſtehen zu bleiben — mit größerem Ernſt zu der deutſchen Sprache und der deutſchen Bildung greifen und ſo . . . die neuhebräiſche Litteratur zu Grabe tragen ſehen, die Wiſſenſchaft auftritt und Rechenſchaft von der geſchloſſenen verlangt.“ In großen Umriſſen giebt er in dieſer Arbeit einen Überblick über ſämtliche Zweige der jüdiſchen Wiſſenſchaft, deren Hauptbegründer er ſpäter werden ſollte.

Zunz hat in ſeinen jüngeren Jahren der in Berlin aufgetauchten Reformbewegung nahe geſtanden, er predigte ſogar einige Zeit in dem von Jacobſohn errichteten Privatgotteshauſe. Nachdem dieſer Reformtempel — man ſagt auf Veranlaſſung eines orthodoxen Schneiders — geſchloſſen war, verſuchte es Zunz mit der Erlangung des Rabbinats, das ihm indes wegen ſeiner ehemaligen Zugehörigkeit zur Reform unmöglich gemacht wurde. Er war nachher Pädagog, Journaliſt, wiederum Prediger (in einer Synagoge zu Prag), Seminardirektor (an dem Lehrerſeminar zu Berlin), ohne es jedoch bis zum ſpäteren Alter zu einer geſicherten Lebensſtellung bringen zu können. Mit Ausnahme eines Kreiſes von Freunden und Verehrern, die ſeine Verdienſte um das Judentum zu ſchätzen wußten, blieb er ſeinem Stamme, für den er ſo viel geleiſtet, ziemlich unbekannt. Er ſtarb am 13. März 1886 in hohem Alter, nachdem ihm noch beſchieden war, den ungeahnten Aufſchwung, leider aber auch den rapiden Niedergang der jüdiſchen Wiſſenſchaft zu erleben.

Eduard Gans, aus einer ſehr angeſehenen jüdiſchen Familie ſtammend, wurde am 22. März 1798 zu Berlin geboren und widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft und der Philoſophie. Er war einer der Hauptvertreter der Hegelſchen Philoſophie, die er auf die Jurisprudenz mit großem Scharfſinn übertrug. Materiell unabhängig und durch

Familienbeziehungen einflußreich, war er der eifrigste Mitarbeiter an den Bestrebungen des „Kulturvereins“, hatte aber nicht, gleich Zunz, den Mut, nach dem Scheitern aller hochfliegenden Pläne dennoch im Judentum auszuharren. Da alle seine Bemühungen, als Jude an einer preußischen Universität eine Professur zu erhalten, trotz weitreichender Protektion erfolglos blieben, trat er im Jahre 1825 zum Christentum über. Sein Jugendfreund Heine, der bekanntlich ebenfalls nicht anders gehandelt, konnte ihm diesen Schritt niemals verzeihen. Im Nachlaß des Dichters fand sich ein Gedicht auf den (inzwischen zu hohen Ehren gelangten und am 5. Mai 1839 verstorbenen) Rechtsgelehrten, das den ganzen Grimm Heines gegen den ehemaligen Freund und Gesinnungsgenossen atmet:

„Du hast nun Titel, Ämter, Würden, Orden,
Hast Wappenschild mit panaschiertem Helm,
Du bist vielleicht auch Excellenz geworden —
Für mich jedoch bist du ein armer Schelm.

Mir imponieret nicht, der Seelenadel,
Den du dir anempfunden sehr geschickt,
Obgleich er glänzt wie eine Demantnadel,
Die des Philisters weißes Brusthemd schmückt.

O Gott! ich weiß, in deiner goldbetreßten
Hofuniform, gar kümmerlich, steckt nur
Ein nackter Mensch, behaftet mit Gebresten,
Ein seufzend Ding, die arme Kreatur.

Ich weiß, bedürftig, wie die andern alle
Bist du der Atzung, t—st auch jedenfalls
Wie sie —. Deshalb mit dem Gemeinplatzschwalle
Von Hochgefühlen bleibe mir vom Hals.“

Heine hat gegen Eduard Gans den Vorwurf erhoben, daß er als Führer des „Kulturvereins“ sich beeilt habe, das sinkende Schiff zu verlassen. Indessen ist dieser grimmige Vorwurf nur cum grano salis berechtigt. Eduard Gans hat noch lange nach dem sanften Hinsterben des „Kultur-

vereins" gewartet, bevor er sich entschloß, Christ „im wässerigsten Sinne des Wortes", wie Heine sagte, zu werden. Er hatte sich lange gegen diesen Schritt gesträubt, und der Minister Hardenberg hatte sich ernstlich bei dem orthodoxen Könige bemüht, dem talentvollen jungen Manne die Erlaubnis zum Eintritt in den Staatsdienst ohne die Auferlegung eines solchen Gewissenzwanges zu erwirken.*) Aber Se. Majestät „liebte keine Neuerungen." Nach Hardenbergs Tode schwand für Gans jede Möglichkeit, als Jude eine Professur zu erhalten; auch in Frankreich und England waren seine Bemühungen, sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen, in der er für seinen Geist eine passende Beschäftigung gefunden hätte, vergebens. Er trat zum Christentum über, nachdem er mit dem Judentume innerlich zerfallen war, wozu das Mißlingen seiner hochfliegenden Pläne wohl am meisten beigetragen haben mag.

Der Dritte in diesem Triumvirat war Moses Moser, zur Zeit der „jungen Leiden" des Dichters Heine dessen intimer und verständnisinniger Freund. Von dem äußeren und inneren Wesen dieses interessanten, hochbegabten Mannes giebt uns Maximilian Heine folgendes Charakterbild: „Kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichen Aussehens, mit schwärmerisch klugen Augen, die durch vieles Nachtarbeiten gerötet waren, exakter Redeweise, gewann er gleich bei der ersten Unterhaltung das Vertrauen des von ihm freundlich empfangenen Fremden, und dieser sagte sich bald, daß er es hier mit einem ungewöhnlichen Menschen zu thun habe, mit einem Verstande, dem die größte Bescheidenheit zur Seite stand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungsfähigkeit für die höchsten Güter der Menschheit schlug, mit einer Seele, welcher Freundschaft und Menschenliebe noch echte, wahre Begriffe waren."

Moser war ein Altersgenosse Heines und Gans' (er ward gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Lippehne, einem Städtchen der Neumark, geboren); seine äußeren Ver-

*) Strodtmann, H. Heines Leben I. 319 (3. Aufl.)

hältniſſe waren ziemlich günſtig, da er in einem angeſehenen Bankhaus ein dauerndes, gut dotiertes Amt bekleidete. Seine freie Zeit benutzte er zu fleißigen und vielſeitigen Studien, die er nicht etwa mit dilettantenhafter Oberflächlichkeit betrieb, ſondern mit der Gründlichkeit eines Forſchers und Fachgelehrten. Er war ein ſehr guter Aſtronom und Mathematiker, aber ebenſo heimiſch in der modernen wie in den altklaſſiſchen Litteraturen; Shakeſpeare, Cervantes und Dante las er ebenſogut in der Urſprache, wie Platon, Homer und Tacitus, und mehrere Jahre hindurch ſtudierte er fleißig Sanskrit, wie er auch ein eifriger Hörer der Hegelſchen Kollegien war. Für das Judentum empfand Moſer eine heiße Liebe, die ihm um ſo mehr Schmerzen bereiten mußte, als all die Pläne, die von ihm und ſeinen Freunden zu deſſen Neubelebung erſonnen waren, ſo ſchmählich mißlangen. „Die Juden! Die Juden!“ rief er einſt voller Bitterkeit aus, „es macht mich traurig, an ſie zu denken. Es giebt keinen bittereren Kampf der Liebe und des Haſſes in einer und derſelben Sache, als dieſen.‘ Was ihn aber ſtets vorteilhaft auszeichnete, das war die antike Entſagungsfähigkeit, die bei ihm nicht in die damals ſo allgemein verbreitete ſentimentale Verweichlichung ausartete, ſondern eine wahrhafte philoſophiſche Reſignation wurde. „Ich lebe auch eben nicht in der vollen Verwirklichung meiner Wiegenlieder und Jugendträume,“ ſchrieb er einſt an einen vom Peſſimismus angekränkelten Freund; „aber das Ächzen und Krächzen habe ich immer von mir fern gehalten. Was ein Stein, der vom Dache fällt, während ich vorübergehe, ändern und beſtimmen kann, iſt meine Sorge nicht. Die Wirklichkeiten, die nicht aus mir ſelbſt geboren ſind, verachte ich. Ich mag nichts von der Knechtſchaft der Glückſeligkeits-Philoſophie wiſſen. . . . So arbeite denn, wenn du nichts zu genießen findeſt.“ „Mein einziger Troſt iſt die Wiſſenſchaft,“ ſchrieb Moſer in einem anderen Briefe, „nicht jene verkümmerte, verwachſene, welche Gelehrſamkeit heißt, ſondern die freie, hohe, die das Haupt emporhält, die Himmel und Erde in Einem ſchauen läßt,

und die ganze Persönlichkeit mit dem Bewußtsein der Welt durchdringt. Mein gegenwärtiger Aufenthalt ist am Ganges; ich höre einen uralten Geist, der dort heimisch war, in seinen eigenen Tönen sprechen, und die großartig mystisch phantastischen Gestalten, die eine frühe Welt gleich jenen untergegangenen Tierorganisationen gebar, steigen aus tiefem Schachte vor mir herauf. Zu dieser geistigen Bergwerksarbeit hat mich der Widerwille gegen die einstweilige Werdung der politischen Dinge getrieben."*)

Um diese drei jungen Männer scharten sich etwa fünfzig Gesinnungsgenossen, zu denen eine Zeitlang auch Heinrich Heine zählte. Ihr Hauptziel war unleugbar die Reform des Judentums, nur sollte diese Reform nicht einzig in der äußeren Nachahmung des protestantischen Gottesdienstes bestehen, sondern an „Haupt und Gliedern" vorgenommen werden. Diese Ziele finden wir in den folgenden Ausführungen ausgedrückt, welche den gedruckten Statuten des Vereins vorangeschickt wurden. Es heißt da — in einem etwas schwerfälligen —, philosophisch zugespitzten Stile: „Das Mißverhältnis des ganzen inneren Zustandes der Juden zu ihrer äußeren Stellung unter den Nationen, seit vielen Jahrhunderten bestehend, aber stärker als je hervortretend in der neueren Zeit, welche durch einen allgewaltigen Ideenumschwung auch unter den Juden überall veränderte Bestrebungen hervorrief, die das drückende Gefühl des Widerspruchs täglich allgemeiner macht, fordert dringend eine gründliche Umarbeitung der bis jetzt unter den Juden bestandenen eigentümlichen Bildung und Lebensbestimmung, und ein Hinführen derselben auf denjenigen Standpunkt, zu welchem die übrige europäische Welt gelangt ist. Kann diese Umarbeitung wesentlich nur unmittelbar von den Juden selbst ausgehen, so kann sie auch wiederum nicht das Werk der Gesamtheit sein, sondern muß die geistesverwandten Gebildeten derselben zu Urhebern haben. Für diese Zwecke wirksam

*) Bei Strodtmann, a. a. O. S. 322 ff.

zu sein, beabsichtigt ein Verein, welcher sonach vorstellt: eine Verbindung derjenigen Männer, welche in sich Kraft und Beruf zu diesem Unternehmen fühlen, um die Juden durch einen von innen heraus sich entwickelnden Bildungsgang mit dem Zeitalter und den Staaten, in denen sie leben, in Harmonie zu setzen. So umfassend, wie der hier angegebene Zweck des Vereins ist, muß auch die gesetzmäßige Wirksamkeit desselben gedacht werden. Um diesen selber in allen möglichen Richtungen zu verfolgen, wird der Verein daher ebensowenig verabsäumen dürfen, von oben herab durch möglichst große und gediegene wissenschaftliche Bestrebungen, denen er Eingang und ein lebhaft zugewandtes Interesse zu verschaffen suchen muß, eine sichere Grundlage in den neuen Kreis erhobenen internen Leben zu gewinnen, als von unten herauf, durch Bearbeitung der Lebensansicht in den verschiedenen Ständen der (jüdischen?) Gesellschaft, den Boden für die Befruchtung durch reinere Erkenntnis empfänglich zu machen. Auf der einen Seite wird also alles, was dazu dienen kann, das Reich der Intelligenz zu vergrößern, benutzt werden, als Errichtung von Schulen, Seminaren, Akademien, thätige Beförderung schriftstellerischer oder anderer öffentlicher Arbeiten jeglicher Art; auf der anderen Seite soll aber auch durch Hinleitung der aufblühenden Generation zu Gewerben, Künsten, Ackerbau und wissenschaftlichen Ausübungen und durch Unterdrückung der einseitigen Neigung zum Handel, so wie durch Umarbeitung des Tones und der geselligen Verhältnisse allmählich jede dem Ganzen widerstrebende Eigentümlichkeit bezwungen werden."

Zur Erreichung dieses hohen Zieles, das sich der „Kulturverein" gestellt hatte, wurde zuerst ein „wissenschaftliches Institut" zu einer gemeinsamen Bearbeitung aller auf Juden und Judentum bezüglichen Studien ins Leben gerufen. Die Stifter des Vereins arbeiteten auf diesem Gebiete unermüdlich vorbildlich. „Gans erörterte in einem Cyklus von acht Vorträgen die Gesetzgebung über die

Juden in Rom; außerdem lieferte er Abhandlungen über die Geſchichte der Juden in England und über das moſaiſch-talmudiſche Erbrecht.“ Dieſe Vorträge zeigten „neben dem emſigſten Quellenſtudium ſchon dieſelbe geiſtvolle philoſophiſche Auffaſſung rechtswiſſenſchaftlicher Fragen, durch welche ſich Gans ſpäter einen ſo glänzenden Ruhm erwarb.“ Zunz begann ſeine rabbiniſchen Forſchungen, in denen er ſpäter die höchſte Meiſterſchaft erreichen ſollte. Moſer wiederum hielt Vorleſung über den Gang der jüdiſchen Geſchichte und den Einfluß des Chriſtentums auf das Judentum. Auch die anderen Genoſſen arbeiteten fleißig am wiſſenſchaftlichen Inſtitute mit, namentlich als bald darauf (1822) die „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judentums“ unter der bewährten Leitung Zunzens als Organ dieſer Forſchungen ins Leben trat. Neben den jungen Stürmern fand ſich auch der alte Kämpe Lazarus Bendavid ein, der eine Abhandlung über den Meſſiasglauben der Juden veröffentlichte. Freilich konnte man von dem eifrigen Kantianer Bendavid keine kulturhiſtoriſche Studie über dieſes Thema erwarten. Der Meſſiasglaube der Juden hat im Laufe der Jahrtauſende verſchiedene Wandlungen durchgemacht. Urſprünglich war es der „Kriegsgeſalbte“, ein mächtiger Fürſt aus dem Hauſe David, den das jüdiſche Volk in der Zeit des politiſchen Niederganges ſo ſehnſuchtsvoll erwartete. Zur Zeit der Römerherrſchaft in Paläſtina, als beim jüdiſchen Volk unter dem ſchweren Drucke jede Hoffnung auf eine Beſſerung der materiellen Lage und auf einen nationalen Aufſchwung ſchwinden mußte, erhielt der erhoffte Meſſias in dem Volksglauben die Geſtalt eines „Paraklet“ (wie er bereits bei Philo, alſo noch in der vorchriſtlichen Litteratur vorkommt), eine Begriffsvorſtellung, die ſpäter in die evangeliſche Litteratur mit aufgenommen wurde. In den erſten Jahrhunderten des Exils bildete der Meſſiasglaube bei den Juden gleichzeitig ein Stück Volkspoeſie (wie ſie in der paläſtinenſiſchen Agadah eine ſo ſchöne Form annahm) und den Inbegriff alles Hoffens während der vielen Jahrhunderte

ihrer Leidensgeſchichte. Dem in den rationaliſtiſchen Anſchauungen des vorigen Jahrhunderts aufgewachſenen Bendavid konnte dieſes Phantaſiegebilde der Volksſeele nicht verſtändlich ſein; er zergliederte den Meſſiasglauben nach der Methode der formalen Logik und kommt zu dem Schlußſatze, daß es „kein Menſch dem Juden verarge, wenn er ſeinen Meſſias darin findet, daß gute Fürſten ihn ihren übrigen Bürgern gleichgeſtellt und ihm die Hoffnung vergönnt haben, mit der völligen Erfüllung aller Bürgerpflichten auch alle Bürgerrechte zu erlangen."

Überhaupt krankten alle Unternehmungen des „Kulturvereins" mitſamt dem „wiſſenſchaftlichen Inſtitut" und der „Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft des Judentums" an dem Hauptübel, daß die Mitarbeiter an dieſem Kulturwerk zuerſt ſo wenig Berührung mit der jüdiſchen Vergangenheit hatten, d. h. daß ihnen das richtige Verſtändnis für die Kulturentwickelung des jüdiſchen Volkes in den verſchiedenen Ländern und verſchiedenen Zeiten fehlte; andererſeits aber auch daran, daß ſie faſt außerhalb der jüdiſchen Kreiſe ſtanden und der großen Maſſe, wie ſie ſich ſelbſt ausdrückten, „von oben herab" eine neue Kultur aufoktroyieren wollten, und zwar dieſes mit einemmale und ohne jedes vermittelnde Übergangsſtadium. Kein Wunder alſo, daß das große Publikum allen dieſen Beſtrebungen gegenüber kalt und teilnahmslos blieb. Die Freunde einer zeitgemäßen Reform des Judentums hatten gar kein Intereſſe an den weitausholenden wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, deren praktiſche Ziele für ſie dunkel blieben, das leſende Publikum verſtand die Abhandlungen der Zeitſchrift nicht; während die rechtgläubigen Elemente inſtinktiv eine Abneigung gegen alle dieſe Beſtrebungen hatten. Heinrich Heine, ein eifriger und warmer Anhänger des Vereins urteilte über die Zeitſchrift vorurteilslos: „Ich habe die Zeitſchriften erhalten," ſchrieb er, „und ſelbige bereits aufgeſchnitten, durchblättert und teilweiſe mit Ärger geleſen. Ich will gar nicht in Abrede ſtellen, daß die Sachen darin gut ſind, aber ich muß freimütig geſtehen — und erführe es auch der Redakteur:

— der größte Teil, ja drei Viertel des dritten Heftes ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form. Ich will keine poetische Sprache, aber eine verständliche, und ich bin fest überzeugt: was ich nicht verstehe, versteht auch nicht David Levy, Israel Moses, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht einmal Auerbach II (einer der damaligen jungen jüdischen Prediger). Ich habe alle Sorten Deutsch studiert, Sächsisch-Deutsch, Schwäbisch-Deutsch, Fränkisch-Deutsch — aber unser Zeitschriftdeutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten. Wüßte ich zufällig nicht, was Ludwig Markus und Dr. Gans wollen, so würde ich gar nichts von ihnen verstehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weitesten gebracht hat in Europa, das ist L. Bernhardt. Bendavid ist klar, aber was er schreibt, paßt weder für die Zeit noch für die Zeitschrift. Das sind Aufsätze, die anno 1786 im theologischen Journal passend gewesen wären".*)

Die Leiter des „Kulturvereins" erkannten nicht das Grundübel, an dem ihr gewiß gut gemeintes Werk krankte, weshalb sie der Teilnahmslosigkeit des jüdischen Publikums ihrem ebenso eifrigen wie uneigennützigen Thun gegenüber bitter grollten. Die Mitgliederzahl des Vereins blieb eine geringe und alle Aufrufe blieben fruchtlos. Der Verein faßte den löblichen Plan, eine Bibliothek für die Wissenschaft des Judentums zu gründen, aber auch dieser Plan konnte wegen Geldmangels nicht zur Ausführung gelangen. Die reichen und gebildeten Juden jener Zeit hatten für derartige Zwecke ebensowenig Verständnis und noch viel weniger Geld wie heutzutage. Mußte doch die kostbare und überaus reichhaltige Oppenheimsche Büchersammlung, die Jahrzehnte hindurch in Deutschland, in Kisten verpackt, verpfändet und für einen Spottpreis käuflich war, nach Oxford auswandern, da sich unter der ganzen deutschen Judenheit nicht die Summe von 9000 Thalern aufbringen ließ, für welche die Bibliothek schließlich nach England verkauft wurde. Die

*) Strodtmann a. a. O. S. 292.

Einnahmen des Vereins waren unzulänglich auch für minder koſtſpielige Unternehmungen. „Es bedurfte nur wenige Jahre, um das betrübende Reſultat feſtzuſtellen, daß der Verein zur Deckung der Unkoſten ſeiner ſämtlichen Beſtrebungen faſt ausſchließlich auf die Beiträge ſeiner meiſt wenig bemittelten ordentlichen Mitglieder angewieſen war, deren Zahl ſich erſt im Laufe des Jahres 1822 auf cirka fünfzig erhob.“ Am 28. April desſelben Jahres mußte Eduard Gans in dem von ihm verfaßten Jahresbericht die beſchämende Mitteilung machen: „Von allen reichen Glaubensgenoſſen war keiner, der, ſo ſehr er auch unſerm Streben ſeine Billigung werden ließ, ſo ſehr er auch ſeine Begeiſterung für alles an den Tag legte, was von uns ausging, dem Verein oder einer ſeiner Anſtalten zu beſtimmtem oder unbeſtimmtem Zwecken irgend ein freiwilliges Geſchenk hätte zukommen laſſen.“

Auch die Beſtrebung des Vereins, die jüdiſche Jugend von dem Handel abzulenken und anderen Gewerbzweigen, namentlich aber dem Ackerbau zuzuführen, ſcheiterte am Ende an der Unzulänglichkeit der Geldmittel. Der Verein beabſichtigte im Jahre 1822 eine Ackerbau-Kommiſſion zu errichten und war bemüht, ſich eine Liſte aller jüdiſchen Ökonomen anzulegen; aber auch dies führte zu keinem praktiſchen Reſultat, da von keiner Seite Hilfe und Unterſtützung zu erlangen war. Es waren damals manche jüdiſche Jünglinge, die ſich gern dem Ackerbau gewidmet hätten, aber von den chriſtlichen Gutsbeſitzern wegen ihres Glaubensbekenntniſſes zurückgewieſen wurden.

Unter ſolchen Umſtänden mußten endlich auch die Führer des Vereins, die ihre Sache lange genug zäh verteidigt hatten, völlig entmutigt werden. Die Teilnahmloſigkeit der jüdiſchen Welt all dieſen hochherzigen Beſtrebungen gegenüber ermüdete auch die Eifrigſten. „Wenn ſolcher Unverſtand,“ klagte Gans voller Bitterkeit, „wenn ſolcher Unverſtand, ſolcher Mangel an Enthuſiasmus herrſcht, wenn die Geiſt- und Gedankenloſigkeit ſo tief um ſich greift, ſo iſt es der Mühe nicht wert, ſich um ſolch

Gesindel zu kümmern." Er prophezeite dem jüdischen Stamme schlimme Tage, da in ihm „das rein Äußerliche und Materielle des Alltags- und Schlaraffenlebens" immer mehr überhand genommen. „Die Begeisterung für Religion, die Gediegenheit der alten Verhältnisse ist geschwunden, aber es ist keine neue Begeisterung hereingebrochen, es hat sich kein neues Verhältnis erbaut. Es ist bei jener negativen Aufklärung geblieben, die in der Verachtung und Verschmähung des Vorgefundenen bestand, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, jener leeren Abstraktion einen anderen Inhalt zu geben. Es ist ein Zustand der vollendeten Auflösung. Sehen wir etwa auf die Einheit oder Innigkeit des Gemeindewesens, so finden wir weder Schutz und Verteidigung gegen Angriffe von außen her, noch Kräftigkeit und Vernünftigkeit in der Verwaltung von innen. Sehen wir auf die Gemeindeglieder selbst, so sind es atome Teilchen zur Verfolgung unendlicher partikularer Zwecke, zerschnitten und aufgelöst, jedes sich auf sich stellend und sich für das Höchste haltend. Da ist keine gemeinsame Innigkeit, welche sie verbindet, als etwa die Furcht, kein höheres Interesse, wofür sie irgend etwas von ihren zeitlichen Gütern zu opfern imstande wären, als etwa die Mitleidigkeit: das ist die Tugend, zu deren Fahnen sie geschworen haben, weil es eben die sinnliche Tugend ist. Wo man sie angreift: es ist diese Tugend, die sich ins Mittel legen muß, und wenn man ihnen vorwirft, daß sie keine öffentlichen Schulen und keine Verdienste um geistige Bildung haben, so ist es das öffentliche Lazarett, welches die Verteidigung übernehmen soll. Sehen wir auf die Bildung des Einzelnen — wo sind die wissenschaftlichen Männer, die zeitgemäß gebildeten, die an der Spitze der Verwaltung stehen? wo sind die überhaupt, die würdig repräsentieren durften? Was von europäischer Bildung gewonnen ist, das ist nicht die echte Gediegenheit derselben, sondern jene schale und leere Außenseite, jenes Prunken mit den Formen und Ceremonien des Lebens, die um so unerträglicher werden,

je weniger man vom Inhalte merkt. Daß nun dieſes von innen ganz morſche Gebäude von außen etwas aufgeputzt erſcheine, dazu hat man von guten alten Zeiten her das Schild der Aufklärung zum Aushängeſchilde genommen, daß es wenigſtens die Firma zeige, unter der man fortzuhandeln gedenkt."

Auch dieſer Appell an das jüdiſche Publikum blieb fruchtlos. Im Herbſt 1823 befand ſich der ſo hoffnungsfreudig ins Leben gerufene „Kulturverein" bereits in den letzten Zügen. „Wenn mich die Beſſeren ſo ohne Unterſtützung laſſen," klagte Zunz voller Erbitterung, „an die Schlechteren kann ich nicht apellieren! Der Verein ſcheint mir auch nicht zum Ziele zu kommen, und das durch die Schuld des greulichen Verfalles der Juden. Keine ſeiner Inſtitutionen will ſo recht gedeihen; ein großer Teil ſeiner Mitglieder rührt ſich kaum . . . Ehe wir nicht einige begeiſterte reiche Juden bekommen, kommen wir nicht weiter; ſolche jedoch brauchen wir nur für Geld ſehen zu laſſen, ſo rar ſind ſie in Deutſchland." Im Sommer 1824 ſpricht ſich Zunz noch entſchiedener aus: „Dahin bin ich gekommen," hieß es in einem ſeiner Briefe an Wohlwill, „an eine Juden-Reformation nimmermehr zu glauben; der Stein muß auf dieſes Geſpenſt geworfen und dasſelbe verſcheucht werden . . . Die Juden und das Judentum, das wir rekonſtruieren wollten, iſt zerriſſen und die Beute der Barbaren, Narren, Geldwechsler, Idioten und Parnaßim (Gemeindevorſteher). Noch manche Sonnenwende wird über dieſes Geſchlecht hinwegrollen, und es finden wie heute: zerriſſen, überfließend in die chriſtliche Notreligion, ohne Halt und Prinzip, zum Teil im alten Schmutz, von Europa beiſeite geſchoben, fortvegetierend, mit dem trockenen Auge nach dem Eſel des Meſſias oder einem anderen Langohr hinſchauend, — zum Teil blätternd in Staatspapieren und dem Konverſations-Lexikon; bald reich, bald bankerott; bald gedrückt, bald toleriert. Die eigene Wiſſenſchaft iſt unter den deutſchen Juden erſtorben, und für die europäiſche haben ſie deswegen keinen Sinn, weil ſie ſich

ſelber untreu, der Idee entfremdet und die Sklaven bloßen Eigennutzes geworden ſind.“

Als Zunz dieſe bitteren Worte niederſchrieb, war der Verein mitſamt der Zeitſchrift bereits eingeſchlafen. Die Zeitſchrift hörte auf zu erſcheinen und der Verein verſchwand geräuſchlos aus der Öffentlichkeit. Die Reformbewegung in Hamburg blieb ein lokales Ereignis; die geiſtvollen Männer, die ſie früher mit hochgeſpannten Erwartungen begrüßt, fanden in ihr keine Befriedigung mehr. „Die Hamburger täuſchen ſich gewaltig,“ ſchrieb Moſer, „wenn ſie ihren Tempelbeſtrebungen eine univerſelle Bedeutung beilegen; aber es iſt eine Täuſchung, die man ihnen laſſen kann. Was brauchen ſie zu wiſſen, daß ſie ſelbſt im Übergange ſind.“ „In ausgeſtopften Rabbinern in zoologiſchen Muſeen wäre noch mehr Judentum zu finden, als in den lebenden Tempelpredigern.“ Auch Heine ſpottete unaufhörlich über den „neuen israelitiſchen Tempel“, mit dem „reinen Moſaik-Gottesdienſt“ und „orthographiſchen deutſchen Geſängen“, über die „gerührten Predigten“ und „Schwärmereichen“, über die „gute, reinliche Religion“ u. dgl. Die Reformbewegung ſtagnierte vollſtändig, nicht infolge der Oppoſition von ſeiten der Altgläubigen, denn dieſe waren im Kampfe gegen die Neuerungen unbeholfen und ungeſchickt genug, ſondern infolge des unter den gebildeten Elementen immer mehr überhand nehmenden Indifferentismus, der der Reformbewegung den ſchwerſten Schaden that. Indeſſen ſollten die opferwilligen Bemühungen der für die Neubelebung des Judentums begeiſterten Männer nicht fruchtlos bleiben; einige Jahrzehnte ſpäter ging die „unter Thränen ausgeſtreute Saat“ herrlich und fruchtreif auf.

Dritter Abſchnitt.

Neues Leben.

Im Sommer 1824, als alle Hoffnungen auf eine gedeihliche Entwickelung der Reformbeſtrebungen unter den deutſchen Juden bereits geſchwunden waren, ſchrieb Leopold Zunz reſigniert: „Der Verein (Kulturverein) iſt nicht an den Spezialvereinen geſtorben, welches bloß die Folge eines Verwaltungsfehlers hätte genannt werden dürfen, ſondern er hat in der Wirklichkeit nie exiſtiert. Fünf bis zehn begeiſterte Menſchen haben ſich gefunden und, wie Moſes, auf die Fortpflanzung dieſes Geiſtes zu hoffen gewagt. Das war Täuſchung. Was allein aus dieſem Mabul (Sintflut) unvergänglich auftaucht, das iſt die Wiſſenſchaft des Judentums; denn ſie lebt, auch wenn Jahrhunderte lang ſich kein Finger für ſie regte. Ich geſtehe, daß, nächſt der Ergebung in das Gericht Gottes, die Beſchäftigung mit dieſer Wiſſenſchaft mein Troſt und Halt iſt. Auf mich ſelbſt ſollen jene Stürme und Erfahrungen keinen Einfluß haben, der mich mit mir ſelber in Zwieſpalt bringen könnte. Ich habe gethan, was ich zu thun für meine Pflicht hielt. Weil ich geſehen, daß ich in der Wüſte predige, habe ich aufgehört zu predigen, doch nicht um dem Inhalte meiner Worte treulos zu werden .... Nach dem bisherigen werden Sie leicht ſchließen, daß ich für keine geräuſchvolle Auflöſung des Vereins ſtimmen kann. Eine ſolche, wenn ſie nicht aus bloßer Eitelkeit eingegeben ſein und an die Fabel des berſtenden Froſches erinnern ſoll,

wird vor den Augen der Juden ... ebenſo wirkungslos wie alles Bisherige vorübergehen. Nichts bleibt den Mitgliedern, als treu ſich ſelber in ihren beſchränkten Kreiſen zu wirken, und Gott das Weitere zu überlaſſen."

Dieſen Worten ließ Zunz zeitlebens auch die That folgen; er hat bis zu ſeinem achtzigſten Lebensjahr, oft unter Sorge und Not, die jüdiſche Wiſſenſchaft gefördert, aus den Schächten des jüdiſchen Schrifttums verborgene Schätze geholt und jüngere Genoſſen zur Mitarbeiterſchaft an dieſem Werke angeeifert. Ein „Mann der Rede und der That, hat er geſchafft und gewirkt, wo andere träumten und mutlos hinſanken."

Eine dringende Forderung jener Zeit war, für das mutlos gewordene Geſchlecht die Geſchichte des jüdiſchen Stammes zu ſchreiben; den Nachkommen, welche den Widerwärtigkeiten ihrer Zeit nicht ſtand zu halten vermochten, das Beiſpiel der opfermutigen Väter vorzuführen. Der Umſtand, daß der jüngeren Generation die Kenntnis der jüdiſchen Geſchichte vollſtändig abging, hatte ſich an der Judenheit ſchwer gerächt, als es galt, der unverdienten Zurückſetzung, der aus Unwiſſenheit herrührenden Schmähung des Judentums den Stolz auf die ruhmreiche Vergangenheit des jüdiſchen Stammes entgegen zu ſetzen. Es fehlte der deutſchen Judenheit das ſchützende Selbſtbewußtſein, das ſie nur durch Vertiefung in die Annalen der jüdiſchen Geſchichte hätte finden können. Eine große Verzagtheit ergriff die gebildete Jugend, welche die Geſchichte ihres eigenen Stammes, das Weſen des Judentums und deſſen Vergangenheit eigentlich nur noch aus den Schmähſchriften der Gegner kannte. Zum Teil ſprachen ſogar die Juden ſelbſt die ſchmähenden Redensarten nach, die um jene Zeit über Juden und Judentum üblich waren. Konnte ſich doch David Veit, der ſonſt ideal geſinnte Freund der Rahel, zu der gehäſſigen Bemerkung verſteigen, er habe in Hannover, wo er zeitweilig ſich aufhielt, außer den Juden nichts Schmutziges gefunden. Die wegwerfenden Worte Heines, „das Judentum ſei gar keine Religion, ſondern ein Unglück," drückten ſo

ziemlich die Gefühle über das Judentum aus, wie sie damals unter den gebildeten Juden Deutschlands allgemein vorherrschend waren. Dem gegenüber sollte die jüdische Geschichte den Nachweis führen, daß das Judentum sich um die Gesittung der Menschheit reichlich verdient gemacht habe, daß die mißliche Lage der Juden wohl ein Unglück, aber gewiß keine Schande sei, am allerwenigsten eine Schande für die schwache Minderheit, der man die unveräußerlichen Menschenrechte mitten unter der europäischen Civilisation vorenthielt.

Leopold Zunz dachte damals an dieses Werk zu gehen, als ihm ein gleichalteriger Gesinnungsgenosse darin zuvorkam. Markus J. Jost (geb. am 22. Februar 1793 in Bernburg, starb am 20. November 1860 in Frankfurt a. M.) war es, der sich zuerst an dieses verdienstliche Werk mutig heranwagte. In seiner „Geschichte der Israeliten", welche in neun Bänden (Berlin 1820—1829) erschien, unternahm er es, ein Gesamtbild der jüdischen Vergangenheit, insbesondere seit dem Abschluß der biblischen Geschichtsdarstellung, bis auf seine Zeit zu liefern. Als Vorbild konnte ihm höchstens das bekannte gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschienene Geschichtswerk des protestantischen Geistlichen Jacob Basnage dienen, der indessen von den jüdischen Geschichtsquellen fast gar nichts wußte und außerdem, trotz seiner edlen, menschenfreundlichen Gesinnung, doch seinen konfessionellen antijüdischen Standpunkt nicht verleugnen konnte. Basnage hat zwar niemals in den judenfeindlichen Ton eingestimmt, der um jene Zeit gerade unter den protestantischen Gelehrten verbreitet war; aber er behandelte die jüdische Geschichte als eine Art Schicksalstragödie —: die bei weitem nicht so verworfenen Juden der Gegenwart haben für die Sünden ihrer längst heimgegangenen Vorfahren zu leiden, die Jesum Christum verwarfen. Diese Auffassung war der enge Rahmen, in welchen der protestantische Theologe das Bild der jüdischen Geschichte in der nachchristlichen Zeit hineinzwang; von der herzerschütternden Tragik der jüdischen Geschichte hat er

keine Ahnung, weil ihm die jüdiſche Litteratur und das jüdiſche Kulturleben in ſeiner reichen Mannigfaltigkeit völlig unbekannt waren.

Markus Joſt beſaß bedeutende Kenntniſſe auf dem Gebiete des jüdiſchen Schrifttums, und mit großem Fleiß ging er daran, die zerſtreuten und verſplitterten Bauſteinchen zu ſammeln, um ſie zu einem Geſamtbau zu benutzen. In der talmudiſchen und rabbiniſchen, namentlich in der agadiſchen Litteratur ſind zahlreiche geſchichtliche Reminiscenzen von großem Wert enthalten, die der gewöhnliche Leſer leicht überſieht oder für bedeutungslos hält, während ſie durch die Behandlung des Geſchichtsforſchers zu wichtigen Dokumenten der jüdiſchen Geſchichte werden. Markus Joſt gebührt unſtreitig der Ruhm, dieſe bis dahin verborgen geweſenen Geſchichtsquellen zuerſt erſchloſſen zu haben, mag ſonſt ſeine Arbeit auch bereits für überholt gelten. Man darf niemals bei der Beurteilung ſeiner Leiſtungen vergeſſen, daß all die Spezialforſchungen über einzelne Gebiete der jüdiſchen Geſchichte und Litteratur, die ſpäter ſo viel Licht über die Vergangenheit des jüdiſchen Stammes verbreiteten, damals, als er mit ſeinem Geſchichtswerke den Anfang machte, noch nicht vorhanden waren. Ein großer Teil der nachher bekannt gewordenen, handſchriftlich aufbewahrten Geſchichtsquellen war anfangs der zwanziger Jahre völlig unbekannt, der gegenſeitige Gedankenaustauſch unter den Gelehrten und Forſchern war ein noch ſehr mangelhafter, und das Intereſſe für die jüdiſche Geſchichte unter den Juden erſt im Entſtehen begriffen.

Niemand war aber auch mehr geneigt, die Mängel dieſer erſten „Geſchichte der Israeliten“ vorbehaltlos anzuerkennen, als der ebenſo kenntnisreiche wie beſcheidene Markus Joſt ſelbſt.*) Im Jahre 1856 ſchrieb der von den jüngern Genoſſen vielfach angegriffene Hiſtoriker folgende Worte nieder,

*) Ich muß dieſes insbeſondere gegen das ungerechte und harte Urteil hervorheben, das Grätz (Geſchichte der Juden Bd. 11 S. 456) über Joſt fällt. Eine ausführlichere Darlegung des Verhältniſſes Grätzens zu Joſt habe ich an anderer Stelle verſucht.

die von seiner Wahrheitsliebe zeugen: „Die Unzulänglichkeit meiner Forschungen erkenne ich bereitwillig an. Denn vor vierzig Jahren, in jugendlichem Alter, hatte ich's unternommen, eine neue Stadt in einer bis dahin unbewohnten Gegend zu erbauen; ich unternahm diesen Bau mit leeren Händen, ohne genügendes Baumaterial und sonstige Mittel. Es konnte mir aber damals nicht unbekannt bleiben, daß sich nachträglich die Mängel dieses Unternehmens herausstellen würden; die jüngere Generation wird später manches veraltet, ungeeignet oder unpassend finden und an dem Bau Änderungen vornehmen, wie es bei jedem neu ins Leben gerufenen Werke zu geschehen pflegt. Niemals ist es mir eingefallen, die beabsichtigten Verbesserungen zu stören, es denen übel zu nehmen, welche dasjenige niederreißen wollen, was ich vor Jahrzehnten errichtet habe. Im Gegenteil, ich erkenne dies als notwendig und förderlich an." *)

Diese erste „Geschichte der Israeliten", die später durch einige ähnliche historischen Arbeiten desselben Verfassers ergänzt wurde, fand beim jüdischen und christlichen Publikum eine freundliche Aufnahme. Sie wurde vielfach gelesen und auch zu ernsten Studien über Juden und Judentum benutzt. Indessen hat ein wichtiger Umstand dazu beigetragen, sie bald bei der jüdischen Leserwelt zu verdrängen. Abgesehen von den vielen Berichtigungen, die dies Geschichtswerk infolge der nachher erst entwickelten Forschung auf diesem Gebiete notwendig erfahren mußte, war man bald in jüdischen Kreisen auch des „trockenen Tones" satt, in welchem Josts „Geschichte der Israeliten" geschrieben war. Jost selbst ist in den rationalistischen Kreisen der Berliner Gesellschaft. unmittelbar nach den Befreiungskriegen aufgewachsen und hat für sein ganzes Leben diese nivellierenden Anschauungen nicht los werden können. Er

*) Aus dem Hebräischen übersetzt (nach einem Briefe Jost's, abgedruckt in dem hebräischen Jahrbuche Kerem Chemed IX. S. 188 f.).

hat stets den Standpunkt vertreten, daß der jüdische Stammes-Partikularismus in unseren Tagen ein überwundener Standpunkt sei, und in dieser Anschauung hat er auch seine „Geschichte der Israeliten“ geschrieben. Er befleißigte sich daher in Bezug auf Juden und Judentum der weitgehendsten Objektivität, einer Objektivität, die in eine Subjektivität zu Gunsten der anderen Partei ausartete, wie S. L. Rapoport treffend bemerkte. Indem Jost die Tragik der jüdischen Geschichte, als den Kampf einer nationalen und religiösen Idee um das Dasein, mitten unter entgegengesetzten, ja feindlichen Kulturerscheinungen, nicht genügend zu würdigen verstand; indem bei ihm alles als ein konfessioneller Hader von lokaler Bedeutung, als bedauerliches, höchstens verzeihliches Mißverständnis von beiden Seiten erscheint: fehlt in seiner „Geschichte der Israeliten“ das Gesamtbild der jüdischen Vergangenheit, die Idee, welche das Judentum in allen Zeiten und in allen Landen umfaßt. In seiner geschichtlichen Darstellung löst sich Alles in einzelne Vorfälle und Ereignisse auf, denen der pragmatische Geist und der historische Organismus fehlen. Das sind die Hauptfehler der Jostschen Geschichte, die gleich in den vierziger Jahren herausgefühlt wurden, als unter den deutschen Juden wieder das Stammesbewußtsein und das wissenschaftliche Leben sich zu regen anfing.

Leopold Zunz sah sich durch die Geschichte Josts von der geplanten Arbeit abgelenkt; er wählte für seine Forschungen ein anderes Gebiet, wenn er auch stets dem in den Jugendjahren gewählten Thema treu blieb. Das Judentum und die Vergangenheit des jüdischen Stammes sollten historisch und kritisch beleuchtet werden, aber nicht in der Form philologischer Pedanterie und Kleinlichkeitskrämerei,*) sondern als bewunderungswürdiges Gemälde

*) Zunz hat bekanntlich in der philologischen und archäologischen Erforschung des Judentums und seiner Litteraturschätze Schule gemacht. Leider haben mehrere Epigonen diese lebensvolle Wissenschaft zum Ausgangspunkt kleinlicher Wortklaubereien gemacht und sie dadurch beim großen Publikum in Mißkredit gebracht. Damit wollen wir

in seiner Farbenmannigfaltigkeit: das Gesamtjudentum, wie es uns in historischer Beleuchtung erscheint, in seinen glänzenden Prachtgewändern sowohl, wie auch in seinem düsteren Trauerkleide. Zunz war für die jüdische Geschichte ein „rückwärts gekehrter Prophet", der alle Ereignisse, politische, kulturelle und litterarische, überschaute und in ihre psychologische Tiefe drang. Er beschönigte nichts, aber er verstand und erklärte alles im Gange der geschichtlichen Entwickelung, im Zusammenhange mit den Zeitumständen. Er führte uns Bilder aus der Vergangenheit vor, die uns erfreuen und erbauen; aber auch solche, die uns wehmütig stimmen oder unseren Zorn hervorrufen. Für die Tragik der jüdischen Geschichte hatte Zunz Verständnis wie kein zweiter Historiker, bei ihm artet die Geschichtsmalerei niemals in Polemik und Händelsucht aus, vielmehr wird dem Leser überlassen, selbst das Urteil und die Nutzanwendung aus der Geschichte herauszufinden. Auch seine Sprache ist für die Geschichtsdarstellung sehr geeignet: knapp, lebhaft, schwungvoll, aber nicht phrasenhaft und deklamatorisch, stets würdig und fesselnd durch den Ernst, mitunter sogar die Herbheit der Diktion, erscheint sie oft epigrammatisch zugespitzt, sarkastisch und voller Schärfe, aber nicht in beabsichtigter Satire, sondern durch die Zusammenstellung der aufeinander folgenden Ereignisse. Zunz war einzig in seiner Art, neben der Bosheit der Judenhasser auch ihre Beschränktheit, ihre lächerliche Pedanterie und ihre Dummheit zu beleuchten. Es geht durch diese Darstellung ein warmer Ton der Menschenliebe und der Versöhnlichkeit. Ist das Schlechte eher Ausfluß der Dummheit als der Bosheit, so empfindet man schließlich

---

uns hier nicht beschäftigen; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß sich manche auch an den Namen Zunzens herangewagt, indem sie das Witzwort über jene wortklaubenden Pedanten in Umlauf brachten: „sie schmunzeln, sie zunzeln". Sie übersahen aber, daß bei dem Altmeister der jüdischen Forschungen alles, selbst das Kleinste, mit zum Gesamtbau der jüdischen Geschichte gehört und ein Stück jüdisches Kulturleben bedeutet.

auch mit den Bösen eine Art Mitleid, jedenfalls wird dadurch unserm Zorn der Stachel benommen, denn das über die Juden hereingebrochene Leid betrachten wir dann als einen elementaren Schaden. Die im Mittelalter oft wiederkehrenden Judenmetzeleien haben wir als die Wirkung der bestialischen Natur im Menschen zu betrachten, eine Erscheinung, die ebenso natürlich ist, wie die Invasion von Heuschrecken, die ein Kulturfeld abfressen, oder wie die Überflutung der durch Regengüsse angeschwollenen Flüsse, die Verderben verbreiten.

Lassen wir Zunz in seinen eigenen Worten ein Bild aus der Leidensgeschichte Israels im Mittelalter vorführen; dadurch erst wird uns Zunzens litterarisches Wesen in der Geschichtsdarstellung und in seiner Diktion recht klar:

„So schrecklich das Los der Juden in jenen Jahrhunderten war, so kann man sich kaum darüber wundern. Geschehen ja vor unseren Augen in unciviliſierten Ländern ähnliche Dinge, und eben so schreckliches den Sklaven von den weißen Barbaren. Das Mittelalter ist die Zeit der Barbarei, das heißt der vereinigten Herrschaft von Faustrecht, Unwissenheit und Pfaffentum; in jenem goldenen Zeitalter wurden einige herrliche Erfindungen gemacht, z. B. Ohrenbeichte und Cölibat, Bibelverbote und Karthäuser, Kreuzzüge und Hexenprozesse, Inquisition und Ketzerverbrennung. Pfaffentum und Raubgier haben den Flor der Provence zertreten, Spanien arm gemacht, Asien und Amerika entvölkert; Despoten und Priester haben auf ihrer Spur mehr Brandstätten und Elend zurückgelassen, als Scythen, Hunnen und Vandalen zusammengenommen. Unter Polen und Böhmen, Magyaren und Chorsaren, Franken und Bulgaren, Beduinen und Mongolen ist es ohne Frage den Juden besser ergangen, als unter den mittelalterlichen Christen. Die Geistlichen, deren Mordthaten um das Jahr 1150 und weiter in England überhand nahmen, haben in geopferten Albigensern, Waldensern, Protestanten und Ketzern ihre Milde hinlänglich bewiesen, und Israels Selicha (synagogale Gedichte, welche dem

Schmerz über die erlittenen Verfolgungen gewidmet sind) soll nur ein Blatt in diesem Buche bilden." „Den Juden, die in England, Frankreich und Deutschland wie eine Ware aus einer Hand in die andere gingen, wurde bald von Priestern und Machthabern, bald in roher Weise vom Volke zugemutet, sich taufen zu lassen, und im Weigerungsfalle floß oft Blut. Ein tausendfältiges Echo der Treue schallt uns bei solchen Auftritten aus der synagogalen Poesie entgegen . . . Unter dem Drucke entlud das edlere Gemüt sich seiner schönsten Säfte, und die gepreßte Blume gab ihren Duft, und der Gekettete erschien freier als sein Büttel." *)

Zwei Hauptquellen erschloß Zunz für die Geschichte der Leiden Israels, für eine jüdische Martyrologie, die sich so umfangreich gestaltete: die Agadah und die synagogale Poesie. In der Erschließung der Agadah für die jüdische Geschichte hatte er in Markus Jost einen gleichwertigen Mitarbeiter, da bei dem zeitlichen Zusammenlaufen ihrer Studien auf diesem Gebiete sich schwerlich eine Priorität bei dem einen oder dem anderen feststellen ließe; Zunz gebührt nur einstreitig der Ruhm, in die Tiefe der Agadah, als das Produkt des Volksgenius Israels, mit unvergleichlich psychologischem Verständnis eingedrungen zu sein, um aus ihr das innere Leben des jüdischen Stammes in seinen feinsten Nüancen zu erkennen. Hingegen war er der erste, der des Wesen der synagogalen Poesie und deren Bedeutung für die Geschichte der jüdischen Vergangenheit erkannt, der aus ihr das Seufzen und das herzbrechende Schluchzen der Jahrhunderte hindurch blutig Verfolgten herausgehört, der den synagogalen „Pijjut" (Synagogenlied) und die „Selichah" (Bußlied) als die laut sprechenden Zeugnisse der Leiden Israels der jüdischen Geschichte einverleibt hat. Die Sammlung der synagogalen Poesien verwandelte sich, um mit dem Altmeister der jüdischen Forschung zu sprechen, in ein Manifest des

*) Zunz, Die synagogale Poesie, S. 14—15.

unterdrückten jüdiſchen Volkes, das bald die innere Verderbnis bald den äußeren Druck ſchildert, und wird zugleich ein Denkmal der ſittlichen Größe der edlen Dulder jenes Zeitalters.

Als Zunz ſeine ſegensreiche Thätigkeit in Angriff nahm, kannte man unter den deutſchen Juden nur den geringſten — und auch unbedeutendſten Teil jener Poeſien, und zwar nur ſoweit als ſie in den Synagogen an den jüdiſchen Feiertagen und ausgezeichneten Sabbaten als Gebete eingeführt waren. Die für die jüdiſche Geſchichte wichtigſten „Pijjutim", nämlich jene, die zur Zeit der Kreuzzüge und der durch dieſe hervorgerufenen Judenmetzeleien entſtanden ſind, waren aus Furcht vor der Cenſur aus den Gebetſammlungen entfernt worden; ſie waren nur noch in handſchriftlichen Sammelwerken oder in ſelten gewordenen Drucken zu finden. Zunz ging daran, dieſe zerſtreuten Dokumente der jüdiſchen Geſchichte zu ſammeln. Außerdem waren auch damals unter den deutſchen Juden die ſynagogalen Poeſien der ſpaniſchen Schule, in künſtleriſcher Beziehung die wertvollſten, nur zum kleinſten Teile bekannt. Man hatte anfangs der zwanziger Jahre ſo wenig Intereſſe für die poetiſchen Schöpfungen des jüdiſchen Stammes, die im Mittelalter entſtanden waren; „wie wertloſer Plunder lagen dieſe Schätze herum, und kein Menſch wollte ſich die Mühe nehmen, ſie auch nur aufzuleſen" (Abr. Geiger). Daß ſich in der Folge der Sammelarbeit und der Erforſchung jener Geiſtesprodukte ſo viel Intereſſe zuwandte, iſt in Deutſchland weſentlich Zunzens Verdienſt. Er hat ſpäter in dieſem verdienſtvollen Unternehmen würdige Nachfolger gefunden, die teils ſelbſt mit Eifer die zerſtreuten Kleinodien ſammelten, teils die von anderen geſammelten Poeſien durch Überſetzungen und Nachbildungen dem großen Publikum zugänglich machten. Unter den Sammlern verdient beſonderen Dank der unermüdliche J. L. Dukes, der, mittellos und ohne genügende Unterſtützung, von Bibliothek zu Bibliothek wanderte, um die „verlorenen Handſchriften" aufzuſtöbern

und die verborgenen Schätze zu heben. Unter den Nachbildern und Überſetzern verdient neben Kämpf, Geiger, Letteris in erſter Reihe Michael Sachs Erwähnung. Sein größeres Werk, „Die religiöſe Poeſie der Juden in Spanien", hat bekanntlich auch auf Heinrich Heine gewirkt und Veranlaſſung zu manchen der herrlichſten Schöpfungen der Heineſchen Muſe gegeben. Als Zunz aber mit dieſen epochemachenden Arbeiten zuerſt in die Öffentlichkeit trat, gehörte es noch in den „gebildeten" jüdiſchen Kreiſen zum guten Tone, über die nationale Poeſie des jüdiſchen Stammes zu ſpotten, weil man ſie eben nicht verſtand, wie es auch, charakteriſtiſch genug, als ein „Erfolg" unſeres Jahrhunderts gilt, daß die Poeſien des Mittelalters, trotz der trefflichen Überſetzung, die Michael Sachs von ihnen geliefert, aus den meiſten jüdiſchen Gotteshäuſern verbannt wurden. So wurde im Laufe der letzten Decennien in faſt allen Synagogen Deutſchlands die altehrwürdige gottesdienſtliche Ordnung beſeitigt, „die, wie bei keinem Volke ſonſt, in ſich allein eine Schatzkammer von Religion und Geſchichte, von Poeſie und Philoſophie ausmacht."*)

Es war bereits die Rede davon, auf welche entſchiedene Oppoſition die Einführung der Predigt bei den rechtgläubigen Elementen der deutſchen Judenheit ſtieß, daß die preußiſchen Behörden ſich auf die Seite der gegen dieſe „unjüdiſche Neuerung" demonſtrierenden Orthodoxen ſtellten und den reformierten Gottesdienſt verboten. Leopold Zunz, der ſelbſt von dieſem Verbote betroffen war, ging nun daran, in ſeinem epochalen Werke „Die gottesdienſtlichen Vorträge der Juden" den wiſſenſchaftlichen Beweis zu führen, daß die Predigt nicht nur nicht „unjüdiſch", ſondern im Gegenteile ganz auf dem Boden des Judentums entſtanden ſei. Zu jeder Zeit haben es die Lehrer Israels als ihre heiligſte Pflicht betrachtet, die Gemeinde in der Gotteslehre zu unterweiſen, die Gebeugten

*) Zunz, a. a. O. S. 8.

und Troſtbedürftigen zu tröſten und zu ermutigen, die Morallehre des Judentums in den weiteſten Kreiſen des Volkes bekannt zu machen, das Gotteswort nicht als einen toten Buchſtaben, ſondern als den Urquell des Lebens in mündlichem Vortrage der lernbegierigen Zuhörerſchaft verſtändlich zu machen. Der lebendige Vortrag hat ſeit uralten Zeiten in den jüdiſchen Gotteshäuſern einen wichtigen Beſtandteil des öffentlichen Gottesdienſtes gebildet. „Möge der Vortragende Prediger oder Rabbiner, Lehrer oder Redner heißen, wenn er nur aus Bibel und Hagada das Wort Gottes, aus alten und neuen Leiſtungen das echte Gold, in der Gegenwart den wahren Beruf und für die Herzen die rechte Sprache zu finden weiß. Dann wird wiederum in deinem Tempel, o Tochter Zion! der göttliche Geiſt einkehren, wird ſich vernehmen laſſen in dem lebendigen, Thaten weckenden Wort, der Begeiſterung voll, Inſtitutionen für Israel erzeugend. Der entzündete Funken erliſcht nicht wieder; ihn können Verfolgungen nur zu lichten Flammen anblaſen, denn unwiderruflich, wie der Sieg der Freiheit und der Civiliſation, der bürgerlichen Gleichſtellung der Juden und ihrer wiſſenſchaftlichen Kultur iſt die Reform und der Triumph des dieſe Reform offenbar machendes Wortes. Beglückter als Propheten und Emoras (die Geſetzeslehrer in Paläſtina und Babylonien nach Abſchluß der Miſchnah, anfangs des dritten Jahrhunderts), Hagadiſten und Darſchanim, Prediger in altjüdiſcher Weiſung, ſoll die Predigt der Rabbiner, der Vortrag des Religionslehrers neben Troſt und Hoffnung, neben Lehre und Erbauung auch Segen und Freude gewähren, Segen dem freien Israel, Freude aber dem verſöhnten Europa.“*)

Von den Reformen in der Schule und im Gotteshauſe erwartete Zunz eine Neubelebung des Judentums. „Denn nicht in Äußerlichkeiten beſteht die Reform, ſondern in dem göttlichen Geiſte der Frömmigkeit und der Erkenntnis, in dem Worte des Lehrers und des Rabbiners, das voll

*) Zunz, Gottesdienſtliche Vorträge, S. 496 (2. Aufl.).

iſt dieſes Geiſtes, in der Anſtalt, die das Wort zur That macht, der Lehrſchule und dem Gotteshauſe.“*)

Zunz war ſo glücklich, für die Begründung der jüdiſchen Wiſſenſchaft, welche ihm ſeit den Jünglingsjahren als höchſtes Ideal vorgeſchwebt, gleichwertige Mitarbeiter zu finden, bei denen er, wie er oft ſelbſt hervorhebt, Belehrung und Förderung ſeiner Forſchungen in reichlichem Maße fand. Dieſe Männer verdienen umſomehr hier eine eingehende Behandlung, als ſie bis jetzt dem großen Publikum unbekannt geblieben ſind. Selbſt Zunz, der nicht nur für die jüdiſche Wiſſenſchaft eifrig thätig geweſen, ſondern ſein Leben lang für die bürgerliche Gleichſtellung der Juden in Deutſchland in Wort und Schrift eingetreten iſt, war ja bei Lebenszeiten nur einem ſehr kleinen Kreiſe bekannt. Noch weniger genannt ſind leider die drei anderen erſten Mitarbeiter an der Begründung der jüdiſchen Wiſſenſchaft: Nachman Krochmal, Salomo Jehudah Rapoport und Samuel David Luzzatto.

Die merkwürdigſte Erſcheinung unter dieſen Männern, wenn auch in ſeinem Lebensſchickſale überaus einfach, war unſtreitig Nachman Krochmal. In Brody, einer damals blühenden Handelsſtadt an der galiziſch-ruſſiſchen Grenze geboren (17. Februar 1785), wuchs er wie alle begabten Judenkinder in Polen auf: er wurde frühzeitig in das Studium des Talmuds eingeführt. Dieſer Lehr- und Lernſtoff war Jahrhunderte hindurch für die Juden das Salz des Lebens geweſen, ohne welches ſie ebenfalls geiſtig verkümmert wären, wie die den Talmud verwerfenden Karaiten. Krochmals Vater war ein wohlhabender und gebildeter Kaufmann; Brody ſtand damals als freie Handelsſtadt mitten im Weltverkehr und unterhielt Handelsbeziehungen mit den bedeutendſten Handelsplätzen. Salomon Krochmal, der Vater unſeres kühnen Forſchers, pflegte Handelsreiſen nach Berlin zu unternehmen, wo er mit Moſes Mendelsſohn und dem ihm naheſtehenden Kreis in Verbindung trat.

*) a. a. O. S. 490.

Der Glanz, der von dieſem Berliniſchen Kreis ausging, warf ſeine Strahlen bis weit nach Polen, wo die geiſtig regen Juden von einer unbeſiegbaren Sehnſucht nach der Erlernung profaner Wiſſenſchaften erfaßt waren. Die Mendelsſohnſche Pentateuch-Überſetzung nebſt ihrer lichtvollen Einleitung in den Pentateuch wurde im Hauſe Krochmals fleißig geleſen. Nachman Krochmal war ein ſchwächlicher Knabe; „dem zarten Körper entſprach eine zarte Seele, und der ſtets delikate Zuſtand ſeines Befindens, der ihn von einer regen Thätigkeit zurückſcheuchte, verwies ihn mehr auf ein inneres geiſtiges Leben.“ Mit acht Jahren begann er ohne fremde Hilfe Deutſch zu lernen, und zwar aus den Zeitungen, die damals von wunderſamen Vorgängen in Frankreich zu berichten wußten. Nach der damaligen Sitte ſeiner Landsleute wurde Nachman Krochmal bereits im Jahre 1798, kaum vierzehn Jahre alt, verheiratet; ſeine Frau war die Tochter eines wohlhabenden Mannes in Zolkiew, drei Meilen von Lemberg entfernt. In der Regel war dieſes ſo frühzeitig auferlegte Ehejoch für die begabten jüdiſchen Jünglinge in Polen die Urſache von unendlichen Leiden, wovon das Schickſal des genialen Salomon Maimon ein trauriges Beiſpiel bietet; für Nachman Krochmal aber war dieſe frühe Heirat inſofern ein Glück, als er dadurch in das Haus reicher, und für ihn liebevoll beſorgter Schwiegereltern kam, die ihm jede Aufregung fernhielten und ihn einzig beim Studium der jüdiſchen Lehre beließen. Auch die junge Gattin, ebenfalls faſt noch ein Kind, umgab den eifrig Studierenden mit Liebe und Sorgfalt, ſo daß es nur der Fürſorge dieſer Umgebung zu danken ſein dürfte, daß Nachman Krochmal trotz der ihm angeborenen körperlichen Schwäche ein Alter von fünfundfünfzig Jahren erreichte (er ſtarb in Tarnopol am 31. Juli 1840) und Zeitlebens ſich den kühnſten Forſchungen widmen konnte.

Krochmal war ein klar denkender Kopf, von ſtaunenswerter Beleſenheit in allen Fächern der jüdiſchen und der philoſophiſchen Litteratur; auch in anderen Wiſſenſchaften war er durchaus heimiſch. Autodidaktiſch ſtudierte er die

altklaſſiſchen Sprachen und Mathematik, ferner die modernen Litteraturen, namentlich die der deutſchen Klaſſiker, für die er große Bewunderung hegte. Sein Lieblingsſtudium blieb aber ſtets die Philoſophie; in die neuen deutſchen philoſophiſchen Syſteme vertiefte er ſich mit einer ſeltenen Hingabe. Er ging von der Kant'ſchen Philoſophie aus, deren ethiſcher Gehalt ihn beſonders anſprach, ſpäter ging er zu Fichte und Schelling über, um nachher Hegel für ſein ganzes Leben treu zu bleiben. Die haarſpaltende Dialektik der Hegelſchen Philoſophie mußte ihm, dem ſcharfſinnigen Talmudjünger, am leichteſten verſtändlich werden. Es iſt aber merkwürdig, daß Krochmal am meiſten für Hegels Philoſophie der Geſchichte, unſtreitig das Bleibende in der Hegelſchen Philoſophie, eintrat und die gewonnenen Reſultate auf die Auffaſſung des Judentums und deſſen geſchichtliche Entwickelung übertrug. Nachman Krochmal war der erſte, der das Judentum als geſchichtliche Erſcheinung zu würdigen lehrte, wenn auch ſeine Ideen zuerſt nur für den ſehr kleinen und eng begrenzten Kreis ernſter Denker beſtimmt waren.

Die Kenntniſſe, die ſich Krochmal auf dem Gebiete des jüdiſchen Schrifttums erwarb, waren ebenſo tiefdurchdringend wie vielſeitig; er beherrſchte das „große Talmudmeer", dieſe umfangreiche, weitverzweigte Litteratur mit einer ſeltenen Meiſterſchaft; nichts blieb ihm dunkel oder unbekannt. Aber ebenſo heimiſch war er unter den anderen ſchriftlichen Denkmälern der jüdiſchen Kultur; er drang in die Tiefe der jüdiſch-alexandriniſchen Philoſophie, in den Neuplatonismus, den Gnoſticismus, dieſes Gemiſch von Neuplatonismus, Urchriſtentum und Judentum; ferner vertiefte er ſich in den Geiſt der ſpaniſch-arabiſchen Kultur: Abraham Ibn-Esra und Maimonides waren ſeine Lehrer. Abraham Ibn-Esra zog ihn durch die Klarheit und Kühnheit ſeiner Kritik an, die ſelbſt vor den heiligen Büchern nicht halt machte; Maimonides wiederum durch ſeine überlegene, faſt unheimliche Syſtematik, von der Samuel David Luzzatto das paradox erſcheinende Wort ausſprach, ſie ſei „unjüdiſch"

Krochmal beherrſchte eben dieſes Wiſſen nichts als ſchulmeiſterliche „Gelehrſamkeit", als totes Material, ſondern als eine lebensvolle Wiſſenſchaft. Sein Geiſt umfaßte das Judentum in allen ſeinen Phaſen, überall, in die tiefſten Gänge der jüdiſchen Geſchichte drang er mit ſeiner geiſteshellen Forſchung; er überſah alles und erklärte alles. Mit einem eminent philoſophiſchen Sinne begabt, vereinigte er in ſeiner Auffaſſung alle Vorgänge des Judentums zu einem organiſchen Ganzen, das er ſo verſtändnisvoll zu ſchildern vermochte.

Nachman Krochmal war kein Litterat. Er hatte Scheu vor dem gedruckten Wort, das, in die Maſſe geſchleudert, leicht mißverſtanden werden kann. Wenn wir ein Buch veröffentlichen, kennen wir denn den Leſer, dem es in die Hände fallen wird? Krochmal liebte es daher, nach antikem Muſter in einem kleinen Kreiſe gleich ſcharfſinniger Jünger nur andeutungsweiſe zu ſprechen. Er warf hier und da eine Bemerkung hin, die wie ein glänzender Meteor Licht verbreitete, dunkel gebliebene Vorgänge der jüdiſchen Geſchichte mit einem Schlage in das helle Licht der wiſſenſchaftlichen Kritik verſetzte. Einer ſeiner begabteſten Jünger (Salomo Jehudah Rapoport), der ſich ſpäter unſterbliche Verdienſte um die jüdiſche Wiſſenſchaft erworben, erzählt in einer biographiſchen Skizze über Krochmal, wie er dieſen zum erſtenmal geſprochen, ſeinen von philoſophiſcher Weisheit durchtränkten Worten gelauſcht und von ihm völlig umgewandelt, „wie ein ganz Anderer" weggegangen ſei. Ein gewiſſer Zauber umfloß dieſen kühn ſtürmenden Mann, dieſen gewaltigen Geiſt in einem gebrechlichen Körper; denn auch in ſeiner Moral und in ſeiner Lebensweiſe bewährte er antike Seelengröße; er war ein Weiſer nicht nur in ſeinen Schriften, ſondern auch in ſeinem Leben.

Die wenigen Freunde der jüdiſchen Wiſſenſchaft erfuhren bald von dieſem ſeltenen Manne, der in einem weltvergeſſenen Städtchen Galiziens wohnte und dort einen kühnen hochragenden Bau der jüdiſchen Wiſſenſchaft aufzuführen begann. Seit Maimonides hatte die Judenheit einen ſo

vollendeten und alles umfassenden Weisen nicht hervorgebracht. Krochmal überragte aber Maimonides sowohl an philosophischer Tiefe als auch in der geschichtlichen Auffassung des Judentums; er war vor allem ein scharfsinniger und tief eindringender Kritiker, der nicht, wie Maimonides, alles Gegebene kritiklos annahm und in irgend ein Fach that. Krochmal forschte nach dem Wesen der Dinge und lehrte die verschiedenen Erscheinungen auseinander zu halten, den Kern von der Schale zu unterscheiden, das Judentum in seiner kulturhistorischen Entwickelung zu verstehen. Einzelne seiner lichtvollen Bemerkungen drangen nach Deutschland, wo dieser Forscher eigentlich an seinem Platze gewesen wäre. Denn in seiner galizischen Heimat mußte er auf die überfromme Umgebung Rücksicht nehmen, die sich zwar in ihrem Glaubenseifer an diesen edlen Mann eigentlich nicht heranwagte, aber seinen Umgang als den eines Ketzers scheute. Krochmal war milde und menschenfreundlichen Wesens und verstand auch den Fanatismus der frömmsten „Chassidim" zu besänftigen, aber er mußte sich doch von Zolkiew wegsehnen, namentlich als seine Gattin und Jugendgenossin starb und seine Vermögensverhältnisse infolge seiner geschäftlichen Unerfahrenheit einen rapiden Niedergang nahmen. Denn unser Forscher war weder Rabbiner noch Professor geworden, er blieb vielmehr Kaufmann; freilich konnte er dabei niemals die Hilfe seiner klugen und geschäftskundigen Frau entbehren, weshalb er deren frühen Tod doppelt schmerzlich empfinden mußte.

Er sah sich also im späteren Alter nach einer Lebensstellung um. Im Mai des Jahres 1836 schrieb er von Zolkiew aus: „Hier habe ich nichts mehr zu suchen, noch werde ich von jemand gesucht." Er hätte in Tarnopol bei seinen gut situierten Kindern liebevolle Aufnahme finden können, aber „er wollte gar zu gern sein Brot selbst verdienen." Er suchte daher in seiner Vaterstadt Brody eine Beschäftigung, für etwa — 600 Mark Jahresgehalt Jünglinge in der höheren Wissenschaft zu unterrichten. Man bot ihm das Rabbinat in Berlin an, wohin sein Ruf

mittlerweile gedrungen war, aber er fand es nicht mit seinem Wesen und seinen Anschauungen vereinbar, ein geistliches Amt zu bekleiden. Nicht einmal in seiner Vaterstadt wollte er einen Ruf von Gemeindewegen annehmen. „Nichts," schrieb er, „würde ich so sehr scheuen, als einen öffentlichen Ruf, oder eine Aufnahme, die nur von fern so aussähe, als wenn dieselbe von der Gemeinde im ganzen käme. Bei der Beschaffenheit unserer Gemeinden ist keine Sache würdig oder auch gering genug, um nicht der herrschenden Neigung zu Partei- und Streitsucht Stoff oder Vorwand geben zu können. Sollte ich die veranlassende, obschon unschuldige Ursache zu Zwist und Parteiung werden, würde mich dies mehr peinigen als selbst der Hungertod, dem ich zu entfliehen suche." Hingegen hörte Krochmal mit Vergnügen von der Absicht, ihn nach Berlin als Docent für die Wissenschaft des Judentums zu berufen, was jedoch nicht verwirklicht werden konnte.

So lebte er wenige Jahre in Brody; schließlich ließ er sich doch von seinen Kindern überreden, nach Tarnopol zu übersiedeln, wo er von der kleinen Gemeinde der Bildungsfreunde mit Liebe und Verehrung umgeben wurde. Als er am 31. Juli 1840 starb, ging ein Wehklagen durch die Judenheit, soweit man noch für derartige Forschungen Interesse hatte. Zunz schrieb ihm einen Nekrolog, in welchem er dem Verstorbenen, aber auch sich selbst ein würdiges Denkmal setzte.

Wenige Monate vor seinem Tode ordnete Krochmal an, daß seine schriftlichen Aufzeichnungen nach seinem Ableben Zunz zur Veröffentlichung übergeben würden. Diesem Wunsche kam man pietätvoll nach, und so erschien das posthume hebräisch geschriebene Buch des großen Forschers „Moreh Nebûchêha-Seman", das leider nur ein Torso geblieben ist. Es sind Abhandlungen über verschiedene wissenschaftliche Fragen des Judentums, namentlich über die geschichtliche Entwickelung der jüdischen Lehre und den Geist der jüdischen Geschichte, Abhandlungen, die sich ebenso durch Geistesschärfe wie durch erstaunliche Klarheit aus-

zeichnen. Der Stil ist knapp, absichtlich ein wenig dunkel gehalten, aber voller Leben und Ursprünglichkeit. Jeder Satz enthält eine historische Wahrheit, jede Redewendung eine unsterbliche Weisheitslehre. Das Buch hat zwar bis jetzt bereits drei Auflagen erlebt, aber es ist niemals eine Lektüre für das große Publikum geworden, da es beim Lesen ein tiefeingehendes Studium des jüdischen Schrifttums und umfassende Kenntnisse der Philosophie voraussetzt. Auch liebte es Krochmal, dem Leser etwas zu raten aufzugeben, indem er niemals für den oberflächlichen Leser schrieb, der in wissenschaftlichen Büchern nur so nebenher blättert. Für die Kenner aber ist das fragmentartige Buch Krochmals eine Fundgrube wahren Wissens in vielen Zweigen der jüdischen Wissenschaft und der mit dieser verbundenen Litteraturen. Daß aber Krochmal beim jüdischen Publikum vergessen und verschollen ist, daß sein hundertjähriger Geburtstag von keiner Gemeinde, von keiner jüdischen Korporation, von keinem Vereine und von keiner jüdischen Hochschule feierlich begangen wurde — dies gereicht weniger dem unsterblichen Forscher zur Unehre, als unserem zeitungspapiernen Zeitalter, in welchem die jüdische Jugend „alles" erfährt, nur nichts von dem Leben und Wirken unserer wahrhaft großen Männer, die unter Armut und Entbehrung das Wertvollste im Judentum, seine Wissenschaft und seine Geschichte, vor dem Untergange gerettet haben. Hoffen wir, daß ein späteres Geschlecht wenigstens darüber erröten wird. —

Der begabteste und für die jüdische Wissenschaft fruchtbarste Jünger Krochmals war unstreitig Salomo Jehudah Rapoport. Er wurde am 1. Juni 1790 in Lemberg geboren. Sein Vater, selbst ein talmudisch gebildeter Mann, stammte aus einer alten angesehenen Familie, aus der eine große Anzahl Rabbiner und Gelehrte hervorgegangen ist. In Rußland, Polen, Deutschland und Italien blühte dieser weitverzweigte Stamm. Salomo Jehudah, der im Lemberger Ghetto aufwuchs, erhielt wie alle seine Altersgenossen im Ghetto eine sorgfältige,

aber einseitig talmudische Ausbildung; indessen wehte auch nach Galizien der Geist der Aufklärung herüber. Während der französischen Invasion im Jahre 1809 erlernte er, man sagt mit Hilfe eines französischen Offiziers, der die Begabung des Jünglings erkannt hatte, die französische Sprache und begann an der modernen Litteratur Geschmack zu finden. Ebenfalls frühzeitig mit der Tochter eines berühmten Talmudgelehrten verheiratet, war er als Beamter bei einer privaten Handelsgesellschaft jahrelang thätig, wodurch er eine ziemlich gute Lebensstellung fand, bei der er Zeit erübrigen konnte, sich mit Studien zu beschäftigen. Er tändelte zuerst mit der Muse und schrieb hebräische Verse, die übrigens von keinem großen Werte waren. Originalgedichte schrieb er fast garnicht, sondern meist Übersetzungen aus fremden Litteraturen, so z. B. eine Übersetzung von Schillers „Lied von der Glocke", von Racines „Esther" u. s. w. Zu seinem Glücke lernte er im Jahre 1813 Nachman Krochmal kennen, der nach Lemberg gekommen war, um wegen seiner geschwächten Gesundheit einen Arzt zu konsultieren. Noch im späten Alter gedachte Rapoport mit Wehmut und Begeisterung seiner ersten Begegnung mit Krochmal; dadurch sei er wie umgewandelt und „ein ganz Anderer geworden." Krochmal, der wortkarge und tiefsinnige Denker, in dessen Kopfe eine Welt von Gedanken sich bewegte, war froh, einen Genossen gefunden zu haben, der ihn ganz verstand und dem gegenüber er sich frei aussprechen durfte. Es wurde verabredet, daß Rapoport in bestimmten Zeitabschnitten nach Zolkiew kommen sollte, um einen mündlichen Gedankenaustausch zu bewerkstelligen. Zur Abfassung schriftlicher Aufzeichnungen war der zu einer kontemplativen Lebensweise geneigte Krochmal damals nicht zu bewegen. Und so begannen die „Wander- und Lehrjahre" Rapoports, die bis zum Jahre 1816 dauern sollten. Mit Recht wurden diese Jahre von einem jüdischen Historiker als die Geburtszeit der jüdischen Wissenschaft bezeichnet, insofern als der mitteilsamere Rapoport die Ergebnisse der bei der jedesmaligen Zu-

sammenkunft geführten Gespräche litterarisch zu verwerten anfing. Für Krochmal wurde es dann zum Bedürfnis, sich mit seinem ebenbürtigen Jünger gelegentlich auszusprechen. Oft kam er auch nach Lemberg, um seinen jungen Freund, der mitunter von seiner Wanderung nach Zolkiew abgehalten worden war, aufzusuchen, namentlich wenn ihn ein dunkles Problem beschäftigte, das sich dann im Gespräche zwischen diesen beiden Männern sonnenklar erhellte. Rapoport war nämlich eine ins einzelne gehende Natur; er war daher eher befähigt, verwickelte wissenschaftliche Fragen analytisch auseinander zu setzen und zu klären.

Diese Eigenart Rapoports spornte ihn auch an, die gewonnenen Geistesschätze für die Allgemeinheit zu verwerten, das gefundene Gold in geprägte Münze umzusetzen. Rapoport wählte sich zwei wichtige Hilfsquellen der jüdischen Geschichte, die damals arg verschüttet lagen: die Chronologie und die Biographie. Es war ein großer Mangel, daß im Laufe der Zeiten die Kette der Tradition zerrissen oder deren Ringe in einander geschoben waren, es trat dadurch die größte Verwirrung ein, die Gelehrte von Fach vor den Studien auf diesem Gebiete zurückschrecken mußte. Rapoport unternahm es daher, diesen Knäuel zu entwirren und Ordnung in dem Chaos zu schaffen.

Ende der zwanziger Jahre begann er mit der Veröffentlichung von Biographien großer jüdischer Männer aus dem Mittelalter. Er machte mit diesen Arbeiten geradezu Epoche, obgleich viele Ergebnisse seiner Forschungen sich in der Folge als irrig erwiesen. Zunz giebt in der Vorrede zu den „Gottesdienstlichen Vorträgen" selbst an, welchen Dank er den Forschungen Rapoports schulde, welche Förderung und Belehrung er in diesen Untersuchungen gefunden. Die Vorzüge dieser Arbeiten bestanden hauptsächlich darin, daß sie keine Notizen- und Citatensammlung enthielten, sondern sich auf kulturhistorischem Boden bewegten. Indem Rapoport scheinbar nur das Leben und Wirken der berühmten Männer aus dem

jüdiſchen Stamme beſchrieb, beleuchtete er in Wahrheit den kulturhiſtoriſchen Hintergrund jener perſönlichen und litterariſchen Ereigniſſe. Rapoport war zwar kein Kulturhiſtoriker, es fehlte ihm dazu Krochmals philoſophiſche Schulung und hiſtoriſche Totalität; aber er zeigte die Mittel, mit denen eine Kulturgeſchichte der Juden zu ſchreiben wäre. Es iſt nur zu bedauern, daß Rapoport darin keinen Nachfolger gefunden hat.

Durch die erſten Veröffentlichungen drang der Name Rapoports in weitere Kreiſe. Seine gefällige und fließende Schreibart verſchaffte ihm viele Leſer; das gemünzte Gold ging leichter von Hand zu Hand als die ſchweren Goldbarren Krochmals, die dieſer übrigens niemals in die großen Maſſen bringen wollte. Unterdeſſen begann ſich jedoch die materielle Lage Rapoports zu verſchlimmern. In den Augen der Stockfrommen ſeiner Vaterſtadt galt er ob ſeiner kritiſchen Arbeiten als Ketzer; es fanden ſich ſogar fanatiſche Eiferer, die ihn „zu Ehren Gottes“ um ſeine Anſtellung brachten und brotlos machten. Im Alter von über vierzig Jahren und bereits Vater einer zahlreichen Familie, ſah er ſich genötigt, irgend eine Anſtellung zu ſuchen. Bei ſeinen immenſen talmudiſchen Kenntniſſen wäre es ja das natürlichſte geweſen, daß er in einer größeren Gemeinde ein Rabbineramt bekleidet hätte; indeſſen wußten ſeine Gegner von Lemberg aus derartige Pläne zu vereiteln. Zunz gab ſich ehrliche Mühe, Rapoport nach Berlin zu bringen. Es wurde ernſtlich erwogen, ob der polniſche Gelehrte, dem ja auch profanes Wiſſen nicht abging, nicht am geeignetſten wäre, das ſeit lange in der Berliner Gemeinde vakant gehaltene Rabbinatsamt zu bekleiden. Die Sache zerſchlug ſich aber aus bisher unbekannten Gründen. Erſt im Jahre 1838 erhielt Rapoport einen Ruf als Kreisrabbiner nach Tarnopol in Galizien. Tarnopol war damals der Mittelpunkt aller Kulturbeſtrebungen der gebildeten Juden in Galizien. Joſef Perl, ein wohlhabender und gebildeter Kaufmann, der bei den Behörden hohes Anſehen genoß, ſtand an der

Spitze dieſer Bewegung. Er war Ehrenmitglied des „Kultur-Vereins“ in Berlin, ein Mann voller Thatkraft und unabläſſigen Eifers für die als gut erkannte Sache. In Tarnopol rief er die erſte jüdiſche Gemeindeſchule ins Leben, die auch für die Verbreitung des Deutſchtums unter den Juden wirkte. Perl war aber auch ein Mann von gediegener litterariſcher Bildung, die er ebenfalls in den Dienſt der Aufklärung ſtellte. Um den Myſticismus zu bekämpfen, der gerade um jene Zeit ſeinen Triumphzug durch die größeren galiziſchen Gemeinden hielt, ſchrieb Perl ſeine köſtlichen „Dunkelmännerbriefe“ („Megalleh Temîrîn“) in dem kauderwälſchen Hebräiſch, das die halbwiſſenden polniſchen Juden in ihrer Korreſpondenz anzuwenden pflegten. So lange der Myſticismus mächtig war, galten jene Briefe als eine ſehr wirkſame Waffe, um dieſe bildungsfeindliche Erſcheinung innerhalb des Judentums zu bekämpfen. Man mußte herzlich lachen, wenn man die kleinlichen Intriguen dieſer Leute zu leſen bekam, wie ſie ſich in ihrem unbeholfenen und barbariſchen Stilübungen offenbarten. Dazu kam noch der Umſtand, daß Perl, wie er in einem Briefe angiebt, auf damals bekannte Verhältniſſe anſpielt, wodurch der eigenartige Reiz dieſer „Dunkelmännerbriefe“ eine noch größere Wirkung hervorrief.

Perl wollte das Werk ſeiner Reformbeſtrebungen durch die Berufung Rapoports als Kreisrabbiner von Tarnopol krönen, entfeſſelte aber damit die ganze Wut der Fanatiker. Es iſt dies ein häßliches Blatt in der Geſchichte der galiziſchen Judenheit, das man daher lieber überſchlägt. Im Herbſt des Jahres 1839 ſtarb Perl, wie es heißt infolge der vielen Aufregungen und des aufreibenden Ärgers, den ihm die Rabbinerwahl verurſachte. Rapoport war dadurch ſeiner wirkſamſten Stütze beraubt und konnte ſich in Tarnopol, trotz der Parteinahme der Behörde zu ſeinen Gunſten, nicht mehr halten. Er war froh, als er im Frühling 1840 einen Ruf als Rabbiner nach Prag erhielt, wo er auch bis zu ſeinem Lebensende (16. Oktober 1867) blieb. Für die jüdiſche Wiſſenſchaft war aber ſeine Be-

rufung zum Rabbiner ein großer Verluſt; er verlor ſeitdem die Unabhängigkeit, welche für ſeine kritiſchen Forſchungen unentbehrlich war, was er ſelbſt ſpäter bitter beklagte. Wohl tragen auch ſeine ſpäteren Schriften den Stempel eines großen Geiſtes; aber im Vergleiche mit den Erſtlingsarbeiten, die ſo hoffnungsvoll begrüßt worden waren, laſſen ſie einen gewiſſen Niedergang nicht verkennen.

Die bald in Schwung gekommenen jüdiſchen Forſchungen erhielten einen gediegenen Förderer in Italien in der Perſon des als Litterarhiſtoriker, Sprachforſcher und Archäologe gleichbewährten Samuel David Luzzatto aus Trieſt. Das Lebensſchickſal dieſes verdienſtvollen und ungemein ſympathiſchen Gelehrten geſtaltete ſich recht eigenartig. Als ob die jüdiſche Geſchichte Zeugnis davon ablegen wollte, wie verſchiedenartig das Martyrium jüdiſcher Forſcher ſein kann, führt ſie uns die Geſtalt Luzzattos vor. Am 22. Auguſt 1800 als der Sohn eines armes jüdiſchen Handwerkers (Drechslers) in Trieſt geboren, beſuchte Samuel David Luzzatto nur die gewöhnliche jüdiſche Elementarſchule ſeiner Vaterſtadt, die damals unter der Leitung des trefflichen Saraval ſtand. Sein Vater war ein fleißiger Leſer der Schrift, die er im hebräiſchen Original mit vielem Verſtändnis, wenn auch ohne philologiſche Hilfsmittel ſtudierte. Außerdem war er Pietiſt, was er zum Teil auch auf ſeinen Sohn vererbte. Der junge Luzzatto fand ſpäter wohl Gelegenheit, bei dem Gemeinderabbiner Talmud und rabbiniſche Litteratur zu ſtudieren, ein Studium, das indeſſen in jenen Tagen in der italieniſchen Gemeinde nicht ſehr hoch ſtand; ſonſt war er vollſtändig auf ſich ſelbſt angewieſen. Mit ſeltenen Fähigkeiten und mit innigem Verſtändnis für die Feinheiten der hebräiſchen Sprache begabt, vertiefte er ſich vorerſt in das Studium der Bibel und der hebräiſchen Sprache. Luzzatto beſaß ein bedeutendes dichteriſches Talent; ſeine hebräiſchen Gedichte zeichnen ſich durch Wohllaut, Innigkeit und Korrektheit aus, namentlich beherrſchte er die Formen mit ſeltener Meiſterſchaft. Autodidakt im eigentlichſten Sinne des Worts lernte er fran-

zösisch, lateinisch und syrisch; auch arabisch, griechisch und deutsch verstand er einigermaßen. Er trieb ferner Mathematik, Philosophie und andere Wissenschaften, die er mit dem ihm angeborenen klaren Sinne beherrschte. Am weitesten brachte er es aber als Kenner des Hebräischen, in welcher Wissenschaft ihm niemand gleichkam. Keiner seiner Zeitgenossen war so wie er vertraut mit den feinsten Nüancen der hebräischen Sprache; er war der geborene Bibelerklärer und Grammatiker, da er alles im Geist der hebräischen Sprache zu erklären verstand. Luzzatto war der erste Jude, der den kühnen Gedanken aussprach, man müsse manche Lesarten in der Bibel, die keinen rechten Sinn geben, durch andere passendere ersetzen. Die neuen Lesarten, die er vorschlug, waren in der That so treffend, so einleuchtend und unabweislich, daß man in der Regel darüber erstaunen muß, nicht selber auf den einleuchtenden Gedanken gekommen zu sein. Man kann wohl sagen, daß Luzzatto der einzige war, der die natürliche Begabung und auch die wissenschaftliche Befähigung für dieses heikle Unternehmen hatte; seine Emendationen im Bibeltext sind die Wahrheit selbst, während von anderer Seite immer nur Unberufene sich vermaßen, mit plumper Hand in das zarte Gewebe der biblischen Poesie hineinzugreifen, den biblischen Text mit einer von der Unwissenheit diktierten Anmaßung verunstaltend und entstellend. Dieses mußte naturgemäß auf Luzzatto abstoßend wirken, so daß er in späteren Jahren seine Stimme gegen dieses Gebahren immer lauter zu erheben sich für verpflichtet hielt. Es war dies nicht das fanatische Gezeter eines Stockorthodoxen, sondern der Protest des kunstsinnigen Verehrers eines erhabenen Kunstwerkes gegen den zerstörenden Vandalismus. Ihn, dem der hebräische Sprachgenius so vertraut war, mußte es ungemein schmerzen, wenn grobe Gesellen angeblich im Namen der wissenschaftlichen Textkritik alle Feinheiten der biblischen Prosa und der biblischen Poesie zu verwischen sich unterfingen und mit barbarischem Sinne die zarten Blumen der biblischen Sprache zertraten. Am meisten

that es ihm wehe, wenn jüdiſche Forſcher an dieſem Zerſtörungswerk mitzuarbeiten ſich nicht ſcheuten.

Luzzatto verlegte daher ſeine eifrige Thätigkeit auf ein anderes Gebiet, wo er nicht minder ſegensreich wirkte. Das goldene Zeitalter der hebräiſchen Poeſie war unſtreitig im 11. und 12. Jahrhundert während der arabiſchen Herrſchaft in Spanien. Damals lebten die neuhebräiſchen Dichter Salomon Ibn-Gabirol, Moſes Ibn-Eſra, Jehudah ha-Levi und Abraham Ibn-Eſra, abgeſehen von vielen anderen, die man als Sterne zweiter Größe bezeichnen darf. Aber nur der weitaus geringſte Teil der ſynagogalen und weltlichen Poeſie jener Dichterfürſten war anfangs unſeres Jahrhunderts bekannt; das meiſte lag in handſchriftlichen Sammlungen oder in ſelten gewordenen Druckwerken vergraben, von niemand gekannt, von niemand verſtanden. Luzzatto ließ ſich's deshalb angelegen ſein, dieſe poetiſchen Schätze, die für verſchollen galten, hervorzuholen; er that dies mit ſeltenem Verſtändnis und mit kritiſchem Sinn. Denn oft genug waren die handſchriftlich überlieferten Texte entſtellt, korrumpiert und unleſerlich. Mit unſäglicher Mühe und großer Akribie ging er an die Wiederherſtellung der richtigen Lesarten, wobei ihm ſeine eigene dichteriſche Begabung und ſein tief eindringendes Verſtändnis der hebräiſchen Sprache und ihrer Konſtruktion ſehr zu ſtatten kam. Freilich bezahlte er dieſe den hebräiſchen Dichtern gewidmete Liebe mit dem Verluſte des Augenlichts, wie er in ſpätem Alter teils reſigniert, teils aber voller Dankbarkeit gegen die Vorſehung berichtete. Er war ſtolz und glücklich darüber, ſo viel für die ihm geiſtesverwandten Dichter gethan zu haben. Und in der That iſt es ihm in erſter Reihe zu danken, daß ſeitdem die neuhebräiſche Poeſie einen würdigen Platz in der Weltlitteratur ſich erobern konnte, daß auch in chriſtlichen Gelehrtenkreiſen dieſen herrlichen Schöpfungen des jüdiſchen Stammes große Aufmerkſamkeit gewidmet wird.

Die Beſchäftigung mit den neuhebräiſchen Dichtern mußte Luzzatto notwendig zu ſeinen Lieblingsſtudien, denen

er von Jugend an eifrig oblag, zurückführen. Er vertiefte ſich immer mehr in den wundervollen Bau der hebräiſchen Sprache, deren logiſche Konſtruktion kein Geringerer als Spinoza bewundert hatte. Luzzatto hat ſich auf dieſem Gebiete in zweifacher Hinſicht große Verdienſte erworben. Er führte uns in die innere Schönheit der hebräiſchen Sprache ein, indem er auf die Feinheiten ihres Satzbaues aufmerkſam machte und auch unſere Kenntniſſe der Sprache im philologiſchen Sinne bereicherte; andererſeits beleuchtete er wiederum den Entwickelungsgang der hebräiſchen Sprachwiſſenſchaft von ihrem Urſprunge bis auf die Gegenwart. Auf dieſem Gebiete hat Luzzatto geradezu neue Bahnen entdeckt, was freilich nur in der Geſchichte der hebräiſchen Lexicographie nach Gebühr gewürdigt werden kann. Luzzatto hat wie faſt kein zweiter jüdiſcher Gelehrter Schule gemacht. Dies lag in ſeinem Weſen, in ſeiner unendlichen Liebe zum Judentum und zu deſſen Schrifttum. Es machte ihm die größte Freude, wenn er Nachfolger und Nachahmer fand, die er ſodann unverdroſſen und uneigennützig förderte und in ihren Forſchungen hilfreich unterſtützte. Er ließ ſich davon auch nicht durch den ſchnöden Undank abſchrecken, den er zuweilen für ſein Wohlwollen fand. Ob Freund oder Feind, jeder, der ihn um Hilfe in ſolchen Angelegenheiten anging, konnte der gründlichen Belehrung und jeder möglichen Unterſtützung durch den italieniſchen Gelehrten ſicher ſein. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Arbeiten von Zunz, Michael Sachs und Abraham Geiger, ſowie vieler anderer, welche die hebräiſche Litteraturgeſchichte bereichert, ohne die thätige Mithilfe Luzzattos nicht möglich geweſen wären. Man hat ihn daher mit Recht die „Nährmutter der jüdiſchen Wiſſenſchaft“ genannt.

Wie war aber der materielle Lebensgang dieſes ſowohl als Gelehrter wie auch als Jude merkwürdigen Mannes? Dornenvoll genug!

Wir haben bereits ſeine freudloſe Jugend kennen gelernt. Im Hauſe eines armen Handwerkers aufgewachſen, mußte er ſchon als Jüngling auf irgend einen Broterwerb

ausgehen. Er wählte den gewiß nicht beneidenswerten Beruf eines Privatlehrers in jüdischen Familien, der ihn kümmerlich genug ernährte. Diese Lage konnte ihn aber davon nicht abhalten, eines Tages auf der Straße einen verlassenen Knaben aufzulesen und in seiner erbärmlichen Behausung für dessen Erziehung zu sorgen. Indessen kam er durch den Privatunterricht in den Familien wohlhabender Glaubensgenossen mit diesen in Berührung. Sein dichterisches Talent wurde somit bekannt und gelegentlich von der Gemeinde in Anspruch genommen. Im Jahre 1819 kam der österreichische Kronprinz Ferdinand, der nachmalige Kaiser, nach Triest und besuchte auch die Synagoge. Luzzatto wurde beauftragt, zu Ehren dieses Ereignisses den patriotischen Pegasus zu besteigen und der zwanzigjährige Dichter entledigte sich seiner Aufgabe in einem hübschen italienischen Sonett, das Beifall fand. Er wurde daher bald darauf mit der Aufgabe bedacht, die hebräischen Gebete ins Italienische zu übersetzen; nach und nach erhielt er den Ruf eines hoffnungsvollen Gelehrten, auf den die italienische Judenheit mit Recht stolz sein durfte. Mit unermüdlichem Fleiß setzte er seine Studien fort und mit sechsundzwanzig Jahren war er unstreitig der gediegenste Orientalist Italiens und der beste Kenner des Hebräischen. Einige gelehrte Arbeiten und eine herausgegebene Gedichtesammlung fanden die verdiente Aufmerksamkeit, und sein Ruf war somit begründet.

Um diese Zeit sollte in Padua das erste Rabbiner-Seminar ins Leben gerufen werden. Kaiser Franz II. von Österreich, der in den anderen Provinzen seines Reiches den Juden nicht die geringste Erleichterung gewähren ließ, wollte sie in den italienischen Kronländern etwas menschenwürdiger behandeln, da die Juden in jenen Landesteilen das deutsche Element verstärken halfen. Um sie ein wenig zu modernisieren, sollten die Gemeinden gehalten sein, fortab nur modern ausgebildete Rabbiner anzustellen. Zu diesem Zwecke wurde ein „Collegium Rabbinicum“ für die italienischen Gemeinden ins Leben gerufen, das in Padua

seinen Sitz hatte. Im Jahre 1829 wurde das rabbinische Kollegium feierlich eröffnet und Samuel David Luzzatto zum Professor an diesem Institut ernannt. Seine Aufgabe war, vor reifern Hörern — sie mußten vor ihrem Eintritt in das Kollegium bereits ein Gymnasium absolviert und vier Semester Philosophie und Pädagogik studiert haben — Vorlesungen über Bibelexegese, hebräische Grammatik, jüdische Geschichte und Litteratur zu halten. Die materielle Unterhaltung des Seminars war den jüdischen Gemeinden im Königreiche Lombardei-Venetien aufgegeben worden.

Die Zahl der Zöglinge an der Anstalt blieb stets eine beschränkte, in der Anzahl zwischen drei und fünf. Dieser angebliche Mißstand war aber in der Wirklichkeit ein unvergleichlicher Vorteil. Die Thätigkeit der Lehrer war auf die wissenschaftliche Erziehung von nur Wenigen beschränkt, welche deshalb um so gründlicher und intensiver sein konnte. Dies ist der Grund dafür, daß das Rabbiner-Seminar in Padua trotz seiner materiellen Unzulänglichkeit so viel Ersprießliches geleistet hat, was später den anderen ähnlichen Instituten niemals gelingen konnte.

Die materiellen Verhältnisse des Kollegium Rabbinicum blieben aber stets unsicher, was die an der Anstalt wirkenden Lehrer drückend genug empfanden. Oft wurde die Zahlung der Gehälter gänzlich eingestellt, und Luzzatto, der kein Vermögen besaß, war auf die Unterstützung wohlwollender Freunde angewiesen. Bis zu seinem Lebensende (1. Oktober 1865) hatte er unaufhörlich mit Nahrungssorgen zu kämpfen, wozu noch vielfach anderer häuslicher Kummer kam; am meisten hat ihn der frühzeitige Tod seines hoffnungsvollen Sohnes Filossuno niedergebeugt, der bereits in frühen Jahren Proben eines vielversprechenden Talents als Geschichtsforscher lieferte.

Trotz aller Anfechtungen — auch Verunglimpfungen von seiten seiner Glaubensgenossen blieben ihm nicht erspart — blieb Luzzatto mit ungeminderter Begeisterung und Hingebung den Idealen treu, deren Dienst er sich von

früher Jugend an gewidmet. Das Judentum, für welches er eine glutvolle Liebe hegte, war ihm der Inbegriff aller menschlichen Tugenden und aller sittlichen Vollkommenheit. Den Gegensatz zum Judentum erblickte er aber nicht etwa im Christentum oder in irgend einer anderen auf den Glauben an Gott und an das Walten einer göttlichen Weltordnung aufgebauten Religion, sondern im klassischen Heidentum, in dem Atticismus, dessen dominierenden Einfluß er in allen üblichen Moralbegriffen der Kulturmenschen zu finden glaubte. Die Kulturbewegung der letzten Jahrhunderte mit ihrem ganzen Auf und Nieder, namentlich sofern es sich um die Feststellung der moralischen Begriffe handelt, besteht nach Luzzattos Ansicht hauptsächlich in dem nie aufhörenden Kampfe der von Palästina ausgegangenen Sittenlehre gegen die heidnischen, durch die „attische Weisheit" verfeinerten Tugendbegriffe, welche das Schöne und Erhabene über das Gute und Sittliche stellen. Diesen ewigen Kampf zwischen zwei ihrer Natur nach entgegengesetzten Weltanschauungen, auf welchen sich die menschliche Kultur unserer Zeit aufbaut, den dadurch entstehenden inneren Zwiespalt zwischen dem „Fleisch" und dem „Geiste", charakterisierte Luzzatto in wenigen, aber prägnanten Sätzen sehr treffend.*) Er that dies um Jahrzehnte früher als Heinrich Heine, der, körperlich gebrochen in seiner „Matratzengruft" liegend, ebenfalls den Kampf des Judentums gegen das hellenische Heidentum als den Kampf des Guten gegen das Schöne bezeichnet und zu dem Schlusse kommt: „Man hat keine Palmen nötig, um gut zu sein, und gut sein ist besser denn Schönheit;" oder: „Israel saß fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln vor Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt."

*) Luzzattos französisch niedergeschriebenes Bekenntnis im Ozar Nechmad IV, 181—82.

Luzzatto war das Gegenstück zu Nietzsche; mit dem ganzen Schwunge seines dichterischen Genies bekämpfte er die „Herrenmoral“ des klassischen Heidentums und verteidigte die „Sklavenmoral“ Israels. Diese Verherrlichung des Judentums war für ihn der Brennpunkt, in dem alle Strahlen seines Geisteslebens zusammenliefen. Mochte er philologische Studien betreiben, oder litterarische, oder litterarhistorische, oder liturgische — stets kam er auf den Gedanken zurück, daß die jüdische Lehre immer die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts beabsichtigt und, so weit sie nur durchdringen konnte, auch erzielt habe. Hingegen war für ihn der Atticismus nur ein „glänzendes Laster“, dem leider auch der jüdische Volksstamm nicht immer habe Widerstand leisten können. Insbesondere wies Luzzatto auf eine oft verkannte, aber deshalb nicht unwichtige Erscheinung in der jüdischen Geschichte hin: daß nämlich die spanisch-arabische Blüteepoche des jüdischen Stammes nur litterarisch und kulturell den Höhepunkt bezeichnet, während in sittlich-religiöser Hinsicht die zeitgenössischen deutsch-französischen Juden auf einer bedeutend höheren Stufe gestanden haben. So einseitig und paradox diese Ansicht auch klingen mag, wird man sie doch nach reiflicher Überlegung für zutreffend erklären. In der That herrschte unter den deutsch-französischen Juden im 11. und im 12. Jahrhundert eine Moral, wie sie lauterer und erhabener nicht denkbar ist. Daß man im Vergleich zu der kulturellen Glanzseite der mittelalterlichen Epoche im Judentum, welche uns die spanisch-arabische Judenheit zeigt, die moralische Höhe der deutsch-französischen Judenheit übersieht, ist ein Irrtum, den zu beseitigen sich Luzzatto, glücklicherweise nicht ganz vergeblich Mühe gegeben.

Luzzatto war es auch, der zuerst seine Stimme gegen die einseitige Verteidigung der politischen Interessen erhob, wie sie seit der Mendelssohnischen Zeit üblich geworden: über die Sache der Juden die Fürsorge für das Judentum gänzlich zu vernachlässigen. Er warnte davor, in der Erreichung der bürgerlichen Gleichstellung das

höchſte Ideal zu erblicken, für das alle angeſtammten Tugenden des jüdiſchen Stammes preisgegeben würden. Mit prophetiſchem Blicke ſah er die unausbleibliche Verwüſtung voraus, welche dieſe Ideen in der Judenheit anrichten mußten: das Aufhören des jüdiſchen Stammesbewußtſeins, die Verleugnung ſeiner glorreichen Vergangenheit, die nationale Selbſtvernichtung, die leidige Nachäfferei aller Modethorheit, das Preisgeben der „Krone der Lehre", die die Judenheit Jahrtauſende hindurch geziert, das Schwinden der Kenntnis der hebräiſchen Sprache und des hebräiſchen Schrifttums. Insbeſondere geißelte er das Treiben mancher „modernen" Rabbiner, die an dieſem Zerſtörungswerke eifrig mitarbeiteten. Mit beißender Ironie ſchrieb er einſt an ſeinen Freund Rapoport: „Da ich hörte, daß Rabbiner Dr. Frankel (gemeint iſt damit der berühmte Gelehrte, der ſpätere Seminardirektor in Breslau, von dem noch die Rede ſein wird) Jude ſei, ſo habe ich mir ſeine Schriften kommen laſſen." Im übrigen traf er in dieſer Geißelung der Zeitthorheit, in der Verurteilung des von den Juden gegen ihre eigenen Kulturdenkmäler verübten Vandalismus mit ſeinem Freunde und Kampfgenoſſen Zunz zuſammen; auch dieſer ſchrieb die inhaltvollen Worte nieder: „Wenn die Bande der Sprache, der Geſchichte und der Religion, der Idee und aller Nationalität auf dieſe Art beharrlich gelockert werden, ſo erſtaune nicht, daß unſere faſhionablen Juden die hebräiſchen Bücher ſchleunigſt auf den Boden bringen oder verkaufen und um die Männer dieſer Geſchichte kein betitelter Narr ſich kümmert..."*)

Dieſe vier providentiellen Männer: Krochmal, Rapoport, Zunz und Luzzatto, wie verſchieden ſie auch nach Begabung und Lebensſchickſal waren, ſtifteten anfangs der dreißiger Jahre einen Bund, um gemeinſam die jüdiſche Wiſſenſchaft zu begründen und die Neubelebung des Judentums herbeizuführen. Sie tauſchten brieflich ihre Ideen aus und ſuchten ſich gegenſeitig nach Kräften zu fördern.

*) Zunz, Geſammelte Schriften II. S. 186.

Luzzatto that es auch mit seiner reichlichen Handschriftensammlung, die er sich trotz seiner Mittellosigkeit im Laufe der Zeit angelegt, und aus der er Mitteilungen an jedermann machte, der dafür Interesse zeigte. Insbesondere erfuhren Rapoport, Zunz und Michael Sachs von diesen Mitteilungen wesentliche Förderung. In den dreißiger Jahren begann auch bereits die „unter Thränen gestreute Saat" herrlich aufzugehen. Eine kleine Gemeinde strebsamer und begabter Jünger scharte sich um die Meister, eifrig an dem Bau der jüdischen Wissenschaft mitarbeitend. Einige unter diesen wuchsen bald zu Selbständigkeit heran und nahmen aufs neue den kühnen Gedanken auf, mit Hilfe der Wissenschaft das Judentum von innen heraus zu verjüngen. Es begann dann die Zeit der wissenschaftlichen Reformbestrebungen in der deutschen Judenheit, die, mögen sie ebenfalls nicht frei von Verirrungen gewesen sein, gegenüber der ersten Reformbewegung doch den großen Vorzug hatten, daß sie nicht von Halbwissern oder Schönrednern ausgingen. An der Spitze dieser neuen Bewegung stand Abraham Geiger.

Die ersten Reformbestrebungen in Berlin und in Hamburg waren eher einem praktischen Bedürfnis entsprungen, weniger das Resultat wissenschaftlicher Untersuchungen über die Entwickelung des Judentums. In dem Kampf um die Berechtigung der Reform, der sich Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts an diese Bestrebungen knüpfte, waren zwar die Reformfreunde glücklich in der Wahl einiger begabter Kanzelredner und ihrer publizistischen Vertreter, aber es fehlte ihnen an der wissenschaftlichen Begründung ihrer Sache. Zunz, der damals allein die Fähigkeit besaß, die wissenschaftliche Verteidigung der Reform zu führen, sagte sich bald darauf unmutig von all diesen Bestrebungen los, die ihm in hohles Phrasentum, in äußerliches Schaugepränge auszuarten schienen. Seitdem hatte der Verfall der gottesdienstlichen Institutionen in den Gemeinden noch größere Fortschritte gemacht; die Rabbinatssitze blieben meistenteils aus

Mangel an geeigneten Bewerbern unbesetzt, und die Lehrstätten der jüdischen Theologie verödeten. In den größeren Gemeinden erschien es nicht mehr passend, einen Rabbiner alten Schlages, das heißt einen bedeutenden Talmudgelehrten, zu berufen; hingegen waren die jungen „Doktoren", die damals in die Mode kamen, viel zu wenig auf jüdisch-theologischem Gebiete heimisch, als daß sie den älteren Gemeindemitgliedern hätten gefallen können. Infolge dieses Zwiespaltes zogen es viele Gemeinden vor, die vakant gewordenen Rabbinate überhaupt nicht mehr zu besetzen. So blieb z. B. das Rabbinat in Berlin seit dem Ableben des letzten Oberlandes-Rabbiners Hirschel Lewin (1800) bis zur Berufung Aubs (1866) nur provisorisch durch Vicerabbiner oder „Rabbinatsassessoren" besetzt.

Abraham Geiger war der Mann der Wissenschaft und der Reformen, der dieser Bewegung einen neuen Impuls gegeben und zugleich der Reform eine wissenschaftliche Basis verliehen hat. In Frankfurt a. M. am 24. Mai 1810 geboren, genoß er eine vorzügliche Erziehung, so daß er später einer der wenigen modernen Rabbiner war, die neben einer gründlichen klassischen und profan wissenschaftlichen Vorbildung, auch gediegene Kenntnisse in allen Zweigen des jüdischen Schrifttums besaßen. Abraham Geiger war in der talmudischen Litteratur sehr belesen, obwohl er frühzeitig die Autorität des Talmuds anzuzweifeln begann. Er schrieb ein geradezu klassisches Hebräisch, in welchem er es mit jedem Stilisten aus der alten Schule aufnehmen konnte. Unter den deutschen Rabbinern und Gelehrten hat er auf diesem Gebiete überhaupt nicht seinesgleichen; aber selbst in Polen dürften ihm darin nur sehr wenige gleichgekommen sein. Sein hebräischer Stil war fließend und lebhaft, wie der Rapoports, aber bedeutend prägnanter und voller Würze. Man sah es ihm an, daß der Schreiber das ganze jüdische Schrifttum mit großer Meisterschaft beherrschte.

Zudem war Geiger ein schöpferisches Talent, das sich in manchen Punkten zum Genie erhob. Noch nicht zweiundzwanzig

Jahre alt, schrieb er seine von der Universität zu Bonn preisgekrönte Schrift „Was hat Mohammed vom Judentum entnommen?“ eine Arbeit, die den großen Gelehrten, als welchen sich Geiger nachher unter allen Umständen bewährte, bereits ahnen ließ. Er wurde bald darauf zum Rabbiner von Wiesbaden ernannt, worauf seine litterarische Thätigkeit im Sinne der Reform begann. Vor allem war sein Bemühen darauf gerichtet, die jüdische Theologie zu einer wissenschaftlichen Disziplin zu erheben. Er verband sich daher mit Gleichgesinnten zur Herausgabe der „Zeitschrift für jüdische Theologie“, die von großem Einfluß auf die Entwickelung des Judentums war. Er trat auch zu Zunz, Rapoport und Luzzatto in Beziehung, welche den jungen Kampfesgenossen neidlos in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützten.

Geiger vergaß aber niemals die praktischen Ziele, die er vor Augen hatte: das Judentum zu einer zeitgemäßen Umgestaltung zu bewegen. In der Regel wird Abraham Geiger als der „Reformator“ bezeichnet, der nur vor den Konsequenzen der radikalsten Reform Halt macht, wie sie später Samuel Holdheim auf die Spitze getrieben. Indessen ist mit dieser Bezeichnung die Thätigkeit Geigers nicht richtig gekennzeichnet. Abraham Geiger war kein Reformator des Judentums im landläufigen Sinne, er war vielmehr bestrebt, das Judentum einer Fortentwickelung fähig zu machen. Er war somit kein Gegner des Talmuds, wie es Holdheim gewesen, vielmehr hat er den Talmud stets als das Produkt der Entwickelungsfähigkeit des Judentums während einer bestimmten Periode mit der größten Achtung anerkannt. Indem er aber dies that, drang er darauf, nicht bei dem Talmud stehen zu bleiben, diesen nicht als den Abschluß der Fortentwickelung des Judentums zu betrachten, sondern auf dieser Bahn mutig fortzuschreiten und das Judentum den Zeitanschauungen gemäß umzugestalten. Er verwarf nicht den Talmud, wie die Karäer, er wollte vielmehr im Geiste des Talmuds fortschreiten, und diejenigen, welche den „Schulchan-Aruch“ als den Abschluß der

religiösen Entwickelung der Juden bezeichneten, nannte er von seinem Standpunkt aus sehr treffend „Talmud-Karäer."

Das entschiedene Auftreten Geigers mußte Aufmerksamkeit erregen. Niemand vor ihm war so vorzüglich ausgerüstet, um für die Umgestaltung des Judentums einzutreten, wie dieser junge, geniale Forscher, der noch dazu ein bedeutender Kanzelredner war. Ihn konnten die orthodoxen Gegner nicht mit der Redensart abthun, er verstände zu wenig von dem nachbiblischen Judentum, was sie gegen die Reformprediger in den zwanziger Jahren mit Recht behaupten durften. Abraham Geiger war im talmudischen Dispute jedem polnischen Rabbi gewachsen, zugleich aber auch ein geistvoller und scharfsinniger Kritiker, ein gewandter Publizist und vorzüglicher Prediger. Kein Wunder also, daß die von gebildeten Männern geleitete Gemeinde in Breslau, damals die zweitgrößte in Preußen, ihn als ihr religiöses Oberhaupt zu berufen nicht versäumen wollte. Nach einer erbitterten Gegenagitation von seiten der orthodoxen Partei erhielt Geiger (1838) diesen ehrenvollen Ruf, und seine Wahl wurde auch von der königlichen Regierung (Geiger bedurfte als „Ausländer" der königlichen Bestätigung oder vielmehr der Naturalisation in Preußen, die ihm auch gewährt wurde) trotz des von seiten seiner frommen Gegner erhobenen Protests genehmigt. Natürlich entspann sich darauf ein Parteikampf in der Gemeinde, der zu einer heftigen, nicht immer schicklich geführten Preßfehde führte. Der fromme Rabbiner Tiktin wollte seinen jüngeren Kollegen nicht anerkennen, was zu vielen häßlichen Reibungen Veranlassung gab, bei denen die Orthodoxie vielleicht in ihrem Rechte war, aber in der Wahl der Mittel nicht viel Schicklichkeit zeigte. Bewundern muß man dabei das unverwüstliche Talent Geigers, der trotz dieses aufreibenden Kampfes noch Muße für streng wissenschaftliche Arbeiten fand, mit denen er die jüdische Wissenschaft bereicherte. Geiger bewährte sich als vorzüglicher Philolog und Litterarhistoriker, seine zahlreichen Schriften auf diesem Gebiete sind von bleibendem Werte. Seine

Gründlichkeit und Vielseitigkeit erscheint oft geradezu bewunderungswürdig.

Die Reformbestrebungen Geigers unterschieden sich vorteilhaft von jenen der ersten „Reformatoren" in Berlin und in Hamburg, da sie nicht lediglich auf die Nachahmung der gottesdienstlichen Einrichtungen der protestantischen Kirche ausgingen. Geiger hat wohl als Rabbiner oft das praktische Bedürfnis im Auge gehabt; aber in seinen Schriften war er Theoretiker, der auf die Fortbildung des Judentums ausging. Um seinen jedenfalls originellen Standpunkt als berechtigt nachzuweisen, ging er auf die älteste Zeit zurück, auf die ältesten schriftlichen Denkmäler des Judentums. In seinem grundlegenden Buche „Urschrift und Übersetzungen der Bibel in ihrer Abhängigkeit von der inneren Entwickelung des Judentums" (Breslau 1857) finden wir die Quintessenz seiner Anschauungen über die Fortbildungsfähigkeit der jüdischen Lehre. Er weist nach, daß die Diskussion über viele wichtige Punkte des Judentums sowohl im Bibeltext wie in den ersten Übersetzungen deutliche Spuren hinterlassen hat. Das Judentum ist niemals etwas Festes und Begrenztes gewesen, sondern immer in der Entwickelung begriffen, stets von den politischen und religiösen Strömungen der Zeit beeinflußt. Bahnbrechend war Geigers lichtvolle Darstellung des geschichtlichen wohl bekannten, aber in seiner Bedeutung verkannten Kampfes der Pharisäer gegen die Sadducäer. Die Relation des Josephus, die den meisten Historikern als einzige Quelle diente, stellt diese Kontroverse als einen religiösen, oder richtiger philosophischen, also litterarischen Streit dar. Aber selbst die talmudischen Aussagen geben uns kein richtiges Bild dieses Kampfes, von dem die jüdische Geschichte von der Zerstörung des Perserreiches an bis zum Untergange der politischen Selbständigkeit des jüdischen Volkes stark beeinflußt wurde. Entsprechend dem Mangel an historischem Sinn, der sich in den meisten talmudischen Relationen kundgiebt, wird da die Sache so dargestellt, als ob es sich in diesem

heftigen Kampfe lediglich um dogmatiſche Streitpunkte gehandelt hätte. Geiger war der erſte, der die politiſche Bedeutung dieſes Bürgerkrieges nachgewieſen hat. Er hat zuerſt das Weſen der kämpfenden Parteien, der Sadducäer und der Phariſäer, erkannt; in der erſten die einſt allmächtige Ariſtokratie, in deren Händen alle weltlichen und geiſtlichen Ämter vereinigt waren, in der letzteren das aufſtrebende Bürgertum, das nach politiſcher Gleichberechtigung rang. Die Sadducäer waren urſprünglich die Nachkommen des Hoheprieſters Zadôk, den König Salomo in dieſe Würde eingeſetzt hatte. Dieſe Prieſterfamilie behauptete ihre prieſterliche Macht während des Beſtehens des erſten judäiſchen Reiches an der Seite des Davidiſchen Königtums; nach der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil aber begnügte ſie ſich nicht mehr mit dem Altardienſte, ſie ſtrebte vielmehr nach der weltlichen Herrſchaft, was ihr auch trotz des Widerſpruches der Propheten und eines großen Teiles der jüdiſchen Nation gelungen iſt. Die Prieſterfamilien verſchwägerten ſich aber mit den Nachkommen des Davidiſchen Hauſes und mit denen der alten, einſt mächtigen judäiſchen Ariſtokratie. Nach einer alten, in der Miſchnah erhaltenen Überlieferung waren es nur einige in dem adeligen Familienregiſter (Megillat Juchasin) bezeichnete Familien, die zur Verſchwägerung mit den hoheprieſterlichen Häuſern zugelaſſen wurden. Dieſe durch Reichtum und Macht ausgezeichneten Familien bildeten die ſadducäiſche Ariſtokratie, die ihr unbeſtrittenes Anſehen bis in die Zeit der ſyriſch-helleniſchen Verfolgungen behaupten konnte.

Durch das vaterlandsloſe und antinationale Treiben dieſer Ariſtokratie während der ſyriſchen Verfolgungen in Paläſtina wurden die Sadducäer arg kompromittiert, und die Siege der jüdiſchen Nationalpartei führten zur Erhebung der Hasmonäerfamilie, die zwar ebenfalls von prieſterlicher Abſtammung war, aber mit dem hoheprieſterlichen Hauſe in keiner Verbindung ſtand; ſie war ſozuſagen vom Kleinadel. Das Haus der Hasmonäer hat ſeine Bedeutung nur durch das Volk erlangt und ſeine Herrſchaft

kann man ungefähr mit der des Julikönigtums in Frankreich vergleichen, das ebenfalls revolutionären Ursprungs war. Allein im Laufe der Zeit hielten es die Herrscher aus der Hasmonäer-Dynastie für geratener, sich mit den altaristokratischen depossedierten Familien zu verbinden, um die politische Macht des aufstrebenden Bürgertums, die den Herrschern unbequem zu werden begann, zu beseitigen. Das war der Ursprung des erbitterten Kampfes zwischen Sadducäern und Pharisäern, welch letztere Renan sehr zutreffend als die Partei der „religiösen Demokratie", etwa wie die Puritaner während der antimonarchischen Bewegung in England, bezeichnet hat.*) Und dieser Kampf hat, entsprechend den Anschauungen jener Zeit auf die Entwickelung des Judentums als Religion einen großen Einfluß ausgeübt, dessen Spuren in verschiedenen dogmatischen Bestandteilen der jüdischen Lehre zu finden sind.**)

Von diesem Standpunkt aus vertrat Geiger das Prinzip der Fortbildung und nicht der Reformation im Judentum. Nicht die Rückkehr zu den alten, biblischen Formen, nicht die Beseitigung des Talmud war das Ziel Geigers, sondern die weitere Entwickelung der jüdischen Lehre, gerade in talmudischem Sinne. Von diesem Geiste sind auch seine gehaltvollen Vorlesungen über die jüdische

---

*) Über die Bedeutung der Bezeichnung „Pharisäer", vergl. Geigers „Urschrift" Seite 71.

**) Diese lichtvolle und historisch bewährte Darstellung des sadducäisch-pharisäischen Streites, der für die Gestaltung des Judentums von der größten Tragweite war, hat in den jüdischen Kreisen infolge der gegen Geiger von gewisser Seite propagierten Animosität keinen Eingang gefunden. Renan hat sie wohl benutzt, aber in seiner geistreichen Weise zu einseitig. Ich habe mir in verschiedenen Aufsätzen die Aufgabe gestellt, die Verdienste Geigers nach dieser Richtung nach Gebühr hervorzuheben, so z. B. in einer Abhandlung über Renans Darstellung der jüdischen Geschichte, wo ich die Abhängigkeit des französischen Historikers von Geiger nachgewiesen zu haben glaube (In der Zeitschrift „Haschiloach" Bd. I S. 200—204). Das Thema ist aber damit noch immer nicht erschöpft.

Geſchichte*) getragen, die reich ſind an geiſtvollen Anregungen, an pſychologiſch begründeten Urteilen über den Entwickelungsgang des Judentums zu allen Zeiten und in allen Landen. Am Schluſſe ſpricht ſich Geiger über die Ziele der Fortbildung des Judentums in folgenden Sätzen aus:

„... Ob es in anderen Geiſtesrichtungen, in anderen Religionen möglich iſt, mit dem Mittelalter zu brechen, und dennoch dieſelbe Richtung, dieſelbe Religion zu bleiben, das mag ihre Aufgabe ſein zu erwägen. Das Judentum aber wird und muß mit dem Mittelalter ſeinen ernſten Kampf unternehmen, umſomehr, weil es nicht ſeine Wurzeln in dieſer Zeit der Mitte hat, ſondern ſie hoch hinauf trägt in das graue Altertum, weil ihm das ganze Mittelalter eine Zeit des Leidens und des Druckes war, von der es die Wundenmale noch an ſich trägt, nicht bloß am Leibe, ſondern auch am Geiſte.

„Das Judentum war immer eine Religion der That und des Lebens, es begnügte ſich nicht mit müßigem Grübeln, es wollte ſich ausprägen in Geſtaltungen, in Handlungen. Auch wir müſſen das Leben in uns aufnehmen, mit den unmittelbaren Thatſachen in die engſte Beziehung traten, von dem Leben uns erfriſchen und tragen laſſen und auf das Leben wiederum einwirken. Das Judentum hat immer Gelehrſamkeit geachtet, Wiſſen, nicht bloß dunkeles, finſteres Glauben; Wiſſen und Erkenntnis galt ihm als hoher Schatz. So iſt es auch unſere zweite Aufgabe, die Wiſſenſchaft zu pflegen, in ſie tiefer einzudringen, ſie nach den reicheren Mitteln unſerer Zeit uns anzueignen, mit ihrer Hilfe unſeren eigenen Schatz zu verwerten, aus jenen geiſterfüllten Vorratskammern, die des Erlöſers warten, den Geiſt zu befreien, in ſie einzudringen, nicht um den Buchſtaben abzuſchreiben, ſondern um die innere Triebkraft in uns aufzunehmen.

---

*) „Das Judentum und ſeine Geſchichte", 8 Bde. 2. Aufl. 1865—1871 (Breslau).

„Vor allem aber haben wir ein teueres Erbe unſerer Vorfahren zu bewahren, einen reichen Schatz, den wir nicht verſcherzen dürfen; das iſt der hohe, ſittliche Ernſt, der ſie ſchmückte, der ſie im Verkehr im Hauſe und in der Außenwelt begleitete, der ſie im Frohſinn und im Leiden hob. Die nachdrückliche Mahnung ergeht an uns, daß wir dieſen ſittlichen Ernſt uns erhalten, ihn nicht aufgeben bei der Erweiterung unſerer Lebensſtellung, das Knie nicht beugen vor Sinnenluſt und dem Genuſſe, nicht der Flachheit und der Äußerlichkeit verfallen, die in Kunſt und Wiſſenſchaft und Religion bloß einen Gegenſtand leichter und gefälliger Unterhaltung findet, der ein prickelnder Witz der Vollgehalt des Gedankens iſt, weil ſie eine jede ernſte Arbeit ſcheut, die in der anmutigen Form das höchſte Ziel findet, während bei unſeren Alten die Schönheit bloß dann Geltung hatte, wenn ſie die Wahrheit voll durchſtrahlte.

„In Erfüllung dieſer Aufgabe haben wir das Judentum auf ſeinem dritten Lebensgange zu begleiten. Es war zuerſt das Judentum des Volkslebens und hat als ſolches ſich bewährt. Es war dann das Judentum innerhalb der Menſchheit, aber abgeſondert, gedrückt, und hat als ſolches ſeine Schätze bewahrt. Nun wird das freie Judentum innerhalb der Menſchheit zu wirken berufen, es ſoll mit ihr im innigſten Kontakte wahrhaft ſeinen Geiſt entfalten, empfangend wie ſpendend ſich nun bewähren.“*)

Man ſieht, wie vorteilhaft ſich die Reformbeſtrebungen im fünften Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts von denen der „orthographiſchen Geſänge“ in den zwanziger Jahren unterſcheiden. Nicht um die Einführung gefälliger Reformen und äußerlichen Prunkes in den jüdiſchen Gottesdienſt und in das jüdiſche Gotteshaus handelte es ſich mehr, ſondern um den Drang der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Judentums, um die erweiterte Kenntnis ſeines inneren Weſens und ſeiner Vergangenheit. Theoretiſch war dieſe

*) Das Judentum und ſeine Geſchichte, Bd. 8 p. 157—59.

Reform von den bereits genannten vier Begründern der jüdiſchen Wiſſenſchaft geſchaffen; eine kräftige und bewegende That iſt ſie erſt durch Abraham Geiger geworden. Ohne Zweifel hat ſich Geiger die hiſtoriſche Anſchauung Krochmals angeeignet, wenn er als das innere Weſen des Judentums ſeine Unvergänglichkeit bei der Annahme verſchiedener Formen bezeichnet. „Während manche geſchichtliche Lebensmacht ihr beſtimmtes Ziel hat, das ſie erreicht, damit aber erſchöpft iſt, ihre Aufgabe erfüllt hat und vom Schauplatz abtritt, giebt es andere ſchöpferiſche Lebenskräfte, die auch im Fortgange der Zeiten ſich immer wiederum verjüngen, neue Aufgaben, nachdem die früheren gelöſt und erfüllt ſind, ſich ſtellen, deren Ausführung unternehmen und daran die geübte Kraft weiter erproben; das ſind die beſonders hervorragenden, tief und mächtig einwirkenden geſchichtlichen Perſönlichkeiten, die in ihrer welthiſtoriſchen, bezwingenden Macht die Entwickelung des Menſchengeiſtes fortdauernd begleiten und befördern. Ohne Scheu bezeichne ich das Judentum als ſolche Lebensmacht, erhebe für dasſelbe den Anſpruch, daß es nach eigentümlicher Anlage ſich ſelbſt ausgebildet, weithin gewirkt und dieſe lebendige Kraft in ſich noch nicht erſchöpft hat.“ *)

Daß dieſe Ideen, mit ſolchem Schwunge vorgetragen, auf die Zeitgenoſſen mächtig eingewirkt — dies wird niemand Wunder nehmen. In der That begann in den vierziger Jahren die Reformbewegung unter den deutſchen Juden, um größere und bleibendere Reſultate zu erzielen. Während der Hamburger „Tempel“ ohne Nachahmung geblieben war, eroberten die von Geiger angeregten Reformen einen großen Teil der deutſchen Judenheit und drangen auch bis weit über die Grenzen Deutſchlands vor. Theoretiſch beherrſcht der kritiſche Standpunkt Geigers die wiſſenſchaftliche Theologie des Judentums, ſoweit ſie die freie Forſchung zuläßt.

*) A. a. O. S. 1—2.

Das fünfte Decennium unseres Jahrhunderts war für die Wissenschaft des Judentums besonders segensreich. Von allen Seiten wetteiferten jüdische und auch christliche Gelehrte, diesen hohen Bau zu vollenden. Neben den Schriften, die einen universellen Charakter tragen, entstanden um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts solche, die Spezialforschungen gewidmet waren. Zacharias Frankel verbreitete Licht über das Verhältnis des palästinensischen zum alexandrinischen Judentum, sowie über das Juristische im Talmud im Vergleich zum römischen Rechte. Adolf Jellinek, der geistvolle, echt jüdische Kanzelredner, war für die Aufhellung der kabbalistischen Litteratur und der Agadah thätig. S. Pinsker hat die Grundlage für eine Litteraturgeschichte des Karäertums geschaffen und gleichzeitig tief eindringende Forschungen über das Vokal- und Accentensystem der biblischen Schriften publiziert. Michael Sachs vertiefte sich in die Sprache des Talmud, in die Eigentümlichkeiten seines Idioms, wie auch in die religiöse Poesie der spanisch-arabischen Epoche. Leopold Dukes war ein fleißiger Sammler handschriftlicher Dokumente auf dem Gebiete der hebräischen Grammatik, der Philologie und der neuhebräischen Poesie. Salomo Munk hat durch seine bibliographischen, litterarhistorischen und philosophischen Studien, insbesondere durch sein „Palestine“ und sein grundlegendes Buch „Mélanges de philosophie juive et arabe“ die jüdische Archäologie und die Geschichte der jüdischen Philosophie in ihrer Abhängigkeit von der griechischen und der arabischen ungemein gefördert. Moritz Steinschneider hat die hebräische Bibliographie zu einer Wissenschaft ersten Ranges, zu einem wichtigen Teil des allgemein menschlichen Wissens erhoben. Er hat ihre Bedeutung für die Kenntnis der Geschichte der Medizin und der andern exakten Wissenschaften, sowie für die Geschichte der Philosophie unwiderleglich nachgewiesen. All diese Studien gingen von den ersten Anregungen aus, die in den zwanziger und dreißiger Jahren gegeben worden waren; aber entsprechend den neu entdeckten Quellen und wissenschaftlichen

Hilfsmitteln konnten die jüngeren Forscher, die an Gründlichkeit und Tiefe den Altmeistern nicht nachstanden, auf dem bereits gelegten Grund weiter fortbauen. Auch Christen schlossen sich dieser emsigen Arbeit an, in der richtigen Erkenntnis, daß die Erforschung des Judentums auch für die Aufhellung der urchristlichen Erscheinungen in der Geschichte von großer Tragweite sein müsse. Insbesondere verdient Heinrich Ewald Erwähnung, dessen biblische Studien eine unerschöpfliche Quelle tiefen Wissens bilden. Kein Historiker vor und nach ihm ist je mit solcher Liebe, mit solchem Verständnis in das jüdische Altertum gedrungen wie Ewald; kein Bibelforscher vor und nach ihm (auch leider unter den jüdischen nicht) hat gleich ihm das Göttliche in den heiligen Büchern erfaßt und das Wesen der altjüdischen Prophetie verstanden. Ewald war der erste, der mit dem Rationalismus gründlich aufgeräumt, der in dem Geistesleben des jüdischen Stammes, wie es uns in den biblischen Büchern aufbewahrt worden ist, die Offenbarung der göttlichen Natur erkannt und es deshalb verschmäht hat, den kleinlichen Maßstab billiger Alltagsweisheiten an die Geschichte der Offenbarung und der Gnadenwahl Israels zu legen. Der evangelische Theologe und Bibelkritiker begegnete sich merkwürdiger Weise in dieser Auffassung mit dem schwungvollen neuhebräischen Dichter Jehudah ha-Lewi, der ebenfalls den Vorgang am Sinai, d. h. das Auftreten der jüdischen Morallehre in der Geschichte, als das plötzliche Aufblitzen einer geistigen Leuchtkraft, als das Sichtbarwerden der gottähnlichen Natur im Menschen schilderte. Weil diese Erscheinung, der moralische Aufschwung eines kleinen Volkes ohne vorherige langsame Kulturarbeit, ohne Analogie in der Geschichte der menschlichen Gesittung steht, stellen wir sie uns als Wunder vor. Jedenfalls reichen die rationalistischen Erklärungsversuche, deren sich sogar noch Ernst Renan bediente, gewiß nicht aus, um diese nicht wegzuleugnende geschichtliche Thatsache zu erklären. Ewald, ein gläubiger Christ, glaubte treu und fest an eine göttliche Weltordnung, an das Walten

Gottes in der Geſchichte, weshalb ihm alles im altiſraelitiſchen Schrifttume recht klar und deutlich erſchien.

Wie wir ſehen, ſtand das Judentum nicht mehr ſo beſchämt da, wie dreißig Jahre zuvor. Durch die Aufdeckung der Geſchichtsquellen des Judentums, durch die Ausgrabung ſeiner litterariſchen Schätze mußte jeder Freund der Wahrheit eingeſtehen, daß das Judentum eine Kulturerſcheinung von der größten Bedeutung für die menſchliche Civiliſation ſei. Mit einem geringſchätzigen Hinweggehen über die jüdiſche Geſchichte konnten ſich chriſtliche Hiſtoriker nicht mehr helfen; ſie mußten der jüdiſchen Vergangenheit einen Platz in den Annalen der menſchlichen Kultur einräumen. Vor allem aber hob ſich das Stammesbewußtſein unter den Juden ſelbſt ganz ungemein. Mehr und mehr kamen ſie zu der erhebenden und tröſtenden Überzeugung, daß, um ein Wort Börnes anzuwenden, ihre mißliche politiſche Lage für ſie wohl ein Unglück, aber keine Schande ſei.

In Deutſchland hat ſich beſonders ein Mann von ſeltener Lauterkeit des Charakters um dieſe Hebung des jüdiſchen Bewußtſeins verdient gemacht. Gabriel Rießer, ein Enkelſohn des gefeierten, hochorthodoxen Raphael Kohen, Oberrabbiners der Drei-Gemeinde Hamburg-Altona-Wandsbeck, iſt es, deſſen Name die jüdiſche Geſchichte allezeit mit beſonderer Verehrung und Dankbarkeit nennen wird. In Hamburg (am 2. April 1806) geboren, entſtammte er einer jüdiſch-polniſchen Familie. Sein Großvater (mütterlicherſeits), der genannte Rabbiner Raphael Kohen, kam um 1770 aus Polen nach Deutſchland. Er war ein eifriger Anhänger des Althergebrachten, der nicht um ein Jota von dem talmudiſchen Judentum abzuweichen geneigt war. Die neuen Erſcheinungen unter den Juden, die ſogenannte „Aufklärung“, perhorreſcierte er mit aller Strenge; er war auch bereit, gegen die Mendelsſohnſche Pentateuch-Überſetzung den Bannſtrahl zu ſchleudern, wie er in ſeiner Gemeinde mit der größten Rigoroſität auf die Innehaltung aller Obſervanzen des jüdiſchen Glaubens hielt. Aber er

war kein herrſchſüchtiger Zelot, keine ehrgeizige Pfaffennatur, wie man ſie heutzutage leider auch unter den jüdiſchen Geiſtlichen findet, ſondern ein ſittenreiner, von dem höchſten Gerechtigkeitsgefühle beſeelter Mann, deſſen Charakterfeſtigkeit und unbeugſamer Rechtsſinn von Juden und Chriſten anerkannt wurde. Ein Mann ohne Falſch und Fehl, der ohne Anſehung der Perſon Recht ſprach (die Juden in Altona hatten damals noch eigene Gerichtsbarkeit) und als ſcharfſinniger Juriſt oft auch von chriſtlichen Parteien um ein gerechtes Urteil angegangen wurde. Von dieſer Idealgeſtalt hat Gabriel Rießer alle guten Eigenſchaften geerbt, wodurch er eine Zierde ſeines deutſchen Vaterlandes und auch der Judenheit geworden iſt. An die Ehrfurcht gebietende Erſcheinung ſeines frommen und charakterfeſten Großvaters erinnerte er ſich oft während ſeiner Jünglings- und Mannesjahre.

Gabriel Rießer haßte jede Frivolität, jede moraliſche Nachläſſigkeit, jedes, noch ſo kleine Abweichen von dem Pfade der Ehre und der Sittlichkeit. Obwohl freireligiös in Geſinnung und Leben, hielt er es für eine Ehrloſigkeit, die Fahne des Judentums zu verlaſſen, zu einer Zeit, in der es um die Sache der Juden ſo ſchlecht ſtand. „Die Ehre erforderte es," rief er denen zu, die ſchon mit einem Fuße im Taufbecken ſtanden, „ſelbſt wenn ihr Inneres ſich der herrſchenden Kirche zuneigte, ſich nicht eher von ihren Gemeinden loszuſagen, bis das Ziel erreicht, das Palladium der Freiheit auch für die Juden erobert iſt." Er trat in Wort und Schrift für die Rechte, oder richtiger für das Recht ſeiner Stammes- und Glaubensgenoſſen ein, dem gegen die Reaktion kämpfenden deutſchen Volke unaufhörlich die geſchichtlich begründete Lehre zurufend, daß kein Volk auf die Dauer frei werden könne, bevor es nicht in jedem redlichen Staatsbürger ohne Unterſchied der Abſtammung und des Religionsbekenntniſſes nur den Menſchen und nicht den Religionsangehörigen ſehen würde. Nur der ſelbſt gewählte Lebenswandel und nicht der Zufall der Geburt iſt bei der Qualifizierung eines jeden Menſchen und

Mitbürgers in Betracht zu ziehen. Und so lange im Volke selbst Ungleichheit herrscht, wird es sein Selbstbestimmungsrecht gegen die Unterdrückung von oben niemals erlangen und behaupten können.

Gabriel Rießer begnügte sich aber nicht damit, seine Stimme gegen die Unterdrückung und Zurücksetzung seiner Stammesgenossen zu erheben, er wendete sich mit großer Schärfe auch gegen die Kleinmütigen unter den Juden selbst, die aus Unkenntnis und Mangel an Charakterstärke sich des Namens Jude schämten. In vielen Kreisen kam damals die Gewohnheit auf, die Juden aus „Wohlwollen" nicht mehr mit diesem „schimpflichen" Namen zu bezeichnen, sondern als „Israeliten". Rießer nannte die von ihm für die Erkämpfung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden ins Leben gerufene und seit dem Jahre 1832 herausgegebene Zeitschrift: „Der Jude, periodische Blätter für Religions- und Gewissensfreiheit." Es wird erzählt, daß ein jüdischer Millionär ihm eine bedeutende Subvention für diese Zeitschrift unter der Bedingung angeboten habe, daß der odiöse Name „Jude" in Wegfall käme; Rießer habe aber dieses Ansinnen zurückgewiesen. Sein Streben war dahin gerichtet, diesen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Denn „wenn ungerechter Haß an unserem Namen haftet, sollen wir ihn dann verleugnen, statt alle Kraft daran zu setzen, ihn zu Ehren zu bringen?" Obwohl Rießer selbst Anhänger der Reformpartei war und eifrig für den Hamburger „Tempel" wirkte, vertrat er die Ansicht, man dürfe nicht die Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden mit jener der Reformbestrebungen in Verbindung bringen, denn jede Reform, die nicht aus dem Judentume selbst, sondern durch Einwirkung von außen oder aus Rücksicht auf die Emanzipierung der Juden geboten erscheine, müsse unbedingt abgelehnt werden.

Die Reformbewegung nahm in Deutschland anfangs der vierziger Jahre an Lebhaftigkeit und Intensität bedeutend zu. Auch in dieser Beziehung zeigte sich der Segen der wissenschaftlichen Beleuchtung des Judentums

in vollem Umfange. Es ist jetzt leichter zu beurteilen, ob und wie weit die damaligen Reformbestrebungen berechtigt waren; aber eins läßt sich unter allen Umständen konstatieren: die Reformbewegung in den vierziger Jahren unterschied sich zu ihrem Vorteile sehr wesentlich von denen, die zwanzig Jahre zuvor von Berlin und Hamburg ausgegangen waren. Es war diesmal nicht mehr jenes sentimentale Hinschmachten, jene Sehnsucht nach „Erbauung", welche die ersten Reformbestrebungen der deutschen Judenheit hervorgerufen; vielmehr dachten jetzt ernste und wissenschaftlich gebildete Männer an eine innere Umbildung des Judentums, um es mit den Anschauungen der Zeit in Einklang zu bringen. Natürlich wollten sie auf die populären Zeitideen Rücksicht nehmen, um dadurch Anhang zu gewinnen; aber die Beweise für die Berechtigung der Neuerung sollten lediglich aus dem Judentume selbst geholt werden.

Wir haben bereits gesehen, welche Wege Geiger nach dieser Richtung hin bahnte. Auf ihn waren die Augen aller Reformfreunde in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M. und Breslau gerichtet. In Hamburg war der „Tempelverein" zu einer ansehnlichen Korporation angewachsen. Gabriel Rießer, der ob seines mannhaften Eintretens für das Recht der Juden und des Judentums großes Ansehen genoß, schloß sich dieser Sache mit großem Eifer an und wurde in den Vorstand des Tempelvereins gewählt. Als dieser daran gehen konnte, ein neues erweitertes Gotteshaus zu errichten, versuchte die orthodoxe Gemeinde-Verwaltung bei der Behörde dagegen Einspruch zu erheben. Die zwei Decennien seit dem Entstehen des „Tempels" hatte die rechtgläubige Gemeindemehrheit unthätig verstreichen lassen; sie hatte sich damit begnügt, den Tempel als mit dem traditionellen Judentum unvereinbar zu bezeichnen, aber nichts gethan, um die heranwachsende Generation der althergebrachten Form zu erhalten. Das von der Gemeinde erwählte geistliche Oberhaupt, der Chacham Bernays, auf den man ursprünglich so viele Hoffnung gesetzt, erwies sich

in der Folge als unfähig, gegen eine populäre Idee anzukämpfen. Chacham Bernays war unſtreitig ein geiſtreicher Mann voll eigentümlicher und jedenfalls origineller Gedanken über das Weſen des Judentums; aber ihm fehlte es an Gemüt und Schwung, auch beſaß er nicht die auf die Maſſe wirkende Rednergabe. Er konnte höchſtens in einem kleinen Kreis Gleichgeſinnter wirken, nicht aber eine ganze Gemeinde fortreißen. Außerdem war er kein Mann der That; er verlor ſich in Grübeleien und vergaß darüber die Gegenwart mit allen ihren Anforderungen. Kein Wunder alſo, daß ſeine am 16. Oktober 1841 an die Gemeinde ergangene Verordnung, welche bloß eine anläßlich des erſten Tempelſtreites von dem damaligen Rabbinate getroffene Entſcheidung erneuerte, wonach ſich kein Jude des von dem Tempelvereine herausgegebenen Gebetsbuches bedienen dürfte, unter den freiſinnigen Elementen böſes Blut machte. Man betrachtete dies als einen unerhörten Gewiſſenszwang, den ein gebildeter Jude ſich umſoweniger gefallen laſſen dürfte, als gerade das Judentum ſeit Jahrtauſenden gegen jeden Religions- und Gewiſſenszwang kämpfe. Der orthodoxe Gemeindevorſtand ließ nichtsdeſtoweniger die vom Rabbiner ergangene Bekanntmachung gegen das neue Gebetbuch drucken und in tauſenden von Exemplaren in der ganzen Judenheit verbreiten, während der rührige Tempelverein ſich an reformfreundliche Rabbiner mit der Bitte um zuſtimmende Gutachten für die neue gottesdienſtliche Einrichtung wendete. Dadurch wurde dieſer Streit, der anfänglich nur eine lokale Angelegenheit betraf, zu einem ernſten, der nicht nur die deutſche Judenheit in lebhafte Erregung brachte, ſonders auch außerhalb Deutſchlands hohe Wellen ſchlug. Um jene Zeit betrachtete ſich der jüdiſche Stamm noch als einen einheitlichen Körper, ſoweit es ſich um jüdiſch-religiöſe Fragen handelte.

Denn auch in Berlin war mittlerweile die Reformbewegung, die zwanzig Jahre zuvor gänzlich mißlungen war, zu neuem Leben erwacht. Den Impuls zu dieſer neuen Bewegung gab die in Mode gekommene jüdiſche

Geſchichte. Damals waren in den größeren Gemeinden Vorleſungen über die jüdiſche Geſchichte und die jüdiſche Wiſſenſchaft ſehr beliebt, und das Anſehen der modernen Rabbiner hing oft weſentlich von dem Erfolge ihrer Vorleſungen auf dieſem Gebiete ab. Das Berliner Rabbinat war aber zu jener Zeit aus Männern zuſammengeſetzt, die fraglos brave, ehrliche Naturen waren und eine rituelle Frage auf das minutiöſeſte, bis auf die Berückſichtigung der allerletzten Deciſors begutachten konnten, denen jedoch das profane Wiſſen und die Fähigkeit fehlte, mit den gebildeten Elementen der Gemeinde in Kontakt zu bleiben. Dieſe verloren dadurch jedes Intereſſe an dem Gemeindeleben; die Rabbinatsverweſer — denn Rabbiner gab es nicht mehr in Berlin — waren für ſie lediglich „Kauſcherwächter", die Vertreter religiöſer Obſervanzen, die in die Rumpelkammer gehörten.

So wurde in der Gemeinde das Bedürfnis immer fühlbarer, nach Berlin einen Rabbiner von umfaſſendem jüdiſch-theologiſchen und profanen Wiſſen zu berufen. Man dachte ernſtlich daran, Rapoport zu wählen, deſſen Anſehen damals ſehr verbreitet war; aber es herrſchte nun einmal in Norddeutſchland ein Vorurteil gegen alle polniſchen Gelehrten, ſo daß ſelbſt Zunzens warme Fürſprache nicht genügen konnte, um dieſes Vorurteil zu beſeitigen. Indeſſen ſchien man anfangs der vierziger Jahre auch von ſeiten der Regierung die Unhaltbarkeit der in der jüdiſchen Gemeinde von Berlin herrſchenden Zuſtände erkannt zu haben, und obgleich man nicht daran gehen wollte, den jüdiſchen Gemeinden in Preußen eine ſtaatlich anerkannte Organiſation zu geben, ſo legte man doch darauf Gewicht, das Rabbinat von Berlin durch eine geeignete Perſönlichkeit beſetzt zu ſehen. Nach vielem Hin- und Herſchwanken fiel endlich (1842) die Wahl auf den damaligen Oberrabbiner von Dresden Dr. Zacharias Frankel, der ſich bereits einen bedeutenden Ruf ſowohl als Forſcher wie auch als Vorkämpfer für die Rechte der Juden erworben hatte; er war nämlich mit vielem Geſchick und Erfolg für

die Beſeitigung des ſchimpflichen „Judeneides“ eingetreten. Zacharias Frankel galt mit Recht als ein gründlicher Kenner der jüdiſchen Theologie, in deren Litteratur er in althergebrachter Weiſe heimiſch war; auch in den profanen Wiſſenſchaften beſaß er eine große Beleſenheit. Seine wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind von bedeutendem Werte, obwohl man ſie keineswegs als bahnbrechend nach der Art Zunzens oder Geigers bezeichnen kann. In Bezug auf die Auffaſſung des Judentums im Verhältnis zu den Anſprüchen der Zeit nahm er eine vermittelnde Stellung ein; er huldigte weder dem Radikalismus der Reformfreunde in Berlin, Hamburg und Frankfurt, noch aber auch dem der ſtarren Orthodoxen, wie ſie damals in allen Gemeinden noch in der überwiegenden Mehrheit waren. Frankels Syſtem war das des juste milieu, das bei ſeinen Nachtretern in Opportunismus ausartete. Er ſelbſt war ein Mann von Herz und Gemüt und wurzelte mit all ſeinen Empfindungen in der Vergangenheit, während er doch ſich gegen die Anforderungen der Gegenwart nicht ganz ablehnend verhielt. Etwas vertrauensſelig vertrat er den Standtpunkt, man müſſe es dem „Volke“ überlaſſen, das geeignete Maß von Reformen ſelbſt zu finden. Offenbar ſchwebte ihm der talmudiſche Entwickelungsprozeß des Judentums vor, in welchem wir die Macht und den Einfluß der volkstümlichen Gebräuche ſehr oft erblicken. Im großen und ganzen iſt auch dieſer Standpunkt berechtigt und wiſſenſchaftlich begründet; indeß iſt zu berückſichtigen, was Rapoport treffend hervorgehoben, daß ſelbſt die Anbetung des goldenen Kalbes in der Wüſte und der Götzenkultus in Paläſtina zur Zeit des erſten Israelitenreiches ebenfalls „volkstümlich“ geweſen ſind. Nicht immer iſt eine volkstümliche Entwickelung von Segen, da ſie oft auch auf ſchlimme Bahnen gerät.

Jedenfalls aber wäre Zacharias Frankel damals die geeignetſte Perſönlichkeit geweſen, um die zerfahrenen Verhältniſſe der jüdiſchen Gemeinde zu Berlin in Ordnung zu bringen. Er hätte zwiſchen den Gegenſätzen vermitteln

können, weil einerſeits ſein untadelhaft religiöſer Lebenswandel und ſein bedeutendes talmudiſches Wiſſen ihm bei den orthodoxen Elementen Anſehen und Reſpekt verſchaffen mußten, andererſeits war er ein Mann der Wiſſenſchaft, den die Reformfreunde unmöglich als „Kauſcherwächter“ mit Geringſchätzung hätten behandeln können. Auch die Behörde war geneigt, ihm die nötige Autorität wenigſtens der Gemeinde gegenüber zu verleihen. Indeſſen trug Frankel Bedenken, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen. Er richtete ein ausführliches Schreiben an den damaligen Kultusminiſter Eichhorn, dem er die troſtloſen Zuſtände, die in den preußiſchen Gemeinden infolge der behördlichen Maßnahmen herrſchten, der Wahrheit gemäß ſchilderte. Namentlich beſchwerte er ſich über das Gebahren der „Judenmiſſion“, die damals in Preußen ihr Unweſen trieb. Die freimütigen Worte des würdigen Gelehrten verdienen noch jetzt in vielfacher Beziehung Beachtung, weshalb wir ſie hier wiedergeben wollen:

„Es erfreut die Synagoge in Preußen ſich nicht nur keiner Aufmunterung, ſie wird nicht nur vom Staat ignoriert und läßt man ſie ihrem Verfall entgegengehen, ſondern es wird auch dahin gewirkt, ihre Glieder von ihr loszureißen, und ſie mit Zerſtörung der heiligſten Bande zum Chriſtentum hinüberzuziehen; das Juden-Miſſionsweſen iſt in Preußen am ausgebreitetſten und verzweigteſten ... Ich erblicke in dieſen Miſſionen eine Herabwürdigung des Glaubens für den Angeworbenen, und einen unverantwortlichen Eingriff in den Glauben, von dem abtrünnig gemacht werden ſoll ... Ich werde aber auch nicht ermüden, von der Kanzel und in anderen Vorträgen, in öffentlicher und in Privatunterredung meine Gemeinde zu warnen, zu belehren, zu ermahnen, wie ſie vor der ihre Ruhe bedrohenden Bekehrungsſucht ſich hüte ...“*)

*) Der Brief Frankels an Eichhorn, der nicht nur als ein wichtiges Dokument für die Geſchichte jener Zeit, ſondern auch für unſere Tage leſenswert iſt, findet ſich abgedruckt im „Orient“ Jahrg. 1848 p. 180—82.

Eichhorn gab auf dieſe offene und mutige Darlegung eine höfliche, aber nur in allgemeinen Redewendungen gehaltene Antwort: Frankel „werde in Berlin, einer der erſten Gemeinden Preußens, Gelegenheit finden, ſeine Talente und ſeine Kräfte zum beſten ſeiner Glaubensgenoſſen zu verwenden und könne hierbei der Unterſtützung der Regierung in vieler Hinſicht gewiß ſein.“*) Indeſſen zog es Frankel vor, die auf ihn gefallene Wahl endgültig abzulehnen. Es ſcheint, daß er Bedenken trug, ſeine kleine, aber friedliche Gemeinde gegen die vom Parteihader zerklüftete in der preußiſchen Hauptſtadt zu vertauſchen. Es war ihm ſpäter beſchieden, ſowohl als Gelehrter, wie auch als Direktor des nachher ins Leben gerufenen „jüdiſch-theologiſchen Seminars“ zu Breslau ſich große Verdienſte um das Judentum zu erwerben; für die Entwickelung der preußiſchen Gemeinden war aber ſeine Verzichtleiſtung auf das Oberrabbinat von Berlin geradezu verhängnisvoll.

Die Berliner Gemeinde ſah nämlich hierauf von der Berufung eines Oberrabbiners von großem talmudiſchen und profanen Wiſſen ab und beſchloß, das proviſoriſche Rabbinatsverweſer-Amt beizubehalten, dafür aber einen — dritten Rabbinats-Aſſeſſor in der Perſon des bereits genannten Michael Sachs zu wählen. Das unſelige Verhältnis, Rabbiner ohne autoritative Bedeutung in der Gemeinde wirken zu laſſen, ſollte ſeitdem in Berlin, mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung während der Amtsdauer Geigers, eine bleibende Inſtitution werden.

Michael Sachs (geb. 3. September 1808 in Glogau, ſtarb als Prediger und Rabbinats-Aſſeſſor in Berlin am 31. Januar 1864) war eine eigenartige Erſcheinung, ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, der in Berlin weit mehr gewirkt hätte, wenn die Verhältniſſe der jüdiſchen Gemeinden zu ſeiner Zeit weniger zerfahren geweſen wären. Auf die ganze deutſche Judenheit konnte er jedoch nicht wirken, wie es ein Zacharias Frankel von Berlin aus gewiß hätte thun

*) A. a. O. S. 203.

können. Es war ein Verhängnis, daß die jüdiſche Gemeinde zu Berlin, ehedem die tonangebendſte zum mindeſten für die Gemeinden in Preußen, in vielfacher Beziehung aber der Mittelpunkt für die Verjüngung der ganzen Judenheit, jede Bedeutung nach außen nach und nach völlig einbüßen mußte. Michael Sachs war ein Kanzelredner von ſeltener Begabung und aufrichtiger Begeiſterung, der für das Judentum in den althergebrachten Formen eine pietätvolle Liebe hegte und dieſe auf ſeine Zuhörer in zündender Rede zu übertragen vermochte. Als Prediger konnte er die Zuhörer, ſelbſt ſolche, die anderer Geſinnung waren, hinreißen und feſſeln. Überhaupt war ſeine ganze Perſönlichkeit von einem großen Zauber umgeben. Von feiner klaſſiſcher Bildung und mit einem nicht unbedeutenden Dichtertalent begabt, wirkte er ebenſo von der Kanzel wie in freier Unterhaltung auf jeden gebildeten, dem Enthuſiasmus zugänglichen Menſchen. Wenn man jetzt ſeine gedruckt vorhandenen Predigten lieſt, muß man ſich freilich geſtehen, daß ſie inhaltlich wenig bieten, was aber glaubwürdig dadurch erklärt wird, daß die hinterlaſſenen Aufzeichnungen des früh heimgegangenen Kanzelredners von dem Herausgeber eine allzu freie Behandlung erfahren haben. Dem ſei nun wie ihm wolle, die hiſtoriſche Wahrheitsliebe darf es nicht verſchweigen, daß die *wiſſenſchaftliche* Bedeutung Michael Sachs' von ſeinen Verehrern überſchätzt worden iſt.

Sachs hat ſich nur mit Mühe in das jüdiſche Schrifttum hineingeleſen; von Bedeutung ſind blos ſeine philologiſchen Leiſtungen auf dieſem Gebiete („Beiträge zur Sprach- und Altertums-Forſchung"), die manche dunkeleu. Partien der Talmud- und Modraſch-Litteratur beleuchten Aber es fehlte ihm das umfaſſende und tiefere theologiſche Wiſſen, um ſich in Berlin bei den talmudiſchen Gelehrten alten Schlages in Reſpekt zu ſetzen. Dadurch war ſeine Stellung von Anbeginn eine ſchwierige, da man ſich in der Gemeinde daran gewöhnte, in ihm nur den großen Kanzelredner zu achten und ſomit das Rabbineramt von dem des Predigers zu trennen. Dies wurde in der Folge ſo ziemlich für alle

größeren Gemeinden musterbildend: den Rabbiner lediglich als Prediger zu beachten und dessen Wert nur nach seinen oratorischen Leistungen zu taxieren. Es bildete sich später die Unsitte heraus, selbst in den größten Gemeinden bei eintretender Vakanz einen öffentlichen „Wettbewerb" auszuschreiben und mehrere Kandidaten „zur Probe" kommen zu lassen. Der Wert des einen oder des anderen Kandidaten wird seitdem nur nach dem zufälligen Gelingen der einen „Probepredigt" und den dem Redner zur Verfügung stehenden Stimm-Mitteln beurteilt. Der Verfall der rabbinischen Würde in Deutschland und in jenen Gemeinden, welche diesem schlechten Beispiel nachahmten, wurde dadurch unaufhaltsam.

Da Sachs der orthodoxen Mehrheit in der Gemeinde auch nicht die kleinste Konzession abzugewinnen vermochte und seine Stellung, als dritter „Rabbinats-Assessor" nicht danach war, den „Altmodischen" besonders zu imponieren, so fehlte es ihm auch an jedem Einfluß nach der anderen Richtung hin. Er erfreute sich eines großen Ansehens als begeisterter und begeisternder Kanzelredner und als ein Mann von geistvoller Unterhaltung im engeren Kreise. Auf die Masse außerhalb der Synagoge zu wirken, war ihm nicht gegeben. Er war eine vornehme, stolze Natur, die oft mit Geringschätzung auf die anderen herabsah. Selbst mit Gleichgesinnten zu gemeinsamer That sich zu vereinigen, hielt er nicht für angemessen; er blieb daher, abgesehen von dem kleinen Kreise, der ihm einen wahren Kultus gewidmet, in der Gemeinde und außerhalb derselben fast isoliert. Man zollte ihm als Mensch und als Prediger große Hochachtung; aber Gefolgschaft konnte man ihm nicht leisten. Sein Wirken in Berlin war daher ein steter Kampf, da man hier eigentlich sein zum Pietismus hinneigendes Wesen niemals verstanden hat. Er war ein Mann der „Stimmung" und des Enthusiasmus; nachhaltend und außerhalb seines engern Wirkungskreises zu wirken, lag nicht in seinem Naturell.

In Berlin gingen aber damals die Wogen der Reform-

bewegung sehr hoch. Wie bereits erwähnt, kamen damals die „Vorlesungen über jüdische Geschichte und Litteratur“ in die Mode, welche zuerst von gediegenen Männern gehalten wurden, nachher aber ein Tummelplatz der Phrase und der oberflächlichen Schönrederei werden mußten. Ein solcher Schönredner war damals Dr. Stern, einer der ersten Begründer der Reform in Berlin. Ein Redner von großen Rednergaben, aber von sehr oberflächlicher Kenntnis des Judentums, brachte er damals zum erstenmal die verhängnisvolle Mode auf, die jüdische Wissenschaft im ungünstigen Sinne des Wortes zu populariſieren. Er liebte es, vor einem großen Publikum Vorträge über die jüdische Geschichte zu halten, in welchen er das ganze Judentum in nuce, so recht bequem, um in die Westentasche gesteckt zu werden, darstellte. Dieses Judentum war auf irgend eine Modesache zusammengeschrumpft und konnte sich schlecht mit der jüdischen Lehre vertragen, wie sie sich seit Jahrtausenden ausgebildet hat. Für die Salonherren und Salondamen sollte ein neues Judentum ins Leben gerufen werden, das zu nichts verpflichtet, aber sich schön und salonmäßig ausnimmt. Stern war der Erfinder des bleichsüchtigen, parfümduftigen Judentums, das nur deshalb besteht, weil ihm die Kraft zu seiner Selbstauflösung fehlt.

Um Stern scharten sich einige Männer, die Thatkraft und auch einige, wenn auch recht verworrene Kenntnisse der talmudischen Litteratur besaßen. Der begabteste unter ihnen war zweifellos der geistvolle Publizist Aron Bernstein, dessen jüdisches Wissen aber sehr mangelhaft war. Es entstand dadurch die Reformbewegung in Berlin, die nur deshalb solche Dimensionen annehmen konnte, weil sie den Reiz der Neuheit für sich hatte; andererseits hatten die orthodoxen Elemente der Gemeinde keine einzige vollkräftige Persönlichkeit, um dieses Phrasengewebe entzwei zu reißen. Man verketzerte die „Reformatoren“, statt ihre Lächerlichkeit, ihre Hohlheit und ihre Nichtigkeit mit der Kunst eines Aristophanes zu geißeln. Die unparteiische

Geſchichte wird über jenes nach jeder Richtung hin unfähige Geſchlecht ein hartes Urteil fällen.

Auch in der Großgemeinde Frankfurt entſtand in den vierziger Jahren eine weitgehende Reformbewegung. Dort ſtanden aber an ihrer Spitze Männer von Bedeutung, wie Markus Joſt und Kreizenach, die mit der Vollwichtigkeit ihres wiſſenſchaftlichen Rufes für die Sache der Reform eintraten. Sie hatten nur den einen Fehler, daß ſie feindſelig gegen den Talmud ſich zeigten und nicht einſehen konnten, daß dieſer beſtgehaßte Talmud das Prinzip der fortſchrittlichen Entwickelung des Judentums repräſentiert. Die Meinungen waren noch nicht geklärt und der von uns bereits dargelegte Standpunkt Geigers, auf der Baſis des Talmud fortbildend und nicht im Geiſte der Karäer rückbildend zu reformieren, hatte noch nicht die ihn gebührende Anerkennung gefunden. Überhaupt fehlte in der erſten Zeit der Reformbewegung jeder ſichere Plan und es dauerte lange, bis Syſtem in dieſe Beſtrebungen kam.

Man fand zu dieſem Zwecke den glücklichen Gedanken, in irgend einem Orte Deutſchlands eine Rabbinerverſammlung einzuberufen, die mit der Aufgabe betraut werden ſollte, „das Leben mit der Religion in Einklang zu bringen", wie die damals landläufige Redensart lautete. Weit wichtiger war natürlich die Frage, für die Reform eine einheitliche Grundlage zu ſchaffen, da ſonſt die Gefahr vorhanden war, daß in jeder größeren und auch kleineren Gemeinde der Ortsrabbiner auf eigene Fauſt ſich ſein Lokaljudentum konſtruieren würde.

Im ganzen ſuchten ſich damals drei Hauptſtrömungen unter den deutſchen Juden Geltung zu verſchaffen. Wir haben bereits die konſequente Richtung von der Fortentwickelung des Judentums nach der Auffaſſung Geigers kennen gelernt, ebenſo die gemäßigt liberale, vermittelnde Richtung Zacharias Frankels. Eine dritte, weitaus radikalere war jene Samuel Holdheims, der berufen ſchien, der Reformbewegung zum mindeſten eine wiſſenſchaftliche Grundlage zu geben und ſie von den ſchönrednerischen Phraſen

Sterns loszuſchälen. Er ſollte den Beweis dafür erbringen, daß eine an ſich nicht lebensfähige Erſcheinung auch durch die Anſtrengungen eines energiſchen und kühnen Geiſtes, der in Holdheim unleugbar wohnte, keine Lebensfähigkeit erhalten kann. So wie die Reform ins Leben gerufen ward, trug ſie den Keim der Verkümmerung in ſich und alle künſtlichen Aufpäppelungsverſuche konnten ihr keine Kraft verleihen.

Samuel Holdheim (geboren zu Kempen im Jahre 1806, ſtarb in Berlin 1860) war eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Judenheit während des neunzehnten Jahrhunderts. Er hatte viele Ähnlichkeit mit Jonathan Eibeſchütz, der um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſo viel von ſich reden machte. In der polniſchen Stadt Kempen, dem damaligen Dorado des ſpitzfindigen Talmudſtudiums, aufgewachſen, hat er bis zu ſeinem Mannesalter keine einzige lebendige Sprache, auch nicht die deutſche, beherrſcht. Er lebte ausſchließlich dem Talmudſtudium, und nicht einmal die Kenntnis der Bibel und der hebräiſchen Grammatik war zu jener Zeit unter den „Bachurim“ üblich. Seine Erziehung war daher eine möglichſt einſeitige, denn all dieſe Talmudjünger, die in der dumpfen Jeſchibah (Talmudhochſchule)-Atmoſphäre aufgewachſen ſind, kannten von Judentum nur die talmudiſche Scholaſtik; alle anderen Erſcheinungen der jüdiſchen Kultur blieben ihnen völlig fremd. Infolgedeſſen fehlte ihnen auch, was man vielleicht für unglaublich halten würde, das richtige Verſtändnis für den Talmud ſelbſt. So lange ſie die Bänke der Jeſchibah drückten und ſich in den pilpuliſtiſchen Spitzfindigkeiten der Aftertheologie ergingen, hielten ſie den Talmud für die Kunſt, der Logik eine Naſe zu drehen. Später aber, wenn ſie die Feſſeln ſprengten und ſich in Skeptiker verwandelten, hatten ſie nur Haß und Verachtung gegen den Talmud, den ſie für die Borniertheit ihrer Jugendlehrer verantwortlich machten. Aus dieſem Grunde entſtand in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts eine eigenartige Gruppe von Talmudanklägern, in der Regel

junge Männer, die nach harter Mühe und ſchweren Kämpfen der Jeſchibah entlaufen waren und einen erklärlichen Haß gegen den an ihrer verkehrten Erziehung gewiß unſchuldigen Talmud atmeten.

Einer dieſer Männer war auch Holdheim. Er hatte den Talmud eifrig ſtudiert, aber ihm ging die Kenntnis von der hiſtoriſchen Entwickelung des Judentums völlig ab. Und als er ſpäter, nachdem er bereits mit der Tochter eines Rabbiners verheiratet war, ſich die Kenntnis der deutſchen Sprache und ſomit die Fähigkeit angeeignet hatte, ſich über das Judentum freier zu informieren, verlor er den feſten Boden unter ſeinen Füßen. Er nahm zwar zuerſt das Rabbinat in der damals noch konſervativen Gemeinde Frankfurt a. O. an und konnte dort den orthodoxen Rabbiner ganz gut vorſtellen; aber ſein Herz und auch ſein Verſtand waren ſicherlich nicht mehr bei der althergebrachten Form des Judentums. Er folgte daher mit Freuden dem ihm gewordenen Ruf als Landrabbiner von Mecklenburg-Schwerin, wo den Juden von „Amtswegen“ die Reformerei aufgedrängt werden ſollte. Auch in dieſer Stellung widerfuhren ihm manche Schwierigkeiten, die ihn mit Mißmut gegen den Talmud und gegen die Orthodoxie erfüllen mußten, und ſo entwickelte er ſich in der Folge zu einem leidenſchaftlichen Bekämpfer des talmudiſchen Judentums, wie ihn die Geſchichte ſeit lange nicht kannte. Man darf wohl dieſen talmudfeindlichen Geiſt mit dem, welcher die Karäer im 8. und im 9. Jahrhundert beherrſcht, vergleichen; aber bei dieſem Vergleiche ſoll nicht außer acht gelaſſen werden, daß die Karäer im Grunde genommen von einer tiefen Religioſität ergriffen waren, ſo daß ſie den Talmud als das Prinzip des religiöſen Liberalismus vom Standpunkte der religiöſen Reaktion bekämpften. Bei Holdheim aber war das Judentum nur noch ein Opportunitätsglauben, von dem man blos ſo viel behalten ſollte, als unumgänglich notwendig war, um einem poſitiven Glauben anzugehören, ohne ſich der lutheriſchen Landeskirche anſchließen zu müſſen.

Nichtsdeſtoweniger wurde der Verſuch gemacht, zwiſchen den verſchiedenen Strömungen der Reformbewegung zu vermitteln. Im Jahre 1844 fand die erſte Rabbiner-Verſammlung in Braunſchweig ſtatt, die zwar nur von 22 Rabbinern beſucht war, aber doch anregend auf die deutſche Judenheit wirkte. Wenigſtens ſah ſich die orthodoxe Partei bemüßigt, gegen die Beſchlüſſe der Verſammlung zu proteſtieren. Für das folgende Jahr war die Verſammlung der Rabbiner nach Frankfurt a. M. berufen und auf dieſe lenkte ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit, auch in chriſtlichen Kreiſen, in erhöhtem Maße. Es hatten ſich nämlich unterdeſſen die Reformfreunde zu Berlin zu einer „Reform-Genoſſenſchaft“ zuſammen gethan, die von der nahe bevorſtehenden Rabbinerverſammlung ihr Schickſal erwartete: ob ſie nämlich als lokale Erſcheinung der preußiſchen Hauptſtadt iſoliert bleiben oder der Mittelpunkt einer in ganz Deutſchland zu verbreitenden Reformation des Judentums werden ſoll. Außerdem hatten diesmal die gemäßigt liberalen Rabbiner, Zacharias Frankel an ihrer Spitze, ihre Teilnahme an den Beratungen zugeſagt. Es war ſchon ein großer Fortſchritt im Sinne der Einigung aller liberalen Elemente, daß Frankel an einer Verſammlung teilnehmen wollte, die von Männern, zu denen auch Markus Joſt gehörte, einberufen worden war. Es war das erſtemal, daß es zu einer Klärung der Anſichten zwiſchen allen, im Prinzip nicht ſtarrorthodoxen Parteien kommen ſollte.

In der deutſchen Judenheit ſelbſt war die Reformpartei noch immer in der Minderheit. Nur in den größeren und bedeutenderen Gemeinden kam in jener Zeit die Mode auf, „Doktoren“ als Rabbiner zu berufen, deren Reformthätigkeit übrigens blos in der deutſchen Predigt und in der Untergrabung des Anſehens des Rabbineramts beſtand. Wäre ſomit die am 15. Juli 1845 in Frankfurt zuſammengetretene Rabbiner-Verſammlung von ſämtlichen Gemeinden Deutſchlands beſchickt worden, ſo hätte die konſervative Mehrheit ihr großes Übergewicht in der Judenheit zeigen können. Die Orthodoxen zogen es aber größten-

teils vor, die Rabbiner-Verſammlung von vornherein zu verketzern und die „Reformgenoſſenſchaft“ als eine „Genoſſenſchaft von Übelthätern“ zu erklären, mit der jede Diskuſſion ausgeſchloſſen ſei. Nur Frankel mit einem kleinen Anhange von Geſinnungsgenoſſen, welche die gemäßigt liberale Richtung vertraten, nahmen an den Beratungen teil. Sie waren aber in der Verſammlung in der Minderheit, was ſich gleich bei der Büreauwahl zeigte. Zum Präſidenten wurde der Rabbiner Leopold Stein von Frankfurt a. M. mit 14 gegen 13 Stimmen gewählt, zum Vicepräſidenten Abraham Geiger mit 16 Stimmen, zum erſten Schriftführer Markus Joſt mit 17 Stimmen und zum zweiten Dr. Samuel Hirſch (Luxemburg), der Verfaſſer des bekannten religionsphiloſophiſchen Werkes, mit 13 Stimmen. Zacharias Frankel und die gemäßigte Richtung wurden bei der Wahl übergangen.

Auf der Tagesordnung ſtanden mehrere Anträge, von denen die wichtigſten waren:

1. Abſchaffung des zweiten Feiertages der jüdiſchen Feſte;
2. Geſtattung der Orgel am ſabbatlichen und feſttäglichen Gottesdienſt;
3. Abänderung der bibliſchen und talmudiſchen Ehegeſetze (indirekt die Sanktionierung der Holdheimſchen Vorſchläge auf dieſem Gebiete);
4. Emanzipation der Frauen in religiöſer Beziehung;
5. Allmähliche Beſeitigung der hebräiſchen Sprache aus dem Gottesdienſt und dem Religionsunterricht.

Da die Mehrheit der verſammelten Rabbiner zu den genannten Vorſchlägen mehr oder weniger ſich zuſtimmend verhielten, ſo war vorauszuſehen, in welchem Sinne die Beſchlüſſe ausfallen würden. Von Berlin kam eine Deputation der Reformgenoſſenſchaft, die in ihrem Namen wie auch im Namen aller Anhänger einer „deutſch-jüdiſchen Kirche“ von der Verſammlung eine Sanktion ihrer Beſtrebungen erhofften. Die Herren Deputierten erklärten

aber dabei, daß die „deutsch-jüdische Kirche“ lediglich die Absicht habe, „von der Rabbiner-Versammlung eine allgemeine Anerkennung ihres Strebens und des diesem zu Grunde liegenden Prinzips zu erwirken, ohne auf irgend welche Einzelheiten einzugehen und mit dem unerschütterlichen Vorsatz, falls die Rabbiner-Versammlung sich den dem Reformvereine zu Grunde liegenden Prinzipien anzuschließen sich nicht veranlaßt sehen sollte, dennoch in Verfolgung der ursprünglich ausgesprochenen Absichten fortzufahren und keinesfalls von dem einmal Erkannten und als wahr Ausgesprochenen auch nur ein Jota fallen zu lassen.“ Man sieht, daß der Reformverein der Rabbiner-Versammlung eine gebundene Marschroute zu geben sich anmaßte.

Am zweiten Tage der Versammlung stellte noch Geiger den Antrag auf Errichtung einer jüdisch-theologischen Fakultät. Sonst bewegten sich die Debatten in dem Fahrwasser der ultraradikalen Reform, wobei von den jungen Rabbinern nicht einmal ein würdiger und ernster Ton eingehalten wurde. Zu einem Zusammenstoße zwischen der radikalen Mehrheit und der gemäßigt liberalen Minderheit sollte es aber erst im Laufe der folgenden Tage kommen, als über die Beibehaltung der hebräischen Gebetsprache beraten wurde.

Die von der Kommission der Plenarversammlung vorgelegte Frage lautete, ob die hebräische Sprache „objektiv“ bei dem öffentlichen Gottesdienste notwendig sei, das heißt, ob Talmud und spätere Decisoren (die sogenannten „Poskim“) die hebräische Gebetsprache für obligatorisch erklärten. In dieser Formulierung der Frage lag eine gewisse Engherzigkeit und auch eine Heuchelei. Denn mit einemmale, nachdem Talmud und „Poskim“ längst nichts mehr für die Reformfreunde galten, sollte eine solche Lebensfrage des Judentums einfach „nach den Akten“ entschieden werden. Frankel raffte sich auf, um mit der ganzen Wärme seiner religiösen Überzeugung gegen dieses einer Versammlung von Winkeladvokaten würdige Ver-

fahren zu proteſtieren; aber der Vorſitzende wies ihn an, zur Sache zu ſprechen. So kleinlich und engherzig war der Standpunkt der Mehrheit, daß ſie wie Shylock lediglich auf „ihren Schein“ beſtand. Frankel mußte ſich hiernach darauf beſchränken, die Notwendigkeit der Kenntnis der hebräiſchen Sprache mit den Sätzen zu verteidigen, daß wir ſonſt die Kenntnis der heiligen Schrift verlören, deren Inhalt wir unmöglich auch durch die beſte Überſetzung in ihrem urſprünglichen Sinne aufnehmen können. Er wies auf die alexandriniſche Glanzepoche des Judentums hin, in welcher trotz des unvergleichlichen Aufſchwunges, den die ägyptiſche Judenheit damals genommen, die hebräiſche Sprache vollkommen vergeſſen worden ſei, ſo daß ſelbſt Philon, dieſe liebenswürdigſte Erſcheinung der alexandriniſchen Epoche, kraſſe Irrtümer ſich habe zu Schulden kommen laſſen, die geradezu Lachen erregen. Dieſe gehaltvolle Rede trug dem ſo ernſt denkenden und wiſſenſchaftlich vorgebildeten Verteidiger der gemäßigt liberalen Richtung die Zurechtweiſung eines reformfreundlichen Rabbiners in der Verſammlung ein; „Frankel habe,“ ſo hieß es in der Erwiderung, „die Schranken der Diskuſſion überſchritten, und ſich in weitſchweifigen Phraſen bewegt, die er ſchon in ſeiner Zeitſchrift niedergelegt habe.“ Einhorn (der ſpäter in Amerika die Reformbewegung in Schwung brachte) war erſtaunt darüber, „daß Männer der Wiſſenſchaft überhaupt die Notwendigkeit der hebräiſchen Gebetſprache verteidigen könnten.“ Geiger meinte, und darin hatte er den Kern der Frage getroffen, die hebräiſche Gebetſprache ſei das Nationale im Judentum, und von dieſem Standpunkt aus ſolle die Sache behandelt werden: ob nämlich der jüdiſche Partikularismus fortbeſtehen oder in dem allgemein Religiöſen, im „allgemeinen Obſt“, wie Hegel ſarkaſtiſch zu ſagen pflegte, aufgehen ſolle. Auf dieſe Anregung antwortete tags darauf Frankel ſehr zutreffend, daß Geigers Bemerkung etwas enthalte, was vorſichtig hätte vermieden werden ſollen. „Es wurde überhaupt von mancher Seite die Klage vernommen, daß das Verlangen

nach Reformen auch zum Teil aus dem Wunſche nach Emanzipation hervorgehe und auf ſie einwirke; es müſſe als ſchädlich angeſehen werden, wenn man bei religiöſen Fragen zugleich geneigt ſei, das Nationale herbeizuziehen und an dieſem jene abzuwägen. Das Religiöſe müßte uns ein Lebendiges ſein, dem manche Opfer zu bringen oder einen Schein, und hier nur einen entfernten Schein, auf ſich zu ziehen man ſich nicht ſcheuen dürfe. Wenn wir das Hebräiſche mit aller Kraft beizubehalten wünſchen, ſo läge ihm eine auch nur im entfernteſten mit der Vaterlandsliebe kollidierende Nationalität nicht zu Grunde.... Wenn nun dieſe (die Nationalität) ſo ſcharf hervorgehoben wird — wird daraus nicht erklärt werden, daß die, welche im Gebete den Meſſias und die Erlöſung beibehalten wollen, dem Vaterlande nicht treu und anhänglich ſind? — Werden nicht hierdurch unſere Brüder verdächtigt werden, und mit welchem Unrecht! da wir doch feſt überzeugt ſind, daß ſie alle innig dem Vaterland anhängen.“ Auf die vonſeiten Geigers hingeworfene Bemerkung: es würde mit dem Judentum als Religion ſehr ſchlecht ſtehen, wenn ſeine Fortdauer von der hebräiſchen Sprache abhängig wäre, erwiderte Frankel: „Von der hebräiſchen Sprache allein iſt von keiner Seite behauptet worden; aber Religion iſt ein heiliges Band, das durch andere kleinere Bande, die zuſammen ein Ganzes bilden, befeſtigt wird. Iſt doch Religion etwas Inneres, Göttliches und in jedem Menſchen verbreitet, und doch bedarf ſie Anhaltspunkte, durch die ſie unterſtützt und erhalten wird.“ Man müſſe immer an den geiſtigen Entwickelungsgang der helleniſchen Juden denken, die, ohne Kenntnis der hebräiſchen Sprache, immer mehr ſich vom Boden des Judentums entfernten, bis ſie völlig zu der neuen Religion übergingen. „Wir haben keinen äußeren ſinnlichen Kultus, wir haben keine Kirchenmuſik, auch haben wir keine durch das Auge auf das Innere einwirkenden bildlichen Denkmäler. Die hebräiſche Sprache erweckt uns zur Andacht, verſetzt uns in eine höhere Stimmung, mahnt uns, daß wir uns von dem

äußeren Alltäglichen abwenden und in eine höhere Berührung mit dem höchsten Wesen kommen .... Sie ist unser Erbteil, unser Heiligtum, unser hohes Denkmal, unser teures Kleinod — liegt nicht in ihrer Erhaltung eine objektive Notwendigkeit?"*)

Die Mehrheit der Versammlung wollte sich aber nicht „sentimental stimmen lassen". Ein Redner meinte richtig, „die Sitzung erinnere an das Losreißen des Sohnes aus den Armen der Mutter," wo es ebenfalls Thränen geben müsse. Aber welcher Sohn des neunzehnten Jahrhunderts hält etwas auf solche „Sentimentalitäten"? Die radikalen Anhänger der Reform versteiften sich nun einmal darauf, sich nach der Entscheidung des Talmuds zu richten, und beschlossen, trotz der Ermahnung des Präsidenten, der in dieser Frage mit Frankel zusammenging — mit 15 gegen 13 Stimmen bei 3 Stimmenthaltungen —, die „objektive" Notwendigkeit der hebräischen Gebetsprache zu verneinen. Diese „Mehrheit" genügte den Radikalen, um über eine altehrwürdige Institution im Judentum, um über die Sprache Jesajahs und der Psalmisten, Salomo Ibn-Gabirols und Jehudah ha-Levis, welche die zerrissene Judenheit Jahrtausende hindurch zusammengehalten und in welcher unsere Vorfahren Jahrtausende hindurch ihr Leiden vor Gott geklagt und ihre Hoffnungen ausgedrückt, um über diese Sprache zur Tagesordnung überzugehen.

Und so blieb Frankel nichts übrig, als zurückzutreten und die Rabbiner-Versammlung zu verlassen. Er that dies, nachdem er nochmals versucht hatte, in einer längeren, inhaltvollen Rede die Versammlung vor ähnlichen Beschlüssen dringend zu warnen, die nur dazu beitragen könnten, das Judentum seiner Auflösung entgegen zu führen. Seinen Austritt erklärte er dann in einer längeren Zuschrift, die, durch die Zeitungen veröffentlicht, in der ganzen deutschen Judenheit eine lebhafte und nach-

*) „Orient" Jahrg. 1845 S. 242 ff., wo überhaupt die Debatten in der Rabbiner-Versammlung objektiv wiedergegeben sind.

haltige Erregung hervorrief. Die Worte Frankels fanden überall einen mächtigen Wiederhall; von allen Seiten kamen Zustimmungsadressen; in den konservativen Kreisen trat eine gewisse Bewegung hervor, indem sie sich durch das Auftreten Frankels gehoben und gestärkt fühlten. Die hochorthodoxen Elemente, die bisher selbst der gemäßigt liberalen Richtung Frankels gegenüber sich mißtrauisch verhalten hatten und deshalb mürrisch abseits gestanden waren, begrüßten ihn jetzt als den mutvollen Verteidiger des historisch gewordenen Judentums.

Die Rabbiner-Versammlung verlor durch das Ausscheiden Frankels jede Bedeutung; es waren in ihrer Mitte noch immer bedeutende, ja große Männer, wie Geiger, Holdheim, Philippsohn, Horxheimer u. a., aber indem sie sich zu einer einseitigen Stellung drängen ließ, verlor sie ihr Ansehen in der Judenheit, und ihre Beschlüsse konnten nirgends mehr ernst genommen werden. Selbst in ihren eigenen Gemeinden konnten sich die reformfreundlichen Rabbiner nicht zur Durchführung der von der Versammlung gefaßten Beschlüsse verpflichten. Wußten sie doch sehr gut, daß nur eine kleine Minderheit in jenen Gemeinden den Reformen in dem radikalen Zuschnitte, den sie in der Versammlung erhalten, freundlich gesinnt war. Hingegen fühlten sich die Anhänger der „deutsch-jüdischen Kirche“ in Berlin, Frankfurt und Breslau von der „Mäßigkeit“ der Versammlung sehr wenig erbaut. Sie traten mit einer Adresse an die versammelten Rabbiner heran, in der sie baten, die beratenden Herren mögen ja nicht „veraltete Bücher zu sehr zu ihren Führern nehmen.“ Es wurde zwar in der Versammlung der Wunsch laut, den Petenten wegen ihrer frechen Verhöhnung der Bücher, die der ganzen gesitteten Menschheit als heilig gelten, eine „kleine Mißbilligung“ zu teil werden zu lassen. Allein auch dazu kam es nicht, man sprach nur das Bedauern aus, die Zufriedenheit der „deutsch-jüdischen Kirche“ nicht erlangt zu haben, und die Versicherung, trotzdem auf dem als richtig erkannten Prinzipe zu beharren. So endete am 28. Juli

die Rabbiner-Verſammlung, auf die man ſo viele Hoffnung geſetzt, ohne auch nur eine derſelben zu erfüllen. Die Reform brach ſich wohl in manchen Gemeinden Bahn, aber ihr fehlte die Einheit des Zieles und jede ſichere Grundlage. In jeder Gemeinde „reformierten" Rabbiner und Vorſteher darauf los, wobei in der Regel dem Rabbiner nicht übrig blieb, als zu allen Wünſchen der allmächtigen Vorſteher ja zu ſagen. Das Rabbineramt verlor im Laufe der Zeit ſeine Bedeutung; das Laienelement, das wenig vom Judentum weiß, nahm in der Gemeindeverwaltung, auch wo es ſich um liturgiſche und gottesdienſtliche Einrichtungen handelte, überhand. In wenigen Jahren war das Zerſtörungswerk gründlich durchgeführt, ſo daß eine Reſtauration des Judentums in Deutſchland und im größten Teile Weſteuropas, wenn ſie dereinſt in Angriff genommen werden ſollte, nicht geringe Mühe koſten wird.

Im übrigen trat gleich darauf infolge der politiſchen Ereigniſſe eine völlige Abſpannung innerhalb der deutſchen und öſterreichiſchen Judenheit ein. Die Politik, deren Wogen ſehr hoch gingen, abſorbierte jedes Intereſſe und ließ auch die Teilnahme für die innere Ausgeſtaltung des Judentums und für die jüdiſche Wiſſenſchaft und Litteratur erkalten. Die Emanzipation der Juden nahm ihren Lauf durch alle Kulturſtaaten; ſie pochte ſelbſt an die Thore Rußlands, wo ſie ebenfalls Ausſicht hatte, Einlaß zu finden. Da kam der Rückſchlag im Jahre 1878 — deſſen Symptome in Deutſchland ſchon ſeit 1876 zu ſehen waren —; eine rückſichtsloſe Reaktion auf politiſchem Gebiete, deren erſte Opfer die eben erſt zu ihrer bürgerlichen Gleichberechtigung gelangten Juden ſein mußten, nahm ihren Siegeslauf durch Europa, und ihre Folgen für die politiſche und ſociale Entwickelung der Völker Europas, wie auch für die Stellung der Juden in dieſem Weltteile ſind zur Zeit nicht abſehbar.

Vierter Abschnitt.

Politische Wandlungen.

Dem unvergeßlichen Gabriel Rießer gebührt das Verdienst, die Sache der Emanzipation der Juden an die der allgemeinen politischen Freiheit geknüpft zu haben; er hat somit die endliche Gleichstellung der Juden auf das Programm des Liberalismus gesetzt. Er that dies im Widerspruche zu den süddeutschen „Liberalen", zu den Wöllker, Rotteck, Gutzkow und Genossen, die sich in ihrem mittelalterlichen Judenhasse mit den junkerlichen Hintermännern der „Kreuzzeitung" zusammenfanden. Der norddeutsche Liberalismus nahm die politische Gleichheit aller Bürger ohne Unterschied des Glaubens in sein Programm auf, um sie, wenigstens formell, bis auf den heutigen Tag zu verteidigen.

Dasselbe geschah auch in Österreich, wo man sich ebenfalls um die judenfeindliche Gesinnung der süddeutschen „Liberalen" nicht viel kümmerte und deshalb die jüdischen Publizisten in die Reihen der Freiheitskämpfer aufnahm. Den Juden wäre es am letzten zu verargen, daß sie sich auf dem europäischen Kontinente der demokratischen Bewegung in die Arme geworfen; bot doch diese die einzige Möglichkeit, endlich aus dem unwürdigen bürgerlichen Verhältnis herauszukommen. In England, wo man die Juden früher und ohne Vorbehalt emanzipierte, hörten sie auf, eine einseitige politische Richtung zu verfolgen. Die Londoner City wählte in den dreißiger Jahren Sir

Lyonel Rothſchild zu ihrem Vertreter im Hauſe der Commons, und als deſſen Eintritt in das Parlament wegen der chriſtlichen Eidesformel ſich als unmöglich herausſtellte, wählten ihn die chriſtlichen Mitbürger ſo oft, bis die Regierung nachgeben und ihre Zuſtimmung zur Abänderung der Eidesformel für die jüdiſchen Volksvertreter erteilen mußte. Dasſelbe geſchah ſpäter auch für das Haus des Lords. Seitdem haben die Juden in England, dem einzigen Staat in Europa, wo ihre Gleichberechtigung nicht nur politiſch, ſondern auch in ſocialer Beziehung vollkommen durchgedrungen iſt, aufgehört, als ſolche einer beſtimmten Partei anzugehören. Man findet Juden in den Reihen der Tories wie der Whigs und der Radikalen.

Die Stellung der Juden in den weſteuropäiſchen Staaten konnte man deutlich im Jahre 1840 anläßlich der traurigen Damaskus-Affaire überblicken. Im Winter des genannten Jahres (5. Februar) verſchwanden in dieſer aſiatiſchen uralten Stadt, die damals von etwa 20000 Juden bewohnt war, der Guardian eines dortigen Kapuzinerkloſters und ſein Diener. Bei den Sicherheitsverhältniſſen, die damals dort herrſchten, war dieſes an und für ſich gar nicht auffallend. Es hieß auch, der Pater und ſein Diener ſeien das Opfer eines fanatiſchen Muſelmanen geworden, deſſen Glauben der erſtere beſchimpft haben ſollte, was bei der unanſtändigen Lebensweiſe des verſchwundenen Kapuziners höchſt wahrſcheinlich klang. Der franzöſiſche Konſul in Damaskus, Ratti-Menton, eine übelbeleumundete Perſönlichkeit, hielt es jedoch für geratener, den Verdacht auf die Juden zu lenken, da der Mord ja vor den jüdiſchen Oſterfeiertagen ſtattgefunden hatte. Da die Provinz Syrien damals mit dem ägyptiſchen Reich unter der Regierung des kriegstüchtigen Mohamed Ali vereinigt war, und letzterer wiederum in ſeinen Angriffen auf die Türkei von Frankreich gegen die anderen Mächte unterſtützt wurde, ſo fiel es Ratti-Menton nicht ſchwer, die Behörden für ſein Vorhaben zu gewinnen. Mehrere angeſehene Juden wurden verhaftet und im Gefängniſſe gefoltert; einige erlagen den

Folterqualen, das Judenquartier in Damaskus wurde vom Pöbel geplündert. An der Spitze dieses scheußlichen Treibens gegen die Juden stand der Vertreter der französischen Nation, die, nach einem damals aufgekommenen Worte, „an der Spitze der Civilisation" marschierte. Hingegen stand der österreichische Konsul Merlato, der von der Unschuld der gefolterten Gefangenen fest überzeugt war, unerschütterlich auf der Seite des Rechtes und kämpfte mit seltenem Mute gegen den mordgierigen Ratti-Menton, dem es eine besondere Genugthuung bereitete, auf Grund der auf der Folter erpreßten Aussagen ein Todesurteil gegen die des „Ritualmordes" beschuldigten Juden erwirkt zu haben.

Dieser Vorfall erregte aber in Europa großes Aufsehen. Bei der Spannung, die damals in Bezug auf die Entwickelung der Orientfrage herrschte, konnte ein solches Ereignis nicht verfehlen, das Gesprächsthema der abendländischen Politiker zu werden. Im Grunde genommen, handelte es sich nicht um die Juden, sondern um die Politik des mit den Jesuiten liebäugelnden Thiers, der Frankreichs Ansehen und Frankreichs Macht im Orient verstärken wollte. Dieser in Intriguen groß gewordene Staatsmann konnte es mit seinem Gewissen vereinigen, unschuldige Juden zu opfern, um die allmächtigen Jesuiten in Frankreich für sich und für seine abenteuerliche Orientpolitik günstig zu stimmen. Hingegen schloß sich der englische Konsul dem österreichischen Kollegen an, da auch ihm klar wurde, welches Bubenstück hier inszeniert war.

Die europäischen Juden, namentlich die in Frankreich und in England, besaßen aber bereits Selbstbewußtsein und Solidaritätsgefühl genug, um gegen die schurkischen Intriguen Ratti-Mentons anzukämpfen. Trotzdem sich Thiers weigerte, seinen jesuitischen Schützling preiszugeben, trat Adolf Cremieux (dessen Name damals in der Judenheit einen großen Klang erhielt) mit der größten Energie gegen dieses Morden auf. Obwohl die katholische Presse die öffentliche Meinung zu Gunsten Ratti-Mentons

unaufhörlich bearbeitete und sich nicht scheute, die schamlosesten Lügen über die Vorgänge in Damaskus zu verbreiten, waren doch die gebildeten Franzosen auf seiten der unschuldigen Opfer orientalischer Barbarei, während das offizielle Frankreich allerdings mit den Schergen Mohamed Alis Hand in Hand ging.

In England hingegen war die öffentliche Meinung den Juden durchaus günstig. Es fanden in den meisten größeren Städten des Inselreiches imposante Kundgebungen statt, an denen die angesehensten wie die geringsten Männer aus dem Volke teilnahmen, um den verfolgten Juden ihre volle Sympathie und dem jüdischen Glauben überhaupt die größte Hochachtung auszudrücken. Als Moses Montifiore sich anschickte, auf einer von der Königin ihm zur Verfügung gestellten Yacht nach der ägyptischen Hauptstadt zu gehen, begleiteten ihn die besten und aufrichtigsten Wünsche der ganzen englischen Nation, die sich bei jener traurigen Gelegenheit aufs edelste und hochherzigste benahm.

Auch die deutschen und österreichischen Juden, bis tief hinein in Polen, fühlten sich eins mit ihren leidenden und gefolterten Glaubensgenossen. Die reichen Juden beteiligten sich an Geldsammlungen zu Gunsten der unglücklichen Opfer und an sympathischen Kundgebungen für Montifiore und Cremieux, welche die mit dieser Reise verbundene Gefahr nicht gescheut hatten, um die Ehre Israels zu retten.*) In

*) Grätz erhebt gegen Gabriel Rießer den Vorwurf, daß sich dieser nicht ebenfalls der Deputation angeschlossen. Gewiß wäre unser Rießer eine Zierde dieser Deputation gewesen, nur wissen wir nicht, wen er in Kairo hätte vertreten dürfen. Cremieux ging als französischer Staatsbürger, dem die Regierung, wenigstens öffentlich, keine Hindernisse in den Weg legen durfte; Montifiore that dies als englischer Staatsbürger, der auf Schritt und Tritt bei seiner heimatlichen Behörde Unterstützung fand. Hingegen konnte Rießer bloß als bürgerlicher Parta von Hamburg nach der Hauptstadt Ägyptens kommen. Ob dies Mohamed Ali besonders imponiert hätte? Es gab damals leider noch keine Großmacht Deutschland, und noch viel weniger eine bürgerliche Gleichberechtigung der Juden in den meisten „deutschen Staaten."

allen Gemeinden ſprach man für die edlen jüdiſchen Sendboten den Segen und wetteiferte an Kundgebungen der Sympathie und der Verehrung für ſie.

Dieſes einmütige und mutige Vorgehen der geſamten Judenheit blieb auch nicht erfolglos. Mohamed Ali ließ ſich von der Unſchuld der verhafteten Juden überzeugen und ordnete ihre Freilaſſung an, zur größten Genugthuung der geſtändigen muſelmaniſchen Bevölkerung, welche niemals an die Schuld der Gefolterten geglaubt hatte. Als Montifiore und Cremieux von ihrer Reiſe nach Europa zurückkehrten, waren ſie auf allen Stationen der Gegenſtand großer Ovationen. Es hatte ſich glücklicher Weiſe trotz alledem gezeigt, daß die Wiederkehr des Mittelalters in unſerem Jahrhundert doch nicht ſo leicht möglich iſt.

Das fünfte Decennium unſeres Jahrhunderts bildete überhaupt einen Wendepunkt in der Geſchichte der Emanzipationskämpfe der europäiſchen Judenheit. Während ſie in England und in Frankreich bereits ihre völlige Gleichſtellung erlangt hatte, trat ſie in den anderen Staaten unter nicht ungünſtigen Ausſpicien dafür in den Kampf. Namentlich in Mittel- und Oſteuropa wurden die Beſtrebungen zu Gunſten der Emanzipation der Juden immer energiſcher, da auch die gebildeten und freiheitliebenden Chriſten an ihnen teilnahmen. In den letzten Jahren vor der Revolution, die nachher ganz Europa durchzog, wurde es bei allen um Volksfreiheit kämpfenden Patrioten zur Überzeugung, daß ohne Gleichſtellung aller Bürger die Freiheit dauernd nicht möglich ſei. Was Gabriel Rießer für ganz Deutſchland that, geſchah in Preußen von ſeiten des charakterfeſten Johann Jakoby, der in den vierziger Jahren ein Vorkämpfer des Liberalismus im preußiſchen Staate wurde und allen, ſelbſt ſeinen politiſchen Gegnern, durch ſeinen lauteren Charakter und ſeine unerſchütterliche Wahrhaftigkeit Achtung abzwang. An der Spitze der liberalen Bewegung ſtanden überhaupt mehrere durch edle Charaktereigenſchaften ausgezeichnete Juden. Mag man heutzutage die politiſche Bewegung jener Jahre in manchem Punkt als eine Ver-

irrung bezeichnen, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß die Juden damals die größte Berechtigung hatten, sich jener Bewegung anzuschließen.

Aller Augen waren in jenen Jahren in Preußen auf den am 3. Februar 1847 zusammengetretenen Vereinigten Landtag gerichtet, mit dem König Friedrich Wilhelm IV. dem allgemeinen Verlangen nach konstitutionellen Einrichtungen teilweise entgegenzukommen meinte. Übrigens hatte der Vereinigte Landtag bekanntlich keine gesetzgebende Kraft; er sollte nur beraten und Vorschläge machen. In Bezug auf die bürgerliche Stellung der Juden in Preußen brachte die Regierung eine Gesetzesvorlage ein, die zwar im Vergleich zu den bis dahin geltenden Bestimmungen immerhin einen Fortschritt bedeutete, aber eine allgemeine politische Gleichberechtigung der Juden nicht aussprach. Diese Vorlage rief in der Kammer eine große Bewegung hervor. Es wurden von der einen Seite Stimmen gegen die Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Juden laut; angesehene Abgeordnete, darunter hochadelige Landräte und Bürgermeister, stellten aber auch von der anderen Seite den Antrag, die Juden völlig zu emanzipieren. Die Debatte über diesen Gegenstand nahm viele Tage in Anspruch und verlief mitunter sehr stürmisch. Das Herrenhaus hatte nicht üble Lust, die Juden von dem Militärdienst zu „befreien", um ihnen jeden Anspruch auf politische Rechte zu nehmen. Am 14. Juni erklärte der Staatsminister v. Thile, „daß der Jude an und für sich kein Vaterland haben könne, als das, worauf ihn sein Glauben hinweist; Zion sei das Vaterland der Juden", und wenige Tage darauf (am 17. Juni) verstieg sich sein Kollege v. Bodelschwingh zu der Äußerung: „Die Juden sind Fremdlinge in unserem Lande und werden es so lange bleiben als sie wirklich Juden sind."

Diese Worte riefen einen Sturm der Entrüstung unter den Juden Deutschlands hervor, denen sich aber auch viele christliche Kreise anschlossen. Von allen Orten regnete es Protestkundgebungen gegen diese Verunglimpfung der Juden und

gegen die Verdächtigung ihrer patriotiſchen Geſinnung. Vorurteilsloſe und liberal denkende Chriſten unterzeichneten jene Proteſtadreſſen mit. Zur Abwehr der von den Staatsminiſtern ausgegangenen Angriffe fanden ſich im Hauſe ſelbſt hochangeſehene Männer, ſo z. B. Graf Renard, Herr v. Gottberg, Herr v. Putkamer und andere. Endlich kam das „Geſetz über die Verhältniſſe der Juden“ vom 23. Juli 1847 zuſtande, das, wenn es auch manche Milderung der früheren Zuſtände brachte, ein Muſterbild von verklauſelten Verſprechungen bot, in dem der Nebenſatz oft den Hauptſatz aufhob. So lautete der erſte Paragraph anmutig genug: „Unſeren jüdiſchen Unterthanen ſollen, ſoweit dieſes Geſetz nicht ein anderes beſtimmt, im ganzen Umfange unſerer Monarchie neben gleichen Pflichten auch gleiche bürgerliche Rechte mit unſeren chriſtlichen Unterthanen zuſtehen.“ Der zweite Paragraph lautete aber: „Zu einem unmittelbaren oder mittelbaren Staatsamte, ſowie zu einem Kommunalamte, kann ein Jude nur dann zugelaſſen werden, wenn mit einem ſolchen Amte die Ausübung einer richterlichen, polizeilichen und exekutiven Gewalt nicht verbunden iſt. Außerdem bleiben die Juden allgemein von der Leitung und Beaufſichtigung chriſtlicher Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten ausgeſchloſſen. An Univerſitäten können Juden, ſoweit die Statuten nicht entgegenſtehen,*) als Privatdozenten, außerordentliche und ordentliche Profeſſoren zu ſprachwiſſenſchaftlichen Lehrfächern zugelaſſen werden. Von allen übrigen Lehrfächern (auch von juriſtiſchen!), ſowie von dem akademiſchen Senat und den Ämtern eines Dekans, Prorektors und Rektors bleiben ſie ausgeſchloſſen.“ Ähnliche Beſchränkung enthielt auch der § 3, der den Juden die Pflicht auferlegt, für die Erhaltung der Kirchen beizutragen. Man

*) Es kam ſomit nur die Univerſität zu Berlin in Betracht, deren Statuten allein damals die Juden von dem Lehrfach nicht ausſchloſſen; die anderen fünf Univerſitäten, die Preußen damals noch beſaß, hatten Statuten, welche den Juden den Eintritt in den Lehrkörper verſchloſſen.

kann nun daraus ermeſſen, wie weit die „gleichen Rechte“ der „jüdiſchen Unterthanen“ gingen.

Eine Hauptbeſchränkung blieb übrigens auch bezüglich der Juden im Herzogtum Poſen beſtehen, von denen ein großer Teil als „nicht naturaliſiert“ galt. Daß dieſes Geſetz ſomit für die Juden Preußens wenig befriedigend war, können wir uns wohl denken.

Nichtsdeſtoweniger waren die Verhältniſſe der Juden in Preußen und im übrigen Deutſchland noch immer weit günſtiger als die ihrer Glaubensgenoſſen in den „öſterreichiſchen Staaten“, wo die bereits geſchilderten Vexationen und Beſchränkungen bis zum Ausbruche der März-Revolution unverändert blieben. Auch nicht um ein Jota wollte Metternich, der in der letzten Zeit ſeiner Wirkſamkeit eine kindiſche Furcht vor jeder „Neuerung“ empfand, von den engherzigen und drückenden Verordnungen in Bezug auf die Juden abweichen. Jede Äußerung gegen dieſe unwürdigen Zuſtände wurde polizeilich unterdrückt, wie überhaupt das vormärzliche Öſterreich, innerlich durch und durch morſch, keine andere Regierungskunſt kannte als Cenſur, polizeiliche Verbote, Feſtungshaft, polizeiliche Abſchiebungen und ähnliche Maßregeln, mit denen man alle gerechten und logiſchen Forderungen der nach politiſcher Freiheit ringenden Staatsbürger zu beantworten pflegte.

Da brachen die Stürme des Jahres 1848 aus und ſchafften Wandlung.

Die Februar-Revolution in Paris, die den Thron der Orleaniden in Frankreich im Nu weggefegt hatte, trat alsbald die Reiſe um Süd- und Mitteleuropa an; am meiſten wurde von den Stürmen erfaßt: Deutſchland, Öſterreich-Ungarn und Italien. Es lag damals eine gewitterſchwangere Luft über Europa, und die Nachricht von den Vorgängen in Paris mußte wie ein Blitz einſchlagen. Wien und Berlin wurden die Stätten großer Umwälzungen und heftiger Zuckungen, deren Einzelheiten zu erwähnen nicht Sache der jüdiſchen Geſchichtsſchreibung ſein kann. Auch in Ungarn und in ganz Italien tobte der Sturm

der Volkserhebung, während in Frankfurt a. M. das erſte deutſche Reichsparlament tagte, um die politiſche und nationale Neugeſtaltung Deutſchlands zu beraten, Deutſchlands Einheit und Größe wieder herzuſtellen. Alle dieſe Vorgänge betrafen mehr oder weniger auch die politiſche Stellung der Juden. Jüdiſche Patrioten nahmen an den Kämpfen für die Freiheit und Einigung Deutſchlands teil; auch in Öſterreich und Italien ſchloſſen ſich die Juden der Volksſache an. Eine kräftige Widerlegung der angeblich internationalen vaterlandsloſen Geſinnung der Juden finden wir in ihrer Beteiligung an der nationalen Erhebung in Ungarn und in Italien. Während jüdiſche Patrioten in letztgenanntem Lande mit Gut und Blut für die Freiheit Italiens kämpften, traten jüdiſche Freiwillige aus Öſterreich in die Armee Radetzkys zur Niederwerfung des Volksaufſtandes in Oberitalien. In Ungarn nahmen die Juden hervorragenden Anteil an den Freiheitskämpfen des tapferen Ungarnvolkes gegen den ſchwarzgelben Deſpotismus; ſelbſt Rabbiner verließen ihre Kanzel, um mit in den Krieg zu ziehen. Als das ſchöne Land der Reben von den vereinigten öſterreichiſchen und ruſſiſchen Armeen erobert ward, züchtigte Haynau die größeren jüdiſchen Gemeinden ſehr empfindlich, indem er ihnen große, faſt unerſchwingliche Kontributionen auferlegte. Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die Juden auch an den Ausſchreitungen der Revolution ihren Anteil hatten; in Wien wurde am 23. November 1848 neben dem proteſtantiſchen Becher, dem bekannten Muſikſchriftſteller, auch der hoffnungsvolle Hermann Jellinek, der Bruder des unvergeßlichen Predigers Adolf Jellinek, ſtandrechtlich erſchoſſen.

Das „tolle Jahr“ brachte ſomit den Juden in Mittel- und Südeuropa die bürgerliche Gleichberechtigung, da dies vom Standpunkte der Demokratie als ſelbſtverſtändlich galt; indeſſen trat bald darauf die politiſche Reaktion ein, welche einen großen Teil der liberalen Errungenſchaften aus dem Jahre 1848 annullierte. Wenn auch die politiſche Gleichberechtigung der Juden nicht direkt aufgehoben wurde und

namentlich in Preußen der erſte Punkt der ſpäter aufoktroyierten Verfaſſung die Gleichheit aller Bürger garantierte, ſo zeigte es ſich bald, wie wenig die politiſche Emanzipation ohne die ſociale wert ſei. Erſt in den ſechziger Jahren begann in Europa eine liberalere Auffaſſung ſich Bahn zu brechen, die auch den Juden zu gute kommen ſollte.

In dem Staate, in welchem die Juden am meiſten rechtlos geblieben, in Rußland trat mit der Regierungszeit des humanen Kaiſers Alexander II. ein günſtiger Wendepunkt für die vier Millionen Juden ein, welche in dieſem weiten Nordreiche wohnen. Nikolaus I. hatte verſucht, die Juden in Rußland gewaltſam „freiſinnig", nicht etwa frei zu machen. Er führte die polizeiliche „Aufklärung" für ſeine jüdiſchen Unterthanen ein, mit welcher oft auch Zwangstaufen verbunden waren. Er ließ jüdiſche Knaben im zarteſten Alter in die Militärkolonnen einreihen, Rabbinerſchulen errichten, aus denen nicht etwa jüdiſche Gelehrte, ſondern polizeiliche Aufpaſſer für die Regierung hervorgehen ſollten. Neben dieſen „fürſorglichen" Maßregeln, die Juden „aufgeklärt" zu machen, wurden gegen ſie die gehäſſigſten Beſchränkungen ins Leben gerufen, ſo daß das Regierungszeitalter Nikolaus I. für die ruſſiſchen Juden eine ſehr traurige Epiſode bildete, die erſt nach dem Krimkriege, mit dem Anbruche der „liberalen Ära" in Rußland, ihren Abſchluß fand.

Wurden auch nicht mit der Thronbeſteigung Alexander II. die judenfeindlichen Beſtimmungen in Rußland geſetzlich beſeitigt, ſo trat doch eine mildere Praxis ein; man drückte von ſeiten der Regierung ein Auge zu und ließ die Juden unbehindert ſich kulturell und ökonomiſch entwickeln. Von Regierungswegen geſchah ſogar manches zu dieſem Zweck. Namentlich ſah man es von oben ſehr gern, daß die ruſſiſchen Juden in Lebensgewohnheiten und Sitten ſich der ruſſiſchen Bevölkerung näherten; man unterſtützte die jüdiſchen Volksſchulen, insbeſondere Ackerbauſchulen, und förderte Kunſt und Wiſſenſchaft unter ihnen. Mittels der hebräiſchen Sprache,

die dort in vielen Kreiſen der jüdiſchen Bevölkerung die einzige Bildungsſprache iſt, wurde ihnen europäiſche Bildung zugeführt; man förderte und unterſtützte wirkſam vortreffliche Überſetzungen geſchichtlicher, geographiſcher, naturwiſſenſchaftlicher und philoſophiſcher Schriften. Zu dieſem Zwecke ward in Petersburg eine „Geſellſchaft zur Verbreitung der Kultur unter den ruſſiſchen Juden“ ins Leben gerufen, die ſich des Wohlwollens und der Unterſtützung der Regierung erfreute. Begabte Jünglinge wurden mit Stipendien bedacht, damit ſie ſich den gelehrten Fächern widmeten. Auch in ſocialer Beziehung wurde eine Annäherung zwiſchen Juden und Chriſten angebahnt, die bereits gedeihliche Fortſchritte machte.

So begann das achte Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts unter günſtigen Auſpizien für die Juden. In ganz Europa — etwa nur mit Ausnahme Rumäniens — war in allen Staaten die Geſetzgebung beſtrebt, die Juden politiſch zu emanzipieren, und auch die ſociale Emanzipation vollzog ſich allmählich. Die norddeutſche Reichsverfaſſung, die ſpäter auf das ganze deutſche Reich ausgedehnt wurde, beſeitigte jede geſetzliche Beſchränkung der Juden in Deutſchland. In Öſterreich begann im Jahre 1867, nachdem die Reaktion bei Königgrätz eine beſchämende Niederlage erlitten hatte, die Ära des liberalen Staatsgedankens, in der die beſchränkenden Beſtimmungen gegen die Juden, ſoweit ſie in der Epoche der Reaktion wieder ins Leben getreten waren, völlig beſeitigt werden mußten. Ungarn erhielt ſeine ſtaatliche Autonomie, und die Juden, die für die nationale Unabhängigkeit des magyariſchen Volkes ſo viele Opfer gebracht, wurden, nachdem ſich die Krone mit dem Volke ausgeſöhnt hatte, der über das Land nunmehr ſich ergießenden Wohlthaten in reichlichem Maße teilhaftig. In dem befreiten und vereinigten Italien, wo allerdings die Juden nur in minimaler Zahl wohnen, erhielten ſie ebenfalls mit dem Siege der piemonteſiſchen Waffen das uneingeſchränkte Bürgerrecht; am 20. September 1870 wurde Rom von den königlichen Truppen beſetzt und die Mauern

des dortigen Ghetto, in dem die Juden in der letzten Zeit unter der Herrschaft des Kirchenstaates wie in einem Zwinger zusammengepfercht lebten, gesprengt.

Seit der Begründung des neuen Deutschen Reiches begann die Herrschaft der liberalen Ideen in fast allen europäischen Staaten, der sich selbst solche, die in der Kultur erheblich zurückgeblieben waren, nicht ganz zu entziehen vermochten. Es gehörte in allen gebildeten Kreisen zum guten Tone, den religiösen Fanatismus zu perhorrescieren, jede Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, namentlich gegen solche, die sich in der Minderheit befinden und in keinem Falle nach anmaßlicher Herrschaft streben, für eine mittelalterliche Brutalität zu erklären, deren sich ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts nicht schuldig machen dürfe, sofern er sich nicht mit den humanen Zeitideen in Widerspruch setzen will. Welcher Geist gleich nach der wiederhergestellten Einheit und Größe Deutschlands in den allermeisten Kreisen des deutschen Volkes, namentlich unter den gebildeten und wohlhabenden Schichten der Bevölkerung herrschte, konnte man damals deutlich anläßlich eines Konflikts erkennen, der zwischen dem evangelischen Ober-Kirchenrat und den Vertretern der jüdischen Gemeinde in Berlin entstanden war und einen eigenartigen Verlauf genommen hatte. Die Einzelheiten dieser Kontroverse sind interessant genug und verdienen hier erwähnt zu werden.

Seit dem Jahre 1847 war bereits der Übertritt von einer der christlichen Kirchen zum Judentum in Preußen gestattet. Daß dieses bei der geistlichen christlichen Behörde Anstoß erregen mußte, läßt sich leicht erklären und auch entschuldigen. Es hätte nur die Gerechtigkeit erfordert, daß in jenen Kreisen der Übertritt vom Judentum zum Christentum nicht anders beurteilt würde. Andererseits läßt sich auch nicht verkennen, daß in einem Staate, wo die Bekenner verschiedener Konfessionen unter einander wohnen, ein solches „Freizügigkeitsgesetz" auf religiösem Gebiete unentbehrlich erscheint. Die geistlichen Behörden dürfen ja gegen den Glaubenswechsel ihrer Religionsangehörigen mit

Ermahnung vorgehen, ſofern dadurch nicht der interkonfeſſionelle Friede im bürgerlichen Leben geſtört wird.

Anfangs des Jahres 1871 fand es aber der evangeliſche Ober-Kirchenrat in Berlin für paſſend, an die evangeliſchen Gemeinden einen Erlaß zu richten, welcher vom „Übertritt zum Judentum" handelte und worin den Geiſtlichen aufgegeben wurde, bei einem jeden bekannt werdenden derartigen Falle der Gemeinde die „ſchmerzliche Mitteilung" zu machen, daß ein Mitglied der chriſtlichen Kirche, indem es ſich dem Judentum zugewendet, die Ermahnung des Apoſtels unbeachtet gelaſſen, die da lautet: „So beſtehet nun in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreit hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtiſche Joch fangen."

Die Bezeichnung des Judentums als das „knechtiſche Joch" erregte damals, da man an eine derartige gehäſſige Sprache nicht mehr gewöhnt war, unliebſames Aufſehen Der Vorſtand der jüdiſchen Gemeinde zu Berlin ſah ſich veranlaßt, unmittelbar nach dem Erſcheinen des genannten Erlaſſes in den öffentlichen Blättern unter dem 20. Februar einen Proteſt abdrucken zu laſſen, in welchem darüber das Bedauern ausgedrückt wurde, daß „von einer ſo hochgeſtellten geiſtlichen Behörde Haß und Feindſchaft gegen die Juden, die Bürger desſelben Staates, die mit gleicher Hingebung im Vaterlande wirken und für dasſelbe Gut und Blut willig darbringen, neu geweckt wird." Der Proteſt ſchloß mit der Bemerkung, der Vorſtand der jüdiſchen Gemeinde lebe auch ferner „der frohen Überzeugung, daß unſere chriſtlichen Mitbürger, weit entfernt, die gehäſſige Geſinnung, welche der Erlaß bloßgelegt, zu teilen und zu billigen, im Gegenteil dieſelbe entſchieden von ſich weiſen. Die Annäherung unter den Bekennern der verſchiedenen Konfeſſionen wird, trotz allen Gegenbemühungen, ihren ruhigen und ſicheren Fortgang nehmen."

Dieſe entſchiedene Sprache der Vertreter der jüdiſchen Gemeinde gegen die Verunglimpfung des Judentums fand unter den gebildeten Chriſten ſelbſt lebhafte Zuſtimmung.

Am 25. Februar erließ eine Anzahl angesehener, im öffentlichen Leben stehender christlicher Bürger der Hauptstadt folgende zustimmende Erklärung:

„Dank und Anerkennung dem Vorstande der hiesigen jüdischen Gemeinde für seinen, unter dem 20. d. M. erlassenen, von tiefem Schmerz und sittlicher Entrüstung zeugenden Protest gegen die, auf Anordnung des evangelischen Ober-Kirchenrats vom Königlichen Konsistorium der Provinz Brandenburg ergangene Bekanntmachung, „den Übertritt vom Christentum zum Judentum" betreffend.

„Wir, die Unterzeichneten, wenden uns, wie gewiß der überwiegend größte Teil unserer christlichen Mitbürger, von jener „Bekanntmachung" ihrem ganzen Inhalte nach mit einem kaum näher zu bezeichnenden Gefühle ab. Wir versichern dem geehrten Vorstande, dessen Glaubensgenossen unserer Bürgerschaft jederzeit in allen Werken der Liebe und der Humanität ein hell und weit leuchtendes Beispiel geben, daß derselbe unter allen Umständen die in seinem so würdigen Protest ausgesprochene Überzeugung festhalten darf:

„Daß ihre christlichen Mitbürger, weit entfernt die gehässige Gesinnung, welche der Erlaß bloßlegt, zu teilen und zu billigen, im Gegenteil dieselbe entschieden von sich weisen." "*)

*) Unterfertigt war diese Kundgebung von: A. Frantzel. Friedberg, Stadtrat. Gesenius, Stadtrat. Dr. Göschen, Stadtverordneter. Haak, Stadtrat. von Hönnig, Stadtrat. Gustav Jürst, Stadtverordneter. Dr. Kletke. Dr. Körte, Bürgerdeputierter. Kühn, Stadtverordneter. Kunz, Stadtrat. Le Coq, Stadtverordneter. Robert Leopold. Löwe, Stadtrat. Paul Mendelssohn-Bartholdy, Geheimer Komm.-Rat und Stadtrat. R. Parisius. Romstädt, Stadtverordneter. Rosenthal, Stadtverordneter. Runge, Stadtrat. J. G. L. Schäffer, Stadtverordneter. Voigt, Stadtverordneter. Dr. Weber, Stadtrat. F. A. Zacharias. Zelle, Stadtrat.

Der Eindruck dieſer öffentlichen Erklärung war ſeiner Zeit ein ſo nachhaltiger, daß man ſich bald darauf von ſeiten der evangeliſchen Kirchenbehörde genötigt ſah, der Sache eine andere Deutung zu geben und in Abrede zu ſtellen, in dem genannten Erlaſſe die Abſicht gehegt zu haben, „das Judentum zu ſchmähen oder gar zum Haß und zur Verachtung gegen ſeine Bekenner aufzureizen.“ Es ging damals ein Geiſt der religiöſen Toleranz und der reinen Menſchenliebe durch das geeinigte Deutſchland, deſſen Macht ſich über die weiteſten Schichten der Bevölkerung ergoß. Jeder, noch ſo leiſe Verſuch, den mittelalterlichen Glaubenshaß zu erneuern, wurde in jenen Tagen mit Entſchiedenheit zurückgewieſen.

Es war aber eine ſehr kurze Epiſode, in der man den Judenhaß als bloß noch in Rumänien und in Marokko möglich bezeichnen konnte, in welcher ſich die ſolidariſche Thätigkeit der europäiſchen Judenheit nur auf die Verbeſſerung der politiſchen und kulturellen Verhältniſſe ihrer Glaubensgenoſſen in Afrika, Aſien und höchſtens noch im Oſten Europas beſchränken durfte. Denn ſchon in den Jahren 1876 und 1877 begannen in Deutſchland die Anzeichen für eine erneute judenfeindliche Hetze, die man damals freilich nicht ernſt nahm. Während des Berliner Kongreſſes vom Jahre 1878, der über die politiſche Neugeſtaltung der Balkanhalbinſel beſchließen ſollte, bemühten ſich Delegierte der „Allgmeinen israelitiſchen Allianz“, die Lage der Juden in jenem Teile Europas günſtiger zu geſtalten, ein Beſtreben' das vom Kongreß auch vollauf Würdigung fand, indem die Unabhängigkeits-Erklärung der Balkanſtaaten an die Gleichſtellung aller Bürger ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes geknüpft wurde. Im deutſchen Reichstage konnte Eduard Lasker anläßlich der Beratung wegen Abſchluſſes eines Handelsvertrages mit Rumänien auf die unwürdigen Zuſtände in jenem Staate hinweiſen, ohne Widerſpruch hervorzurufen. Aber gleich um jene Zeit begann die judenfeindliche Geſinnung in Deutſchland — für

die man bald das unſinnige Wort Antiſemitismus erfand — größere Dimenſionen anzunehmen. Namentlich waren, es Preußen (Berlin, Schleſien, Hannover u. ſ. w.) und das Königreich Sachſen, welche für dieſe mittelalterliche Bewegung einen empfänglichen Boden boten. Die ſtudierende Jugend war in der erſten Zeit der Bannerträger dieſer kulturfeindlichen Hetze, der man das Mäntelchen des Patriotismus und der Deutſchenliebe umhängte. In Berlin und Leipzig fehlte es nicht an Univerſitätslehrern, die, ſtatt rechtzeitig die irregeleitete lernende Jugend auf die ſittliche Gefahr dieſer Ausſchreitungen aufmerkſam zu machen, die raufluſtigen und händelſüchtigen Studenten noch mehr haranguierten. In Berlin hatte der damalige Hofprediger Stöcker, angeblich um die ſocialdemokratiſche Bewegung einzudämmen, die chriſtlich-ſociale Partei ins Leben gerufen, die, mag ſie eine politiſche oder ſociale Exiſtenzberechtigung haben oder nicht, jedenfalls nur mit der ſogenannten „Judenfrage“ verquickt ward, um die Volksmaſſe durch Erregung der roheſten Inſtinkte zu ködern. „Der Reichtum Bleichröders,“ der doch wahrlich nicht durch den „jüdiſchen Einfluß“ entſtanden war, gab die Parole zu der verderblichſten Erregung des Haſſes und des Neides gegen die jüdiſche Bevölkerung. Es kam zu der bekannten Petition an den Reichstag wegen Aufhebung der jüdiſchen Gleichberechtigung und zur Beſprechung einer diesbezüglichen Interpellation im preußiſchen Abgeordnetenhauſe (November 1880), bei welcher Gelegenheit man leicht erkennen konnte, wie „kühl bis ans Herz hinan“ die preußiſche Regierung dieſer Bewegung gegenüber ſtand.

Und ſo nahm die Sache ihren Lauf. Die antiſemitiſche Hetze in Deutſchland gehört der Gegenwart an und entzieht ſich ſomit der objektiv hiſtoriſchen Schilderung. Man muß ſich's verſagen, ſelbſt auf die vielen Fehler und Unterlaſſungsſünden der jüdiſchen Intelligenz und der Finanzariſtokratie hinzuweiſen, die es zum großen Teil mitverſchuldet hat, daß dieſe Bewegung, durch welche die menſchliche

Gesittung mindestens um ein volles Jahrhundert zurückgeworfen wurde, einen solchen Umfang angenommen hat. Die Geschichte wird es nämlich später nicht verschweigen können, daß die wohlhabenden und einflußreichen Juden in Deutschland sich anläßlich dieser gefährlichen Strömuug nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe befanden, daß sie nicht jenes Solidaritätsgefühl bekundeten, das uns von gegnerischer Seite immer, wenn auch ohne jede Berechtigung, „vorgeworfen" wird. Noch niemals ist ein so schwerer Angriff auf die Juden und das Judentum gemacht worden, der eine so schwache Abwehr gefunden hätte. Oft muß man dabei an das philonische Zeitalter in Alexandrien denken, zur Zeit als Apion und ähnliche judenfeindlichen Klopfechter das Judentum verunglimpften; aber damals zeigte die alexandrinische Judenheit Mut und Selbstbewußtsein, was der Gegenwart zumeist abging.

Erst die spätere Zeit wird das Urteil über die Vorgänge der Gegenwart reifen. Es bleibt noch übrig, die traurige Thatsache zu konstatieren, daß die moderne Heilslehre, die einst ein edler Hohenzollernprinz als „die Schmach des Jahrhunderts" bezeichnet, leider die Reise um Europa antrat und im Laufe der Zeit als deutscher Import überall in die Mode kam. In Rußland führte der Antisemitismus, entsprechend der Lokalfarbe des nur halb civilisierten Landes, zu den blutigen Ausschreitungen, die im Mai 1881 in Jelisawethgrad ihren Anfang nahmen, um etwa zwei Jahre hindurch verschiedene Teile des Reiches wie eine pestartige Krankheit zu durchziehen. Wir hatten die traurige Gelegenheit, ein Stück Mittelalter mit allen seinen Greueln vor Augen zu sehen. Hunderte von Glaubensgenossen sind der aufgestachelten Volkswut zum Opfer gefallen; hunderttausende in Not und Elend gejagt; jüdische Mädchen und Frauen wurden geschändet, jüdische Gotteshäuser demoliert, religiöse Heiligtümer profaniert und in den Straßenkot gezerrt.

In Ungarn führt die von Deutschland importierte

Judenhetze zu dem bekannten Blutbeſchuldigungs-Prozeß von Tiſza-Eßlar, der ſich im Sommer 1883 in Nyregyihaza abſpielte, aber mit der glänzenden Freiſprechung der angeſchuldigten Juden endete. Es war dies ein Wendepunkt in der Geſchichte der Juden in Ungarn; denn die Regierung, auf die Gefahr dieſer Ausſchreitungen nunmehr aufmerkſam geworden, ging energiſch vor, um den ſchädlichen Bürgerkrieg zu beſeitigen. Seitdem hat die ungariſche Judenheit in ihrer politiſchen Entwickelung große Fortſchritte gemacht; die jüdiſche Religion iſt in jenem Staate als „rezipiert" anerkannt worden. In ſocialer Beziehung läßt aber die Gleichberechtigung der Juden noch manches zu wünſchen übrig, während das Judentum als Glaube und Kulturerſcheinung gerade dort keinen erfreulichen Anblick bietet.

Der Antiſemitismus iſt in Öſterreich bereits eine ſtaatliche Inſtitution geworden, die ſowohl im niederöſterreichiſchen Landtage wie in der Gemeinde-Stube von Wien die Alleinherrſchaft behauptet. Formell iſt die Emanzipation der Juden in jenem Staate noch nicht aufgehoben, aber de facto wird die Gleichberechtigung nicht mehr beachtet. Die Juden ſind dort politiſch und ſocial geächtet. Der Antiſemitismus hat ſich in Öſterreich wie auch vielfach in Deutſchland auf die Boykottierung der Juden verlegt, wovon natürlich in erſter Reihe die ökonomiſch Schwachen betroffen werden. Am traurigſten iſt die Lage der Juden in Galizien, wo unbeſchreibliche Not und Elend herrſchen, ohne daß ſich für dieſe Ärmſten der Armen eine hilfreiche Hand rührte.

Auch in Frankreich, wo die Zahl der Juden eine ſo geringe iſt, ſteht der Antiſemitismus in Blüte. Dort hat er die Form des Deutſchenhaſſes angenommen, da man von ſeiten der chauviniſtiſchen Deutſchenfreſſer die Juden beſchuldigt, ſie wären deutſch geſinnt und ſympathiſierten heimlich mit den verhaßten „Pruſſiens."

So müſſen wir die Gegenwart beim Abſchluß unſerer Betrachtung leider als die Epoche des Rückſchrittes

bezeichnen, von dem die Juden doppelt berührt werden. Für jüdiſche Leſer bedarf es gewiß nicht der Verſicherung, daß die Juden trotzdem mit ungemindertem Patriotismus in jedem Wohnſitz treu zu ihrem Vaterlande ſtehen, daß ſie in Deutſchland gute Deutſche, in England gute Engländer u. ſ. w. ſind. Ihren religiöſen und auch hiſtoriſchen Partikularismus dürfen ſie aber unbeſchadet ihrer vollwertigen Vaterlandsliebe behaupten. Man iſt deshalb kein guter Staatsbürger, weil man pietätslos das Vaterhaus vergißt; im Gegenteil darf man von der Gefühlsſtärke eines Menſchen, der ſeinen Jugendeindrücken eine ſo ſtimmungsvolle Erinnerung weiht, wohl erwarten, daß er für ſeine andersgläubigen Mitbürger und für ſein Vaterland nur Liebe und Anhänglichkeit empfindet. Die Juden, die mit ſo vielen Opfern dem väterlichen Glauben treu bleiben, ſind wahrlich nicht die ſchlechteſten Bürger und Menſchenfreunde.

Für die Zukunft bleibt nur ein tröſtender Ausblick: Das Judentum wird ſich nach innen konzentrieren und ſeine Bekenner werden, von allen Anfechtungen unbeirrt, auch fürderhin allen menſchlichen Tugenden nacheifern, Menſchenliebe und Wohlthun ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes auch ferner üben, den leidenden Mitmenſchen zu Hilfe eilen, ohne ſie erſt zuvor um die Form ihrer Gottesverehrung zu fragen. Aber die Juden werden ſich, um das Judentum nicht von den Sturzwellen des Haſſes und der Anfeindung fortſchwemmen zu laſſen, auf ihre hiſtoriſchen Errungenſchaften beſinnen, das Judentum und ſein Schrifttum, die großen und reichhaltigen Schätze ihrer kulturellen Güter mit Hingabe und Eifer wahren, die altjüdiſchen Tugenden, die im Mittelalter mitten in der ſie umgebenden Finſternis weithin leuchteten, wieder erneuern und zur Zierde der jüdiſchen Gemeinde und der jüdiſchen Familie machen. Wiſſen und Tugend ſind ſtets die Grundſäulen Israels geweſen; ſie ſind wohl leider in der letzten Zeit etwas morſch geworden, aber in der Zeit der Anfechtungen von außen

müſſen ſie neu befeſtigt werden. Der jüdiſche Stamm wird ſeiner hiſtoriſchen Aufgabe treu bleiben und ſeine vor Jahrtauſenden übernommene Miſſion trotz aller Widerwärtigkeiten der Zeit wieder aufnehmen. Mit der glutvollen Dichtung Salomo Ibn-Gabirols muß er ſagen:

„Mit Kraft umgürtet, laß ich nimmer ab,
Bis ich zu End' geführt, was ich geſchworen,
Schmelzt auch die Zeit mich gleich wie Gold im Tiegel,
Ich bleib' der Weisheit treu, die ich erkoren . . . .
Und geb's nicht auf und werd' es noch vollführen;
Mein Herz iſt ſtark, hat nicht den Mut verloren,
Hab' oft ſchon hart mit dem Geſchick gerungen,
Nicht hab' ich es, auch hat's mich nicht bezwungen."

A. W. Hayn's Erben, Potsdam.

SCHRIFTEN

aus dem Verlage

von

Siegfried Cronbach.

BERLIN W.

1898.

Geschichte.
Biographie. Kulturgeschichte.
Reisen.

Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwickelung. Ein Sammelwerk in Bänden von 10—12 Bogen. Brosch. à 1,50 *M.*, geb. 2 *M.* Herausgegeben von Dr. Paul Bornstein.

Wie der Kaufmann am Schluss eines jeden Jahres seine Bilanz zieht, wie er von Zeit zu Zeit einen grösseren Zeitpunkt seines Wirkens übersichtlich zusammenstellt, wägt und prüft, um zu erfahren, ob und welche Fortschritte er während dieser Zeit gemacht hat, so soll dieses Unternehmen dem grossen Publikum in gemeinfasslicher Form und in grossen Zügen vor Augen führen, was jedes Gebiet menschlichen Wirkens während des demnächst zu Ende gehenden Jahrhunderts für das Ganze geleistet hat.

Nicht gelehrte Abhandlungen soll und darf es bieten, sondern eine bei aller Gründlichkeit fesselnde Lektüre; dem vorgeschrittenen Alter zur Erinnerung an längst vergangene Momente seiner früheren Mitarbeit, seiner Miterlebnisse, der jungen Generation ein Bild der Thätigkeit seiner Väter, teils zur Nachachtung, teils wohl auch zur Vermeidung.

Erschienen sind:

Bd. I. **Gebhardt, Dr. Bruno, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.** Erster Band (erscheint in 2 Bänden.)

Bd. II. **Cauer, Minna, Die Frau im 19. Jahrhundert.**

Bd. III. **Bernfeld, Dr. S., Juden und Judentum im 19. Jahrhundert.**

In Vorbereitung sind:

Steinhausen, Dr. G., Häusliches u. geselliges Leben. (Vom Schwefelfaden bis zum elektrischen Licht.)

Osborn, Dr. Max, Die Entwickelung der Presse.

Bornstein, Dr. Paul, Welt- und Lebensanschauung im 19. Jahrhundert.

Braun, Dr. Edm., Die Plastik im 19. Jahrhundert.

Löb, Dr. E., Handel und Verkehr im 19. Jahrhundert.

Epstein, Dr. Sig., Die Physiologie seit 100 Jahren.

Ploecker-Eckardt, Otto, Das Theater seit 100 Jahren.

Graf, Dr. Max, Die Musik im 19. Jahrhundert.

Kliemke, Dr. E., Die Wandlungen im Rechtsbewusstsein.

Gebhardt, Dr. Bruno, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Zweiter Band.

Rosner, Karl, Geschichte der Entwickelung des Kunstgewerbes in den letzten hundert Jahren.

Es werden ferner erscheinen:

Der deutsche Einheitsgedanke. — Sozialer Gedanke und Sozialdemokratie. — Die Kriegswissenschaft. — Deutsche Litteratur. — Malerei. — Architektur. — Vervielfältigende Künste. — Irrenpflege und Irrenheilkunde. — Heilkunde und Chirurgie. — Hygiene und öffentliche Gesundheitspflege. — Der darwinistische Gedanke und seine Bedeutung. — Naturlehre und Chemie. — Maschinenbau und Ingenieurwesen. — Elektrotechnik. — Astronomie u. s. w.

☞ Jeder Band ist einzeln käuflich.

Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedierte Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten russischen Prof. Vaszilij Jakszakov. Mit Zeichnungen und Autogramm des Verurteilten. 183 S. 8°. 1894. Brosch. 2,50 *M.*, geb. 3,50 *M.*

Das *Leipziger Tageblatt* schreibt hierüber: Alle die grausigen, dem neunzehnten Jahrhundert zur Schmach gereichenden Zustände, welche in Sibirien herrschen und unter den Augen der Regierung fortbestehen, hat bereits George Kennan in seinem Buche „Sibirien" eingehend geschildert. Aber Kennans Schilderungen enthalten in sämtlichen drei Bänden nicht so viel Schrecknisse, Martern, Qualen und Niederträchtigkeiten aufgehäuft, als der vorliegende, nicht sonderlich umfangreiche Band, der die unedierten Briefe des

zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten russischen Professors Vaszilij Jakszakov enthält. Das Werk ist mit dem Facsimile, sowie verschiedentlichen Zeichnungen des Verurteilten versehen. Jakszakov ist das Opfer einer Gewaltthat der russischen Regierung geworden, die in ihm einen Teilnehmer an dem Komplott gegen den Zaren Alexander II. vermutete. Zwei Jahre hat er den Karren in den Bleibergwerken gezogen, ehe ihn der Tod erlöste. Seine Aufzeichnungen gelangten durch einen seiner Mitgefangenen, Baikaliev, dem er sie anvertraut und der später aus seiner Verbannung entfloh, an die Öffentlichkeit. Die einzelnen Abschnitte des Buches: „Unschuldig verurteilt", „Das Regierungssystem der Romanov", „Der Preis der Kost des Zaren", „Vor dem Thore Sibiriens", „Das Eisgrab von Krasznojarszki", „In den Bleibergwerken", „Die Flüchtlinge" u. s. w. wirken in ihrer knappen, schmucklosen Fassung doppelt erregend auf den Geist der Leser ein. *H. Pz.*

Bilbassow, B. v., Professor in St. Petersburg, **Geschichte Katharina II.** Bd. I (in 2 Halbbänden). Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von M. v. Pezold. Erste Abteilung. Katharina bis zu ihrer Thronbesteigung, 1729 bis 1762. X u. 543 S. Zweite Abteilung. Forschungen, Briefe und Dokumente. 184 S. gr. 8°. Brosch. 12 *M.*, eleg. geb. in Halbfranz 15 *M.* — Bd. II (in 2 Halbbänden). Deutsch von P. v. R. Erste Abteilung. Vom Regierungsantritt Katharinas, 1762 bis 1764. VII u. 615 S. Zweite Abteilung. Forschungen, Briefe und Dokumente. 1893/94. 376 S. gr. 8°. Brosch. 18 *M.*, eleg. geb. in Halbfranz 21 *M.*

Die *Neue Preufsische (Kreuz-) Zeitung* vom 1. 1. 1893 schreibt: Das Bilbassow'sche Buch ist eine sehr erfreuliche Erscheinung in der russischen historischen Litteratur. Der Verfasser hat ebenso gründlich wie unbefangen seinen weitschichtigen Stoff anzufassen verstanden und alles überholt, was bisher über den Werdeprozefs der Kaiserin geschrieben worden ist. Überall erfährt unser Wissen Bereicherung, und es bleibt nur zu wünschen, dafs es Herrn Professor Bilbassow glückt, sein Werk zu Ende zu führen Da der zweite Band im russischen Original noch nicht hat erscheinen können, wird man leider daran zweifeln müssen, wenn nicht Verhältnisse eintreten, die eine grössere Freiheit der Bewegung auf wissenschaftlichem Gebiete möglich machen. Die Darstellung ist durchweg würdig und fesselnd, mitunter etwas breit. Die reichlich gebotenen Beilagen an kritischen Untersuchungen, Briefen und Urkunden sind gut ausgewählt und sehr lehrreich. Die Sprache der Übersetzung, wie alles was aus Pezolds Feder stammt, ganz ausgezeichnet. Wir können das Buch allen Freunden historischer Lektüre nur dringend empfehlen. *Th. Schiemann.*

Bisland, E., Eine Blitzfahrt rund um die Welt. 162 S. 8°. 1892. Brosch. 1,50 *M.*, geb. 2 *M.*

Voss. Zeitung vom 27. 5. 1893. — Gerade in dieser Zeit, wo jeder Personendampfer unserer grofsen Seestädte Hunderte von Schaulustigen über den Ozean führt, verdient besondere Beachtung die „Blitzfahrt rund um die Welt", welche Elisabeth Bisland anziehend schildert. Eine solche anstrengende und aufregende Reise, welche das Kunststück von Jules Vernes berühmten Helden in den Schatten stellt, ausgeführt und beschrieben von einer jungen Dame, die obendrein die Fahrt ohne jeglichen sogenannten Schutz antrat — das Wagnis kann nur von einer Amerikanerin unternommen worden sein — sagt sich von vornherein der Leser, und so verhält es sich in der That.

76 Tage, also vier Tage weniger als Phileas Fogg, hat Elisabeth Bisland für ihre Reise um die Erdkugel gebraucht. Dabei war noch manche Verzögerung eingetreten, sonst hätte die Strecke noch in kürzerer Frist zurückgelegt werden können, und das Wunder des Weltverkehrs, das einst Jules Verne in prophetischer Phantasie erdichtet hatte, würde in noch erstaunlicherer Weise zur Wirklichkeit geworden sein. Die junge Amerikanerin, die auf der ganzen Reise der zartesten Rücksicht sich erfreute, schildert ihre Erlebnisse mit frischem Humor, und zugleich liefert sie den Beweis, dafs trotz der Blitzesschnelle ihr Zeit zu anziehenden Beobachtungen von Land und Leuten blieb.

Fürst Bismarcks gesammelte Reden. 1847—1889. Bd. I 416 S. Bd. II 399 S. Bd. III 399 S. 8°. 1894. Eleg. in einem Band geb. mit Reliefportrait. 4 *M.*

Vossische Zeitung vom 4. 11. 1893. Das Werk umfafst die Äufserungen Bismarcks von seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit, 1847, bis zum Scheiden vom Amte. Es ist keinerlei irgendwie wichtige Rede vergessen, und so bildet denn die Sammlung einen Band von mehr als 800 Seiten. In der Anordnung ist die Zeitfolge innegehalten und jede Rede mit einer Überschrift versehen, die kurz auf den Inhalt hindeutet. Für jeden, der an der Politik Anteil nimmt — und wer thäte dies heute nicht? — ist das Werk von höchstem Werte, und der wohlfeile Preis ermöglicht jedermann die Anschaffung.

Diercks, Dr. Gustav, Die nordisch-germanischen Göttersagen. III. Aufl. 44 S. kl. 8°. 1894. Brosch. 0,75 *M.*

Neues Wiener Abendblatt vom 13. 8. 1894. In kurzer Zeit hat die anmutige, belehrende Studie mehrere Auflagen erlebt. Zweck derselben ist nicht wissenschaftliche Behandlung des ungeheuren Stoffes, aber sie erfüllt vollkommen ihr Ziel, in einfacher, leichtverständlicher Weise die Grundidee der germanischen Mythologie

weiteren Kreisen näherzubringen. Von besonderem Reize wird die Lektüre allen jenen sein, welche, wie viele unserer Wiener Mitbürger, die nordischen Lande besuchten und die Stätten sahen, an die die Sagen sich knüpfen.

Diercks, Dr. Gustav, Marokko. Materialien zur Kenntnis und Beurteilung des Scherifenreiches und der Marokko-Frage. VIII u. 228 S. 8°. 1894. Brosch. 3 *M.*, geb. 3,75 *M.*

Deutsche Geogr. Blätter, Bd. XVII, Heft 3: Bei dem vielseitigen Interesse, welches das an Europa so nahe heranreichende marokkanische Reich erweckt, ist es ohne Zweifel ein zeitgemässes Unternehmen, in einem mäfsig starken Bande eine Darlegung aller derjenigen Verhältnisse zu geben, welche auf die Teilnahme des grossen Publikums rechnen können, vorausgesetzt, dafs der Verfasser über die notwendige Sachkenntnis verfügt. Bei Herrn G. Diercks ist dies unbedingt der Fall.

Der Leser darf sich also seiner Führung getrost anvertrauen und wird es um so lieber thun, als er in dem bezeichneten Buche eine lebhafte, flüssige Darstellung findet und durch kein gelehrtes Beiwerk belästigt wird. *A. O.*

Diercks, Dr. Gustav, Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2 Bde. gr. 8°. 1895/96. Bd. I. VIII u. 442 S. Bd. II. IV u. 707 S. Brosch. 20 *M.*, in Halbfrz. geb. 25 *M.*

Deutsche Worte 1896, Heft 4: Der Verfasser hat sich, bevor er das vorliegende Werk vollendet hat, eindringlich mit allen Studien beschäftigt, die zu einer Geschichte Spaniens nöthig sind. Insbesondere hat er sich auch in die Geschichte der arabischen Zivilisation vertieft. Das hat ihn befähigt, in eindrucksvoller Weise ein Bild jener einst das ganze geistige Leben Europas beeinflussenden maurischen Kultur Spaniens zu entwerfen. Neben der Vertiefung in arabisch-maurisches Wesen vernachlässigte der Verfasser aber auch nicht, den langsamen Werdegang der christlichen Kultur auf der Halbinsel zu verfolgen, um so in einem Gesamtbilde Spaniens Entwicklung, seine Grösse und seinen Verfall vor Augen zu führen. Es kann wohl behauptet werden, dafs diese Geschichte Spaniens die beste in deutscher Sprache ist. Da sie mäfsigen Umfang hat, so ist ihre Brauchbarkeit klar. Hier findet jeder, der sich über die ganze Entwicklung dieses Landes unterrichten will, alles in gedrängter und doch vollständig ausreichender Weise beisammen. Aus der Geschichte dieses interessanten Landes ist aber für einen verständigen Leser viel zu lernen. Insbesondere werden die Momente des Verfalles belehren können. — Ein treffliches alphabetisches Register erhöht den Wert des Buches. — **Man wird selten in die Lage kommen, ein Werk so rückhaltlos empfehlen zu können, wie dieses.**

Ferriani, Cav. Lino, Staatsanwalt in Como, **Minderjährige Verbrecher.** Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie mit Original-Gutachten von Berinini, Brusa, Colajanni, Negri, Nordau, Pierantoni. Autorisierte Ausgabe, deutsch von Alfred Ruhemann. XV u. 500 S. gr. 8°. 1897. Brosch. 8 *M.*

Blätter für litterarische Unterhaltung vom 14. Januar 1897: „Der Fall Levy in Berlin hat wiederum die Blicke der Denkenden auf eine immer mehr anwachsende Plage der Menschheit gelenkt, auf die minderjährigen Verbrecher. Wem das Kapitel noch nicht geläufig sein sollte, dem sei auf das angelegentlichste das tüchtige Buch „Minderjährige Verbrecher. Von C. C. Ferriani. Deutsch von Alfred Ruhemann" (Berlin, S. Cronbach, 1896), empfohlen. Es giebt mehr, als es verspricht, und erhöht dadurch nur das Interesse. Wir sehen vor uns bis in die letzten Falten fast das Elend der untern Schichten ausgebreitet, das nichts anderes als Verbrecher erzeugen kann, weiter aber auch die vielfach ungenügende Gesetzgebung und die noch viel ungenügendere Behandlung der minorennen Verbrecher. Das Buch ist glänzend dramatisch geschrieben, kein trockenes Gelehrtenfutter, trotzdem die ungeheure Menge von Litteraturangaben, die des Guten vielleicht für den vorliegenden Zweck zu viel thut, auch für den Forscher von Wert ist. Der erste Teil beschäftigt sich mit der Kinderpsychologie. Verfasser sieht im normalen Kinde schon überall die Anlage zum Verbrecher, was aber entschieden zu weit gegangen ist. Ein gelehrter historischer Exkurs über die Festsetzung der Minderjährigkeit führt zum zweiten Teile, zu den Faktoren des Verbrechens. Klassisch wird das Milieu geschildert und die einzelnen schlechten Eigenschaften der Kinder, die, weiter gepflegt, gleichfalls zum Verbrechen führen müssen. Überall sind Beispiele mit eingeflochten, und neben grosser fremder Statistik verfügt Verfasser über zweitausend eigene Beobachtungen. Im dritten Teile werden besonders die Hauptformen des frühen Verbrechers: Diebstahl und blutige Vergehen, im vierten das Verhalten der Angeklagten bei und nach der Untersuchung besprochen und das jetzige System der Strafverbüfsungsart gerügt. Im fünften Teile endlich folgt ein höchst anziehendes Kapitel über Erziehung und Schule, ebenso über Bestratungen; Verfasser schliesst mit einer Reihe von Vorschlägen. Zuerst gilt es dem Elend abzuhelfen, Ehen von Verbrechern u. s. w. zu verbieten, das junge Kind zu schützen, dem ehrlichen Arbeiter Arbeit geben, nicht aber als Wohlthätigkeit, sondern als Recht, die obern Klassen von Unmoral zu reinigen, sich der verlassenen Kinder staatlich anzunehmen, die verbrecherischen Kinder oder solche aus Verbrecherfamilien nicht mit denen anderer Familien zusammen zu lassen u. s. w.

Ferriani, Cav. Lino, Staatsanwalt in Como, **Entartete Mütter.** Eine psychisch-juridische Abhandlung. Auto-

risierte Ausgabe. Deutsch von Alfred Ruhemann. (Brüssel.) XVI u. 196 S. gr. 8°. 1897. Brosch. 3 *M.*

Aus dem Vorwort: Betrübliche Vorfälle, herzzerreissende Erzählungen, unerhörte Niederträchtigkeiten; Ziffern, welche bittre Thränen, grimme Leiden, durch den Hunger geschwächte zarte Körperchen mit den Spuren von Vergewaltigungen bedeuten; von grausamen Phantasien eingegebene Foltern; widerliche Cynismen; Frauen, die den heiligen Namen der Mutter stahlen; Stiefmütter, denen der Schatten Torquemadas zulächelt; Väter, die infolge des Mifsbrauches von Alkohol oder der moralischen Verkommenheit ihrer Umgebung, oder weil die Zahl der von ihnen erzeugten Nachkommenschaft in keinem Verhältnisse zu ihren Mitteln steht, oder auch aus blinder Liebe zur Ehegefährtin die Bande der Vaterschaft mit brutalen Händen zerreissen; junge Mädchen, denen eine Heirat in die Brüche ging, die nicht zu „Kindesmörderinnen werden wollten", wohl aber zu ausgefeimtem Quälgeistern des eignen, vom Volke mit richtigem Ausdrucke „Kind der Liebe" genannten Sprölslings; rohe, unaufhörliche Grausamkeiten, die das Kind entweder verdummten oder töteten; Mütter, welche Schätze von Zärtlichkeiten an ein Kind verschwenden und an einem zweiten, ebenfalls leiblichen Kinde, jede Art Grausamkeit verüben: das, werter Leser, ist in grossen Linien das Bild, bei welchem ich dich zu verweilen bitte, welches „ohne zornige Empörung und mit friedlichem Gemüte" geprüft werden mufs.

Friedrichs d. Grofsen ausgewählte Werke. 2 Bde. Klassikerformat. XXIV u. 535 S., 575 S. Brosch. 7,50 *M.*

Inhalt: Antimacchiavelli oder Widerledung der Regierungslehre des Macchiavelli. — Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. — Vom Militärwesen vom Anfange an bis zu dem Ende der Regierung Friedrich Wilhelms. — Von dem Aberglauben und der Religion. — Über Sitten, Gewohnheiten, Kunstfleifs etc. — Die Urbewohner der Mark. — Der Fürstenspiegel. — Abhandlung über die Einführung und Abschaffung der Gesetze. — Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten. — Briefwechsel. — Gedichte. — Kabinetsbefehle und kleine Zuschriften.

Green, John Richard, Geschichte des englischen Volkes. Nach der verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von E. Kirchner. Mit einem Vorwort von A. Stern, Professor am Polytechnikum in Zürich. 2 Bände. XVII u. 547 S., VI u. 531 S. gr. 8°. 1889. Brosch. 10 *M.*, in Leinen geb. 13 *M.*, in Halbfranz geb. 14 *M.*

Seemanns Litterar. Jahresbericht: Der Verfasser des in England mit ungeteilter Begeisterung aufgenommenen Werkes will nicht

eine Geschichte der englischen Könige oder der englischen Eroberungen, sondern des englischen Volkes schreiben, und zieht es infolge dessen vor, über die Einzelheiten ausländischer Kriege und diplomatischer Verhandlungen, über die persönlichen Abenteuer von König und Adel u. s. w. leicht hinwegzugehen, dagegen ausführlich bei den Begebenheiten des konstitutionellen, intellektuellen und sozialen Fortschritts zu verweilen und die Gestalten des Missionärs, des Dichters, des Buchdruckers, des Kaufmanns, des Philosophen in den Vordergrund zu rücken. In dieser Betonung des kulturgeschichtlichen Momentes liegt die Eigenart von Greens Hauptwerk, welches sich aufserdem durch umfassende Gelehrsamkeit, Hoheit der Gesinnung, künstlerische Gruppierung des Stoffes und hinreifsende Darstellung auszeichnet. Es ist daher ein anzuerkennendes Verdienst der Verlagshandlung, dafs sie diese Geschichte des stammverwandten Volkes in wohlgelungener Übersetzung der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht hat. Eine kurze Biographie und Würdigung Greens aus der Feder A. Sterns ist der deutschen Ausgabe vorausgeschickt. *G.*

Jonin, Alexander, Durch Süd-Amerika. Reise- und kulturhistorische Bilder. Autorisierte und vom Autor bis auf die neueste Zeit vervollständigte Ausgabe des russischen Originals. Übersetzt von M. v. Pezold. Band I. Die Pampaländer. 60 Bogen gr. 8°. 1895. Brosch. 15 *M.*, gebunden in Halbfranz 18 *M.* Band II. Die Magelhaensstrafse, die Republik Chile und das Leben an den Abhängen der Kordilleren und an den Ufern des Stillen Oceans. 48 Bogen gr. 8°. 1896. Brosch. 12 *M.*, gebunden 15 *M.* Band III (Schlussband): Im Erscheinen.

Zeitschr. d. Bildungsvereines, 17. 5. 1895: An guten und zugleich volkstümlich geschriebenen Reisewerken haben wir bekanntlich durchaus keinen Überfluſs. Viele derartige Werke verraten zu sehr den Allerweltsreisenden, den Flaneur, während doch nur der ruhige, stille Beobachter, der noch Zeit hat, zu reisen und zu sehen, berufen ist, fremde Verhältnisse zu schildern. Andere Kenner fremder Gegenden sind zu sehr Naturforscher und sonstige Specialisten; sie sehen und berichten nicht das, was den gebildeten Laien interessiert. Das vorliegende Reisewerk ist ein solches, das für weiterere Kreise berechnet ist. Es erzählt vor allem von den Menschen in den Pampaländern; Naturschilderungen und wissenschaftliche Mitteilungen treten zurück. Was der Verfasser berichtet, hat er gründlich und mit Muſse sich angesehen, und er trifft überall das, was der Leser vor allem wissen will: wie die Menschen leben, denken, handeln, wie sie politisieren etc. Das alles wird ohne viel Raisonnement an einer Fülle von Thatsachen gezeigt. Dafs das Buch kein deutsches Original, sondern eine Übersetzung ist, tritt in der sprachlichen Darstellung allerdings hervor, aber

man gewöhnt sich an die Unebenheiten bald und liest dann ungestört — bis ans Ende. Eher wird selten ein Leser das Buch aus der Hand legen, und das will doch bei 943 Seiten Gross-Oktav etwas besagen. Das Werk gehört in alle unsere Bibliotheken hinein."

Jungmann, Max, Heinrich Heine ein Nationaljude. Eine kritische Synthese. 48 S. 8°. 1896. Brosch. 75 ₰.

Deutsche Romanzeitung, 1897, No. 22: Der Verfasser, der allem Anscheine nach Stammesgenosse des Dichters ist, beweist mit gewichtigen Gründen, dafs dieser weder Deutscher noch Christ, sondern durchaus „Nationaljude" gewesen sei. Herr Jungmann entnimmt seine Beweise weniger den Werken, als den minder bekannten Aufzeichnungen über Heine und dem Briefwechsel desselben. Die angeführten Stellen sind nicht zu entkräften. Ich habe an der Thatsache auch früher nicht gezweifelt, aber es ist ein Verdienst des Urhebers dieser Schrift, sie mit durchaus zureichenden Gründen festgestellt zu haben.

Kayserling, Dr. M., Christoph Columbus und der Anteil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen. VII u. 162 S. 8°. 1894. Brosch. 3 ℳ.

Die Neuzeit, Wien, 3. 7. 1896: Die detaillierte Nachweisung der werkthätigen Teilnahme der Juden an allen den mühseligen Vorarbeiten und Vorkehrungen für die Entdeckungsreisen des Columbus, auch die Aufrollung der damaligen politischen Zustände Spaniens, der Stellung des Juden und Marranen, der Vertreibung der Juden aus Spanien, ferner die zahlreichen im Original beigebrachten Urkunden machen das Buch, welches mit einer Geistesfrische und Formschönheit, wie sie von Kayserling erwartet werden können, geschrieben ist, zu einer ebenso genufs- wie lehrreichen Lektüre.

Kennan, George, Sibirien! — Band I. Deutsch von E. Kirchner. 12. Auflage. IX u. 267 S. 8°. 1891. Brosch. 3 ℳ., geb. 4 ℳ.

Inhalt: I. Über die russische Grenze. II. Die Ebenen und Gefängnisse Westsibiriens. III. Die Steppen des Irtisch. IV. Meine Begegnung mit politischen Verbannten. V. Die Verbannung auf administrativem Wege. VI. Das Etappengefängnis zu Tomsk. VII. Politische Verbannte und gemeine Verbrecher zu Tomsk. VIII. Das Leben auf der grofsen sibirischen Heerstrafse. IX. Das Leben der auf administrativem Wege Verbannten. X. Verbannte auf Irkutsk.

Kennan, George, Sibirien! — Band II. Deutsch von E. Kirchner. 9. Auflage. IV u. 218 S. 8°. 1891. Brosch. 3 ℳ., geb. 4 ℳ.

Inhalt: I. Die russische Polizei. II. Eine Fahrt durch Transbaikalien. III. Die Minen von Kara. IV. Das Freikommando der Karaminen. V. Staatsverbrecher in den Karasilberminen. VI. Die Geschichte der politischen Gefängnisse zu Kara. VII. In ostsibirischen Silberminen. VIII. Abenteuer in Ostsibirien.

Кеннана, Георга, СИБИРЬ! — Переводъ Д-ра Генр. Руз и Д-ра Алекс. Вольфа. XV u. 467 S. 8°. 1891. Brosch. 7,50 *M.*

Kennan, George, Sibirien! — Band III. Mit dem Portrait des Verfassers. Deutsch von E. Kirchner. 4. Auflage. 1892. X u. 259 S. 8°. Brosch. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Inhalt: I. Die neueste sibirische Tragödie. II. Eine Winterreise durch Sibirien. III. Meine letzten Tage in Sibirien. IV. Der Groſslama von Transbaikalien. V. Russische Censur. — Anhang: 1. Gefängnisleben der russischen Revolutionäre. 2. Russische Provinzialgefängnisse. 3. Ein russisches politisches Gefängnis. 4. Russische Staatsgefangene. 5. Das russische Strafgesetzbuch.

Eine Empfehlung dieser Aufzeichnungen, die den Autor mit einem Schlage zum berühmten Mann gemacht und die Russische Regierung veranlaſst hat, an den geschilderten Zuständen die bessernde Hand anzulegen, bedarf es nicht.

Kennan, George, Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. 4. Auflage. X u. 355 S. 8°. 1892. Brosch. 4 *M.*, hoch eleg. geb. 5,50 *M.*

Bl. f. höheres Schulwesen XI. 1894 No. 5: Im Dienste der russisch-amerikanischen Telegraphengesellschaft hat Kennan im Jahre 1885 u. f. Nordost-Sibirien bereist und hat in dem vorliegenden Werke seine Erfahrungen und Beobachtungen niedergelegt. Selten habe ich ein Buch mit soviel Genuſs und Interesse gelesen. Den Worten des Übersetzers, daſs nicht nur das, was Kennan erzählt, interessant ist, sondern auch, wie er erzählt, kann ich mich aus ganzem Herzen anschlieſsen. Man bekommt beim Lesen ein vollständiges Bild der geographischen Verhältnisse Sibiriens, und mancher, der unter Sibirien noch heute sich nur eine Schnee- und Eiswüste vorstellt, kann sich hier eines Besseren belehren lassen. Das Buch möge zur Anschaffung für Bibliotheken, sowohl Lehrer- wie Schülerbibliotheken warm empfohlen werden. Es wird sicher zu einem der vielgelesensten Bücher gehören.

Krause, W., Deutschlands Kaiser von Karl dem Groſsen bis Wilhelm II. Synchronistische Zusammenstellung der wichtigsten Begebenheiten in Deutschland und den fremden Staaten mit besonderer

Berücksichtigung der socialen Entwickelung und des Kulturlebens. 3. bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. 73 S. gr. 8°. 1892. Brosch. 1 *M.*

Von der gesammten Kritik äufserst günstig empfohlen.

Lazarus, Nahida Ruth (Nahida Remy), Das jüdische Weib. Mit einer Vorrede von Professor Dr. M. Lazarus. Dritte wohlfeile Auflage mit dem Portrait der Verfasserin. VI u. 328 S. Brosch. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.*

Berliner Tageblatt: Ein lesenswertes Buch fürwahr, und zwar für Jüdinnen und für Christinnen. Die ersteren werden gar Vieles aus dem Buche lernen, das ihnen notthut, und die letzteren werden vielleicht manches Vorurteil ablegen, das sie gegen die jüdischen Frauen seit unvordenklichen Zeiten genährt. Frau Remy ist eine ebenso kluge als kenntnisreiche Schriftstellerin, bei welcher Herz und Kopf gleichen Anteil an diesem schönen Buche haben. Und welch ein herzerhebender, sittlicher Ernst weht uns aus diesem Werke entgegen! Man freut sich ob solch einer tapferen Gesinnung, und man mag nur wünschen, dafs es dieser vortrefflichen litterarischen Gabe nicht an verständnisinnigen Lesern fehle. Frau Remy ist nach keiner Richtung hin zu Zugeständnissen bereit. Sie tritt frei heraus mit ihrem Urteile und deckt schonungslos die Schwächen auf, die sie an dem jüdischen Weibe, namentlich an den modernen, findet. Das achtzehnte Kapitel, „Die Jüdin der Gegenwart", zeigt in jeder Zeile, welch ein stolzer Sinn und welch eine Gutherzigkeit zugleich in dieser Schriftstellerin wohnt. Wir wüfsten dem Buche kein gröfseres Lob zu spenden, als wenn wir von ihm aussagen, dafs es den Leser lockt und fesselt, dafs es sein Nachdenken und damit oft auch seinen Widerspruch herausfordert. Dem bei Laudien in Leipzig erschienenen Buche hat Prof. Dr. Lazarus ein Geleitschreiben mit auf den Weg gegeben.

Nagradow, W. J., Moderne russische Censur und Presse vor und hinter den Coulissen. XXVIII u. 482 S. 8°. 1894. Brosch. 6 *M.*

Blätter für litterarische Unterhaltung vom 21. 6. 1894: Ein gar trauriges und düsteres Gemälde ist es, das in dem vorliegenden Buche vor unsern Augen entrollt wird, — ein Gemälde, welches das höchst unerquickliche Bild, das sich die Westeuropäer mit Ausnahme etwa der in dem Verbrüderungstaumel schwelgenden Franzosen von den modernen russischen Verhältnissen machen, noch tief in den Schatten stellt. Gleichwohl haben wir nicht die geringste Veranlassung, an der geschichtlichen Treue der von Nagradow entworfenen Schilderung irgendwie zu zweifeln, denn er ist ein Russe und hat aus dem vollen Leben geschöpft. Was er sagt, das hat ihn die Erfahrung gelehrt; er hat lange genug in seinem Vaterlande gelebt, um sich einen genauen Einblick in das Thun und Treiben der unumschränkt und zügellos in ihm waltenden Tschinowniki

(Beamten) zu verschaffen; er ist selbst oft genug mit der hochnotpeinlichen Censur in Berührung gekommen, um sich ein maſsgebendes Urteil über ihr Vorgehen zu bilden. Er sieht überdies nicht durch die Brille des Nihilismus. Weit entfernt davon, den wirren und an der Oberfläche haftenden Anschauungen der extrem radikalen Partei zu huldigen, erklärt er ihr vielmehr, selbst auf die Gefahr hin, als ein Rückschrittler verschrieen zu werden, offen und unzweideutig den Krieg; er bekämpft sie auf Leben und Tod, weil sie das Banner des wüstesten Terrorismus aufpflanzt, sich auf den rohen Standpunkt der Vergeltungstheorie stellt, den Teufel durch Beelzebub austreiben will, und tritt aufs entschiedenste und eindringlichste für die gesetzliche Bekämpfung der abnormen Zustände ein.

Philippson, Martin, Professor Dr., **Ein Ministerium unter Philipp II.** Kardinal Granvella am spanischen Hofe. 38 Bogen gr. 8°. 1895. Brosch. 12 *M.*

Theologischer Jahresbericht, XV. Bd. 1895: — Eine so einflufsreiche Persönlichkeit wie Granvella, der ein halbes Jahrhundert dem habsburgischen Herrscherhause gedient, Träger der Politik einer habsburgischen Universal-Monarchie war, der an der Eroberung Portugals durch Spanien, an der Bekämpfung des elisabethinischen England, an dem Bürgerkriege Frankreichs, wie an der Niederwerfung des niederländischen Aufstandes gleich thätigen Anteil hat, aus dessen Cabinet die Fäden in den Vatikan, an den verwandten Kaiserhof nach Wien und auf den Prager Hradschin laufen, verdient die ausführliche, ihm lange vorenthaltene Würdigung, die ihm Philippson zu Theil werden läfst.

Die Wiener Zeitung, 5. 2. 1897: Faſst man das Urteil über das Werk Philippsons zusammen, so ergiebt sich, dafs in demselben sowohl die allgemeine geschichtliche Darstellung mit glücklicher Hand entworfen und ausgeführt wie auch der Aufgabe der Charakterisierung des Helden in einer mit den besten Zeugnissen früherer Zeit übereinstimmenden Weise genügt wurde. Das Urteil, welches Alfred Morel-Fatio, einer der ausgezeichnetsten Kenner der spanischen Geschichte, über das Buch gefällt: „Une étude biographique très complète; en même temps qu'un important chapitre d'histoire diplomatique et politique", wäre sonach vollinhaltlich zu unterschreiben.

Philippson, Martin, Professor Dr., **Der Grofse Kurfürst** Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Erster Teil: 1640—1660. VII u. 452 S. gr. 8°. 1897. Brosch. 7,50 *M.*, geb. in Halbfranz 10 *M.*

Magdeburger Zeitung, 1896, No. 591: Mit aufserordentlichem Fleifse und glücklichstem Erfolge hat sich seit Jahren die historische Forschung dem Leben und Wirken des Grofsen Kurfürsten zugewandt; eine Fülle von Urkundenpublikationen hat seine politische Thätigkeit nach innen und nach aufsen aufgehellt; eine grofse Zahl von Einzeluntersuchungen hat seine Verdienste nach dieser oder jener Richtung hin klargestellt. Aber so grofs, ja fast

unübersehbar allmählich die Litteratur über den gewaltigen Fürsten angewachsen ist — eine eigentliche Biographie, die dem Stande der gegenwärtigen Forschung entsprach, fehlte noch, und es mufs daher als ein überaus dankenswertes Unternehmen des bekannten Historikers — bekanntlich eines geborenen Magdeburgers — bezeichnet werden, dafs er nunmehr diese vielfach empfundene Lücke auszufüllen begonnen hat. Seine auf zwei Bände berechnete Lebensbeschreibung soll den gesicherten Ertrag der bisherigen Forschungen zusammenfassen; sie stellt den grofsen Kurfürsten in den Mittelpunkt der Darstellung und sucht ein möglichst zusammenhängendes und klares Bild von seinem Wirken und Wollen darzubieten; sie will nicht nur nachweisen, was des Fürsten Persönlichkeit für Brandenburg-Preufsen und dadurch mittelbar für ganz Deutschland bedeutete, sondern auch, wie diese Bedeutung eine geradezu universelle geworden ist. Dazu bedarf das Bild natürlich eines grofsen und weiten Hintergrundes, was denn auch den immerhin recht beträchtlichen Umfang des Werkes erklärlich macht. So umspannt der erste Band nur die zwanzig Jahre von des jungen Kurfürsten Thronbesteigung am 1. Dezember 1640 bis zum Frieden von Oliva am 3. Mai 1660 — aber welch ein gewaltiger und komplizierter Stoff war auch aus diesem Zeitraum zu bewältigen. Und bewundernswert ist ebenso die klare und lichtvolle Komposition, wie die Kunst der Darstellung, immer und überall steht Friedrich Wilhelms gewaltige Persönlichkeit beherrschend im Mittelpunkte; die Erzählung ist schlicht und anschaulich, ohne überflüssigen rhetorischen Schmuck, aber von wohlthuender Wärme und persönlicher Anteilnahme; vortrefflich sind insbesondere die kulturgeschichtlichen Abschnitte, in denen eine fast verwirrende Fülle von Einzelerscheinungen zu runden, lebensvollen Bildern gestaltet ist. Überall schöpft der Verfasser aus dem Vollen, aber er hat es meisterhaft verstanden, allen gelehrten Ballast auszuscheiden nnd ein Buch zu schreiben, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit edler Volkstümlichkeit verbindet, ein Buch für den grofsen Kreis der Gebildeten, denen darin ein fesselndes Bild des eigentlichen Begründers des preufsischen Staatswesens geboten wird.

L'Independance Belge, 20. 12. 1896: La première partie (1640-1660) d'un important ouvrage sur le grand électeur, qui fit campagne contre Louis XIV, accueillit en Prusse les protestants français chassés de leur pays par la révocation de l'Édict de Nantes, et fut le père du premier roi de Prusse. Le grand électeur est considéré comme le fondateur de la puissance prussienne. Depuis qu'il a renoncé au professorat, M. Martin Philippson, auquel la soience historique est déjà redevable de mainte contribution de haute valeur, se consacre avec un redoublement d'ardeur à des travaux parmi lesquels ce nouveau livre prendra sans nul doute une place brillante. Les manuscrits de la Bibliothèque royale de Berlin, les archives de l'Etat, celles du département de la guerre lui ont fourni pour ce premier volume de son étude sur le grand électeur, qui sera complète en deux volumes, quantité de matéri-

aux médits qu'il a utilisés avec la conscience et la méthode dont témoignent tous ses écrits. *X.*

Philippson, Martin, Professor Dr., **Der Grofse Kurfürst.** Band II (Schlussband): Im Erscheinen.

Pypin A. N., Die geistigen Bewegungen in Rufsland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Band I. Die russische Gesellschaft unter Alexander I. Aus dem Russischen übertragen von Professor Dr. Boris Minzes (Sofia). Autorisierte Übersetzung. XXVI u. 690 S. gr. 8° 1894. Brosch. 12 *M.*

Deutsche Worte. Nov. 1894: Nachdem Rufsland in den letzten Jahrzehnten so grosse litterarische Eroberungen im Westen Europas gemacht hat, wird naturgemäfs das Bedürfnis, sich mit der Geschichte der politischen und geistigen Entwickelung dieses östlichen Landes zu beschäftigen, in einem bisher ungewohnten Mafse sich einstellen. Das vorliegende Buch ist sehr geeignet, diesem Bedürfnisse zu entsprechen. Es behandelt die geistige Bewegung Rufslands unter Alexander I. Der Verfasser ist einer der tüchtigsten Gelehrten Rufslands, die Übersetzung ist ausgezeichnet. Man erfährt aus dem Buche mehr als man nach dem Titel glaubt, und manches Licht fällt aus der genauen Kenntnis der russischen Zustände auch auf die westeuropäische Geschichte, besonders was die hier behandelte Zeit anlangt. Wir wünschen diesem Bande einen vollen buchhändlerischen Erfolg, damit nicht etwa die Fortsetzung der Übersetzung unterbleibe.

Renan, Ernest, Geschichte des Volkes Israel. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von E. Schaelsky. Vollständig in 5 Bänden. 421 S., 511 S., 510 S., 380 S., 408 S. gr. 8°. 1894/95. Brosch. 30 *M.*, in Halbfranz geb. 41,25 *M.*

Wüfste das grofse Publikum, welch eine Fülle von Wissen, von neuen Gesichtspunkten, von grofsartigen, treffenden Vergleichen mit der Gegenwart in diesem geistvollen, wissenschaftlichen, aber durchaus volkstümlich geschriebenen Werke hervortritt, so würde es trotz des Titels, welcher in der „Antisemitenzeit" nicht fair ist, welches aber ebenso treffend Geschichte der Menschheit oder der Civilisation benannt werden könnte, die Lektüre dieses glanzvollen Werkes nicht verschmähen.

Aber der gröfsere Teil des deutschen Publikums hat leider wenig Sinn für gute Bücher, läfst sich an den kurzen Auszügen in den Zeitungen Genüge sein und liest — wenn überhaupt — höchstens Romane und Sensationsschriften. In Frankreich ist von diesem Werke, welches sich jeder Gebildete nicht nur anschafft, sondern auch liest, bereits das zwanzigste Tausend erschienen, während in Deutschland nur eine ganz kleine Gemeinde bisher Notiz von

demselben genommen hat. Nicht eine Geschichte für Israel, sondern eine Geschichte des Volkes Israel, aus welchem das Christentum und die Civilisation überhaupt hervorgegangen ist, hat Renan geschrieben, und hierfür sollte jeder Gebildete Interesse haben.

Herr Pastor Stage, Prediger an der Dankeskirche zu Berlin, schliefst eine Beurteilung in der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* wie folgt:

Eins aber ist sicher, wenn irgend ein Werk Sympathie erwecken kann für die eigenartige Geschichte der alttestamentlichen Religion und des alttestamentlichen Volkes, so ist es dieses. Es ist wissenschaftlich gut fundiert und zeigt, wie wenige derartige Werke, eine geistvolle und überaus fesselnde Darstellungsweise. Die Verlagshandlung hat dem Buche eine seiner Bedeutung würdige, splendide Ausstattung gewährt.

Schabelsky, Elsa von, Harem und Moschee. Reiseskizzen aus Marokko. 203 S. 8°. 1897. Brosch. 2 *M.* 2. Tausend.

Neues Wiener Tageblatt 19. 7. 96: Wir haben nicht viele so amüsante Reisebücher gelesen, die zugleich so viel des Interessanten und Wissenswerten enthalten hätten. Fräulein von Schabelsky hat das Europäern nie vollkommen zugängliche Gebiet an der Nordwestküste unter Umständen durchquert, die ihr Vieles zugänglich machten, was anderen europäischen Reisenden wohl immer verschlossen bleiben wird, und sie berichtet darüber in ungemein anziehender und fesselnder Weise.

Settembrini, Luigi, Erinnerungen a. meinem Leben. Mit einer Vorrede von Francesco de Sanctis. Nach der 9. Auflage des Italienischen. Deutsch von E. Kirchner. Autorisierte Ausgabe. 2 Bände. 1892. 328 S., 347 S. 8°. Brosch. 10 *M.*, in Halbfranz geb. 14 *M.*

Nord und Süd, Bd. LXIV. Heft 19: Dieses Buch, sagt der Übersetzer in der Vorrede, will dem deutschen Publikum einen jener Patrioten, und zwar der Edelsten einen, näher bringen, die ihrem Vaterlande ihr Leben gewidmet, dem Einigungswerke Italiens Gut und Blut geopfert haben.

Und das deutsche Publikum kann dem Übersetzer nur dankbar dafür sein, denn das Buch hält mehr, als es verspricht, es ist ein Zeitgemälde von hervorragender historischer Bedeutung, wie es farbenreicher, packender nicht gedacht werden kann.

Karl Hillebrand sagt von dem Buche: „Wer sich einen Begriff machen will von den neapolitanischen Zuständen von 1830—1860, der lese das Buch. Auch wer gegen das heutige Italien, das so wenig von dem vielen Versprochenen zu halten scheint, gerecht sein will, sollte es lesen."

Aber auch wer sich nicht für Politik und geschichtliche Entwickelung interessiert, sagt mit Recht der Übersetzer, wird in der meisterhaften Erzählung, den plastischen Schilderungen Settembrinis

aufserordentlich viel Anziehendes und Fesselndes finden und nicht umhin können, den glühenden Patrioten, den armen Märtyrer, den naiven Gefühlsmenschen, den zärtlichen Gatten und Vater lieb zu gewinnen und das wärmste Interesse für ihn zu empfinden.

Was ein Mensch vermag, der von einer grofsen Idee getragen, für sie lebt und kämpft, wird man ergreifender kaum dargestellt finden, als in diesem herrlichen Buche.

Die Übersetzung ist vorzüglich.

Dasselbe. Wohlfeile Ausgabe. 2 Bände in einem Bande, 675 S. Gross-Oktav. Brosch. 6 *M.*, eleg. geb. 7 *M.*

Deutsche Worte, 1897. Heft 5: Die Lebenserinnerungen des Gelehrten und Patrioten Settembrini haben eine deutsche Übersetzung sehr wohl verdient. Diese ist wohlgeraten, und die Lektüre dieser zwei Bände ist äufserst genufsreich. Wir sehen einen überzeugungsvollen Mann durch viel Leiden hindurch mutig und unerschrocken dahingehen. Solches Beispiel ist für die herrschenden Klassen von heute sehr vonnöten. Wir möchten wünschen, dafs sie die „Erinnerungen" lesen. Vielleicht schämen sie sich dann und vielleicht kehrt mancher von den besseren unter ihnen in sich ein und um.

Stern, Alfred, Professor an der Universität in Zürich, **Das Leben Mirabeaus.** 2 Bände. XIII u. 322 S., IV u. 329 S. gr. 8°. 1889. Brosch. 10 *M.*, in Halbfranz. geb. 14 *M.*

Aus einer Besprechung von Erich Marks in der *Münchener Allgemeinen Zeitung*. Ein Leben Mirabeaus in seinem vollen Umfange, kritisch vorbereitet, historisch aufgefafst und dargestellt, hat es vor dem Alfred Sterns nicht gegeben; fein, im höchsten Sinne eines Tocqueville und Loménie, geistreich und tief, hat Albert Sorel im grofsen Zusammenhange seines Werkes über Europa und die französische Revolution (II, 1887) kürzlich Mirabeaus politische Rolle in einem glänzenden Kapitel behandelt; eine wirkliche Biographie hat auch er keineswegs überflüssig gemacht. Es ist ein hohes Verdienst unseres Landsmannes, dafs er sie und wie er sie uns geschrieben hat. Man sagt nicht zu viel, wenn man feststellt, dafs dieses Werk Sterns unter den Darstellungen, welche das Jahr 1889 zur Revolutionsgeschichte hervorgetrieben hat, an Umfang und Bedeutung der Aufgabe und an wissenschaftlicher Strenge und Höhe der Arbeit die erheblichste ist: ich glaube, nicht auf deutschem Boden allein.

Stern, Bernhard, An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente. 157 S. 8°. 1897. Brosch. 2 *M.*

Inhalt: Nischny-Nowgorod. Vor der Stadt. — Geschichten aus alter Zeit. — Zarenbesuche in Nischny. — Die Stadt der Wohlthaten. — Städtische Merkwürdigkeiten. — Strafsenwanderung. —

Zur Messestadt. — Geschichte der Messe. — Messetreiben. — Wolgafahrt von Nischny nach Kasan. Wolgafahrt. — Unter Tschuwaschen und Tscheremissen. Kasan. Aus dem alten Kasan. — Momentbilder aus dem modernen Kasan.

Die Blätter f. litterarische Unterhaltung, No. 24, 1897, schreiben: „Mit grofsem Interesse verfolgen wir trotz seines breiten Stils die Wolgafahrt des Verfassers, welcher, selbst ein Kind des gewaltigen nordischen Reiches, die besuchten Städte und ihre Bewohner so anschaulich, lebendig und malerisch schildert, dafs wir uns von der Scholle, an welche wir gebunden sind, losgelöst und mitten in das heilige Rufsland versetzt wähnen. Mag er auch die Bilder, welche er uns vorführt, Momentbilder nennen, so sind sie doch nicht für den Augenblick geboren und kurzlebig wie dieser; sie sind nicht flüchtig aufgenommen und hingeworfen, sondern aus dem vollen und tiefen Leben geschöpft, zumal Stern die Gegenwart mit der fernen Vergangenheit verbindet, von der modernen Messestadt, der „Diamantenschliesse des silbernen Wolgagürtels", und dem modernen Kasan an der Hand der Chroniken, Sagen- und Heldenlieder, geschichtliche Ausflüge in das alte Nischny-Nowgorod, und die einst hochgefeierte „Königin des Ostens" unternimmt. So unterhält und belehrt er uns in einem Zuge.

Stern, Bernhard, Aus dem modernen Rufsland. 168 S. 8°. 1893. Brosch. 2 *M.*

Inhalt: Die Aussätzigen von Jakutsk. — Eine Ohrfeigen-Carriere. — Wenn der Rubel rollt. — Eine Erinnerung an Gontscharow. — Graf und Bauer, Dichter und Mystiker. — Torquemada in Rufsland. — Der Kampf gegen die Sekten. — Die Agonie des Baltentums. — Dorpat und Jurjew. — Quer durch Sibirien.

Blätter für litterarische Unterhaltung vom 21. 6. 1894: Ein markerschütternder Weheruf gellt uns in den Ohren, wenn wir Sterns anschauliche Skizzen, in denen das moderne Rufsland gezeichnet ist, an uns vorüberziehen lassen. Die Seele des heiligen Zarenreiches ist der ehemalige Lehrer Alexanders III., der das vollkommene Vertrauen seines Kaisers und Herrn besitzende Constantin Petrowitsch Probedonoszew, welchem der Verfasser das Kainszeichen des russischen Torquemada aufdrückt. Nach Zehntausenden zählen die Unglücklichen, welche seinem blinden Fanatismus zum Opfer fallen; nach Zehntausenden die Armen und Elenden, die von ihm vertrieben, heimatlos von Ort zu Ort wandern; nach Hunderttausenden die, welche er dem Hungertode und der Verkommenheit preisgiebt. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, alles, was nicht griechisch-orthodox ist, vom Erdboden zu vertilgen. Es ist selbstverständlich, dafs ein solcher Dunkelmann keinen Bund mit der Civilisation schliefsen kann. Darum mufste schliefslich Jurjew über Dorpat, welches gleichsam der letzte Atemzug der Kultur und des Deutschtums in Rufsland war, triumphieren.

Stern, Bernhard, Die Romanows. Intime Episoden aus dem russischen Hofleben. VIII u. 321 S. 8°. 1893. Brosch. 3,50 *M.*, geb. 4,50 *M.*

Die *Vossische Zeitung* vom 18. 5. 1893 schreibt: Das Buch bringt nicht eigentlich Neues, aber es giebt die Thatsachen in kritischer Sichtung, und dem Verfasser ist zu statten gekommen, dafs er des Russischen kundig ist. Der Leser findet hier übersichtlich vereinigt, was er sich sonst aus vielen zum Teil wenig zugänglichen Schriften zusammensuchen müfste. Wie die öden, wüsten, quälenden Träume eines Fieberkranken ziehen diese Geschichten an uns vorüber; von ihnen gilt, dafs sie weder wahrscheinlich noch glaubhaft, aber doch wahr sind.

Stern, Bernhard, Fürst Wladimirs Tafelrunde. Altrussische Heldensagen mit Einleitung und Bibliographie. L u. 219 S. 8°. 1892. Brosch. 3,50 *M.*

Bohemia. Eine Auswahl interessanter altrussischer Heldensagen, deren loser Zusammenhang lediglich durch den Typus der Darstellung und den passiven Mittelpunkt der Heldenlieder, den Fürsten Wladimir, hergestellt ist. Es ist eine Analogie zu unserer Artus- und Gralssage, obwohl der Charakter der russischen Helden (Bogatyrs), dem Lande und den Volksanschauungen entsprechend, grundverschieden von jenen ist. Die Übersetzung kann meisterhaft genannt werden. Die Sprache ist klar und wohlklingend. Das klassische Werk ist daher nicht nur für den Litterarhistoriker von Bedeutung, es wird auch dem Laien grofses Interesse darbringen. Wir begegnen in den Heldenliedern (Bylinen) wunderhübschen Vergleichen, die uns im Deutschen fremd sind. Die ständigen, sehr bezeichnenden Epitheta, Wiederholungen, Anachronismen und köstlicher Humor sind äufserst ergötzlich.

Stern, Bernhard, Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reisemomente. Mit 12 Vollbildern und 33 Textillustrationen nebst einem Anhang: Kaukasische Marschrouten. VII u. 322 S. 8°. 1893. Brosch. 6 *M.*, eleg. geb. 7 *M.*

Westermanns Monatshefte vom Juni 1893: Dieses Buch Bernhard Sterns bietet einen Einblick in die Städte von der Wolga bis zum Wunderlande Samarkand, blendend durch Farbenpracht und eine Fülle historischer Notizen, wie sie in ähnlichen Werken nur selten zu finden sind. So soll der Reisende schildern wie Stern: man wandelt gleichsam an seiner Seite und sieht nicht blasse Schatten, hört keine leeren Namen, sondern gewahrt das farbenbunte Lebensspiel selber. Freilich, die paar angefügten Momentbilder, mehr Gedichte in Prosa voll grofsartigen Schwunges, beweisen, dafs in dem Verfasser auch ein Stückchen eines deskriptiven Poeten steckt. Jedenfalls verdient dieses seinem Werte entsprechend würdig ausgestattete Buch die Gunst vieler Leser.

Scuron, Anna, Graf Leo Tolstoi. Intimes aus seinem Leben. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. Mit einem Portrait Tolstois. VI u. 172 S. 8°. 1895, Brosch. 2 *M.*

New-Yorker Staats-Zeitung, 28. 2. 1897: Endlich einmal etwas Klares, Wahres und Gediegenes über die Persönlichkeit des grofsen Russen zwischen der Menge von Unsinn und Lügen, welche über ihn aus Mifsgunst, Neid und Gehässigkeit verbreitet worden sind! Die in Baden geborene, jetzt 50 Jahre alte Frau Scuron, eine hochgebildete und mit einem hervorragenden Beobachtungstalent begabte Dame, ging nach dem Tode ihres Vaters und ihres Mannes nach Rufsland, um als Erzieherin ihre Angehörigen besser unterstützen zu können. Fünfundzwanzig Jahre hat sie in der Fremde zugebracht, darunter sechs im Hause Tolstois, gewifs eine genügend lange Zeit, um ihn durch den tagtäglichen Hausverkehr gründlich kennen zu lernen. Nachdem sie ihren einzigen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigten Sohn in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre an der Cholera verloren hatte, zog sie sich von aller Welt zurück und lebt jetzt, nur ihren literarischen Arbeiten nachgehend, in Moskau. Als ihr Herr Zabel, mit welchem sie wegen der letzteren korrespondierte, den gewifs gut gemeinten Vorschlag machte, ihre Erinnerungen an Tolstoi zu Papier zu bringen, fürchtete sie zuerst den Vorwurf der Indiskretion, den man ihr machen könnte und teilte die Angelegenheit ihrem gütigen Herrn und Freunde mit. Dieser sah sie mit seinen kleinen stahlgrauen Augen eine Weile an, als ob er in ihrer Seele lesen wollte und sagte dann zu ihr: „Schreiben Sie ruhig über mich! Ich bin überzeugt, dafs Sie Ihre Sache gut machen werden."

Und sie hat sie gut gemacht! Denn so und nur so, wie Frau Scuron uns Tolstoi von seiner etwas wilden Fähnrichszeit angefangen bis auf den heutigen Tag schildert, kann er das geworden sein, was er in seinen verschiedenen Lebensepochen gewesen ist. In der That werden so manche Dinge in seinen Werken erst klar und verständlich, nachdem man das Buch der geistreichen Verfasserin gelesen hat.

Volz, Gustav Berthold, Dr., **Kriegsführung und Politik** König Friedrichs des Grofsen in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges. 218 S. 8°. 1896. Brosch. 3 *M.*

Internationale Revue über die gesamten *Armeen und Flotten* Heft II. Nov. 1896. Dresden. Die kritischen Untersuchungen, welche Dr. Volz auf die beiden ersten Jahre des siebenjährigen Krieges ausdehnt, haben den Zweck, die Absichten des grofsen Königs, welche seine politischen und strategischen Mafsnahmen motivieren, an der Hand eines reichen Quellenmaterials klarzulegen und darzustellen. Da der Verfasser hierbei zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangt, als andere vorangehende und gleichzeitige Schrift-

steller (F. Wagner), so mufs seine Schrift die besondere Aufmerksamkeit derer erregen, welche sich Friedrich den Grofsen und seine Kriege zum besonderen Studiums-Gegenstand gewählt haben.

W. Wereschagin, Lebenserinnerungen. Meine Jugendjahre. Autorisierte Übersetzung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Eugen Zabel. VI u. 296 S. 8°. 1895. Preis 3 *M.* eleg. geb. 4 *M.*

Rundschau: Der weltberühmte Maler, dessen interessante Aufzeichnungen vom asiatischen und türkischen Kriegsschauplatz dem deutschen Publikum schon vor längerer Zeit zugänglich gemacht wurden, giebt uns in diesem Buche die Geschichte seiner Jugendjahre im elterlichen Hause und in den militärischen Erziehungsanstalten, da er als Knabe für den Beruf eines Offiziers bestimmt war und auch als solcher kurze Zeit in der Armee diente.

Diese Aufzeichnungen sind interessant, frisch, klar und schlicht erzählt, geben auch anschauliche Bilder aus diesem Teil des russischen Lebens, besonders da dem Verfasser ein freier, vorurteilsloser Blick eigen ist. Dem sich hierfür interessierenden Leser sei das Buch warm empfohlen.

Wiehr, Dr. Ernst, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813. Mit 6 Skizzen. XI u. 496 S. 8°. 1893. Brosch. 7,50 *M.*

☞ Von allen historischen Zeitschriften wird dieses Werk als eine bedeutende Arbeit bezeichnet.

Die *Vossische Zeitung* schreibt: Dies dem Professor Delbrück gewidmete Buch wird nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen, denn es rüttelt an einer bei uns tief eingewurzelten und beinahe geheiligten Überlieferung.

Zapp, Arthur, Aus Kleindeutschland. Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Nebst einem Anhange: Fingerzeige für Auswanderer. 118 S. 8°. 1886. Broch. 1 *M.*

Die Post vom 21. Okt. 1887: Das Buch ist so reich an treffenden Beobachtungen, dafs wir zu seiner Charakteristik einige Sätze daraus mitteilen wollen. Zapp geht energisch gegen die „Entnationalisierungswut" der deutschen Einwanderer vor. „Für einen Deutschen, der etwas auf seine Nationalität hält, ist es betrübend und demütigend zugleich, das Treiben seiner Landsleute jenseits des Ozeans zu beobachten. Deutsche Sprache und deutsches Wesen werden niemals in den Vereinigten Staaten feste Wurzeln fassen. Schon die zweite Generation geht dem Deutschtum zum bei weitem gröfsten Teile verloren, die dritte ist amerikanisch durch und durch." . . . „Das erste, was der Deutsche thut, ist, seinen Namen zu anglisieren." . . . „In der Häuslichkeit sowohl wie in der Öffentlichkeit, bei der Arbeit, ja sogar beim Essen kopiert er den Amerikaner." . . .

„Der geistig gebildete Deutsche wird sich niemals in Amerika ganz heimisch fühlen, aber auch der minder gebildete Auswanderer wird besonders in den ersten Jahren so manches vermissen, was ihm daheim lieb und teuer war, was ihm nach des Tages Last und Mühe am Abend zur Erholung und Erhebung diente." . . . „Der deutsche Handwerker oder Arbeiter kann nur eine deutsche Frau gebrauchen, denn die Amerikanerin ist erstens nicht gewohnt, in der Weise an den Lasten der Haushaltung teilzunehmen, wie die deutsche Frau, und macht zweitens mehr Ansprüche als ihre deutsche Schwester. Die Deutsch-Amerikanerin, d. h. das in Amerika von deutschen Eltern geborene Mädchen, wächst mit denselben amerikanischen Anschauungen auf." Im Gegensatz zu den „Prachtwerken" über Nordamerika, welche uns dieses Land in verführerischen Farben schildern, verdienen diese nüchternen Aufzeichnungen ernste Beachtung.

Schönwissenschaftliche Litteratur

Berg, C., Der Mitgiftdoktor. Ein Stück aus der Gegenwart. 192 S. 8°. Brosch. 1,50 *M.*, geb. 2 *M.*

Vossische Zeitung vom 4. 6. 1893: Diese Geschichte erzählt von einer Herzensirrung, die spät als solche erkannt und erst nach schweren Schicksalsschlägen berichtigt wird. Dafs sie gerade diesen Verlauf nimmt, ist zum Teil durch die Schwierigkeiten bedingt, die sich dem Titelhelden, einem jungen jüdischen Arzte, bei seinen Versuchen entgegenstellen, sich eine gesellschaftliche Stellung zu erringen. Das Leben in den kleinen oberschlesischen Städten ist scharf beobachtet und zum Teil mit gutem Humor wiedergegeben.

Berg, C., Der Herr Hofprediger hat gesagt . . . . und anderes. Moderne Zeitbilder. 103 S. 8°. Brosch. 1,50 *M.*, geb. 2 *M.*

Schlesische Zeitung vom 22. 1. 1892: . . . . . durchweg sehr flott und gewandt geschrieben . . . . .

Berge, Walter vom, Lustige Fahrten des Grafen von und zu Dattenberg. Für Freunde des Humors erzählt. 2. Auflage. 160 S. 8°. 1,50 *M.*

Inhalt: Stammbaum des Grafen. — Landung in Holland. — Ein scharfsinniger Diplomat. — Ein Herzog in Incognito. — Der fromme Türke. — In München. — Ein Abend mit der Pepita. — Ein Wechselgeschäft an der Table d'hôte. — Wiesbaden. — Eine dunkle Blutthat. — Ein verfrühter türkischer Gesandte. — Limburg

an der Lenne. — Auf dem Ahnenschloſs. — Wie in Osnabrück der 1. April auf den 24. März fiel. — Der Spaziergang auf der Lahn. — Coblenz. — Ein verrückter Hering. — An Bord. — Sprache der Urvölker. — Der wiedergefundene Leibsklave. — Bei der Königin Pomare. — Beim Fürstentag in Frankfurt am Main. — Ein schmucker Doktor. — Chinesische Noten. — Zwei Bärenabenteuer. — Ein arabischer Triumph. — Der Kanzler des Narrenfestes von Köln. — Prinz Carneval in Leipzig. — Das Schützenfest in Neustadt. — Der König kommt. — Eine lustige Kriegsfahrt. — Schluſs.

Die *Allgemeine Modenzeitung*, Leipzig, schreibt: Die Persönlichkeit, deren harmlos launige Fahrten und Erlebnisse der Verfasser des obigen Buches erzählt, ist an der Pleisse ebenso wohl bekannt, wie in den Städten am Rhein und anderwärts. Das ergötzliche Buch wird den zahlreichen Freunden des karnevalistischen Grafen eine freundliche Erinnerung sein.

Couperus, Louis, Novellen. Autorisierte Ausgabe, Übersetzt von E. Otten. 2 Bände. VI u. 151 S. 8°. 165 S. 8°. 1897. Preis 4 *M.*

Inhalt des 1. Bandes: Eine Illusion. — Marquise d'Yéménia. — Ein Seelchen.

Inhalt des 2. Bandes: Hohe Trümpfe. — Kleine Rätsel. — Ein Verlangen.

Monatsschrift für neue Litteratur & Kunst: Louis Couperus ist unter den jung holländischen Romanschriftstellern nicht nur der talentvollste, sondern auch der interessanteste. Frühere Romane haben ihn in Deutschland bekannt gemacht. Auch in diesen Novellen verleugnen sich die Eigenart seiner schriftstellerischen Persönlichkeit und die glänzenden Vorzüge seiner Feder nicht. Couperus ist originell nach Inhalt und Form seiner Schöpfungen. — Er ist ein hervorragender Psychologe, der tiefer, als andere, in die Seele der Menschen hinabzuleuchten und ihre geheimsten und feinsten Regungen zu entschleiern weiſs, und gerade das Seltsame, Unbewuſste lockt ihn am meisten. Alle diese Novellen behandeln eigenartig fesselnde Stoffe. Er ist ferner ein Stimmungskünstler ersten Ranges und ein brillanter Stilist. Seine Sprache, seine Bilder, seine Landschaften sind von einer wahrhaft nervösen Feinheit und von höchster Schönheit. — alles in allem — Couperus ist Décadent; aber einer von den Romantikern unter den Décadents, deren ganzes Sehnen der Schönheit gilt, jener Schönheit, die nur der Traum bietet und die dabei doch mit aller Schärfe das wirkliche Leben zu erfassen und wiederzugeben wissen.

Cronbach, Siegmund, Aus d. Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken aus dem jüdischen Leben. 11. Auflage. 160 S. 8°. 1894. 1,50 *M.*, eleg. geb. 2,50 *M.*

Vossische Zeitung: Der Charakter dieser launigen Erzählungen

ist sofort gekennzeichnet, wenn wir hinzufügen, dafs Onkel Jonas die Geschäfte eines Schadchens betreibt. In und aufser jüdischen Kreisen wird diese photographisch treue Abspiegelung des jüdischen Familienlebens kleinbürgerlicher Kreise dem Leser sicher ein ergötzliches Stündchen gewähren.

Die Grenzboten. Alle sind mit so dramatischer Lebendigkeit hingemalt, dafs sie wie ein lustiges Volksstück sich vor uns abspielen. Herzlich lachen muss man von Anfang bis Ende.

Humboldt, Wilhelm von, Briefe an eine Freundin. Mit einer Einleitung von Fr. v. Hohenhausen. 2. Auflage. XXIX u. 416 S. 8°. Höchst eleg. geb. 6 *M.*

Über Land und Meer schreibt: Wilhelm von Humboldts „Briefe an eine Freundin", welche ein Schmuck unserer deutschen Litteratur sind und den Verkehr eines feinen, edlen Geistes mit einer gemütvollen Frau zu lebendigem Ausdruck bringen, bieten eine Frauenlektüre, wie wir sie uns nicht schöner denken können, und wenn wir gefragt werden, was Frauen in die Hand zu geben, sollten wir immer in erster Linie an dies Buch denken, von dem uns eine neue Ausgabe mit einer Einleitung von Fr. v. Hohenhausen vorliegt, welche uns die Entstehungsgeschichte des Buches kennen lehrt. Möge das Buch dadurch aufs neue in recht viele Hände kommen.

Jensen, Wilhelm, Die Juden zu Köln. Novelle aus dem deutschen Mittelalter. Zweite durchgesehene Auflage. VIII, 278 S. 1897. Brosch. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Aus dem Vorwort zur zweiten Auflage: „Und in der That habe ich mit einem Widerstreben der Veranstaltung dieser neuen Auflage nachgegeben. Nicht um des Inhaltes, doch um der Form willen, in weiterem Sinne, der sich nicht allein auf den Stil erstreckt. Ich könnte heut nicht so schreiben; doch nach dieser Richtung von Grund aus verändert, würde das Buch zu einem völlig anderen. Handlung und Gestalten sind zugleich mit ihrem sprachlichen Kleid entstanden, es läfst sich ihnen nicht ausziehen; sit, ut est aut non sit. Der Autor vermag nur die Bitte zu äufsern, seine Schöpfung nicht mit mannigfachen neueren, vortrefflichen Darstellungen aus dem jüdischen Leben in Vergleich zu ziehen. Gegen die Naturwahrheit derselben könnte sie nicht standhalten; der Grund dafür, schon oben ausgesprochen, liegt auf der Hand.

Trotzdem habe ich der an mich gerichteten Aufforderung willfahrt, und zwar von einem ähnlichen oder dem gleichen Impuls getrieben, der mich vor mehr als dreifsig Jahren dies Buch schreiben liefs, nur heut nicht von der Vergangenheit, sondern von der Gegenwart mit Empörung erfafst. Damals dachte wohl kaum jemand, das Raubtiergelüst des 14. Jahrhunderts könne, von Pfaffen mit und ohne Kutten genährt, wieder im deutschen Volk aufwachen, dem „Kultur"-Fortschritt gemäfs in der Tonart des 19. Jahrhunderts

nach seiner alten Beute zu brüllen. Damals glaubten wir überhaupt nicht, das anbrechende helle Tageslicht der Erkenntnis könne wieder vom Trug, der Heuchelei und Dummheit nächtig verdunkelt werden. Wir haben Vieles damals nicht mehr für möglich gehalten, was uns heute als wirklich vor Auge und Ohren steht.

Wir waren noch jung-unerfahren und vertrauensvoll gläubig; doch wir hätten aus den Büchern der Geschichte wissen müssen, daſs, immer wiederkehrend, nicht die Wahrheit, sondern die Lüge die Menschheit beherrscht.

Vom Leben ist mir auch nachgeholt worden, was meiner Jugend nicht zu teil ward. Mit zahlreichen Angehörigen des israelitischen Stammes bin ich zusammengekommen, und nicht immer — wie es gleicherweise vielfach bei den mir begegnenden Germanen geschah — zu meiner Erfreuung. Ich habe in unteren und oberen Schichten „Juden“ kennen gelernt, die mir persönliche Abneigung eingeflöſst, deren Sinnestrachten und Einfluſs mir als verderblich für die Gesundheit unseres Volkskörpers erschien. Doch halte ich sie immerhin nicht für befähigt, darin mit der groſsen Mehrzahl derer zu wetteifern, die gegenwärtig über die äuſseren Geschicke, die Geistes- und Gemütsentwickelung des deutschen Volkes entscheiden.

Ich habe „Juden“ kennen gelernt, die ich den erleuchtetsten und edelsten Menschen zurechne, mit denen mein Lebensweg mich zusammengeführt.

Sapienti sat, d. h. genug für den, der einsehen will.“

Klausner-Davoc, Ludwig, Jacob. Biblisches Charakter-Drama in fünf Akten. XI u. 164. 8°. 1897. Brosch. 2 *M.*, eleg. geb. 3 *M.*

Blätter für literarische Unterhaltung No. 24, 10. 6. 1897: Unter den biblischen Dramen nimmt das vorliegende eine ausgezeichnete Stelle ein. Gemeinhin pflegen alttestamentliche Stücke von tödlicher Langeweile zu sein, selten sind sie mehr als geistlose, moderne Dialogisierungen von Abschnitten der Heiligen Schrift. Der Fall ist ungewöhnlich, daſs es ein Verfasser versteht, sich in das Leben der Urzeit zu versetzen, Konflikte zwischen den einzelnen Personen zu erfinden und durchzuführen, die auch unser Inneres bewegen. All das gelingt Ludwig Klausner, noch dazu bei einem so schwierigen Stoffe wie die Geschichte des Erzvaters Jakob. Die abstoſsenden Züge, den Lug und Trug, die bald groſsartige, bald kleinliche Ichsucht Jakobs kann freilich keine Bearbeitung wegschaffen, aber volle Anerkennung verdient die dramatische Kunst, mit der Klausner den an sich häſslichen Stoff vertieft und motiviert hat. In dem Stück atmet man morgenländische Luft, weit und klar ist der Horizont, das Leben der Wüstenbewohner mit ihren Herden, ihren Zelten, ihren Sitten wird schlagend zur Anschauung gebracht.

Kohn, S., Der alte Grenadier — Die fidelen Alten. 162 S. 8°. 1893. 1,50 *M.*, geb. 2 *M.*

Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und

Musik. Frankfurt am Main. Seine erste Geschichte „Der alte Grenadier", ein Lebensbild aus dem vormärzlichen Österreich, ist ein rührendes Charakterbild, das die vielfach irrtümlich geglaubte Fabel von dem sorgenfreien Dasein der Juden zwar gründlich zerstören wird, das aber einen herrlichen Einblick in das glückliche Familienleben ganz unbemittelter, sogar ungebildeter Juden gewährt. Die andere Erzählung „Die fidelen Alten" zeigt, welche verderbliche Folgen durch vorurteilsvollen Rassenhafs gezeitigt werden, sie ist eine abschreckendere Warnung vor dem Antisemitismus als manche Streitschrift. In beiden Geschichten bewährt sich Kohn als der alte, künstlerisch hochstehende Meister.

Kranich's, Assessor, **Briefe aus dem Jenseits.** Mitgeteilt vom Adressaten Mac Clown (Dr. Max Hirschfeld). 83 S. 1,25 *M.*

Die *Berliner Wespen* vom 4. September 1886 schreiben: Der genannte, in der Blüte seines Bowlendurstes verstorbene Assessor benutzte seine Mufse im Jenseits, um seinen Freund brieflich zu unterhalten. Unter den vielen Korrespondenzen aus dem unentdeckten Lande, welche in neuerer Zeit in die Öffentlichkeit gelangten, ist die vorliegende besonders lesenswert, da der Autor den ihm angeborenen Humor mit hinüber genommen hat. Wir haben die Briefe mit grofsem Vergnügen gelesen.

Lazarus, Nahida Ruth (Nahida Remy), Ich suchte Dich. Biographische Erzählung. 1898.

Mazuranić, Fran, Schattenbilder. (Lišće.) Skizzen. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ludwig Paul Bertwig. 88 S. 8°. 1894. Brosch. 1,50 *M.*, eleg. geb. 2,25 *M.*

Reichs-Herold, Marburg. Geistvolle Skizzen aus dem Leben sind die „Schattenbilder" des Kroaten Fran Mazuranić. Der Verfasser verfügt über eine grofse Lebenserfahrung und versteht knapp und packend zu schildern. Seine Skizzen erinnern an den Russen Turgenjew, mit dem er ätzende Schärfe gegen die Auswüchse der modernen Heuchel-Kultur gemein hat. Wir empfehlen das interessante Büchlein aufs wärmste.

Reich, Dr. Adolf, Phantastikon. Märchen, Novellen und ästhetische Briefe. 362 S. 8°. 3,50 *M.*, eleg. geb. 5 *M.*

Rudolf von Gottschall schreibt: Das „Phantastikon" ist ohne Zweifel ein liebenswürdiges Buch. Namentlich die Märchen, diese schaumgeborenen Kinder der Phantasie, schmeicheln sich uns durch ihre Grazie ins Herz.

Vossische Zeitung: . . . Der kräftige, oft witzige Stil, die mannigfachen lehrreichen und amüsanten Bemerkungen, der originelle novellistische Inhalt werden dem stattlichen Buche viele Freunde erwerben, was dem regsamen Verfasser wohl zu wünschen ist.

Kreuz-Zeitung: Die Märchen und Novellen Adolf Reichs verraten ein ungewöhnliches Talent und ich habe jede und jede mit wahrem Vergnügen gelesen.

Reich, Dr. Adolf, Berlin wie es lacht und lachte. Geschichten aus dem gegenwärtigen und dem alten Berlin. 252 S. 8°. 1892. Brosch. 2 *M.*

Reichsanzeiger: Der Verfasser, durch sein „Phantastikon" und andere Dichtungen bereits als anziehender Erzähler und humoristischer Dichter bekannt, unterhält uns in dieser Sammlung durch Geschichten aus dem alten und neuen Berlin, die durch Plastik der Darstellung, Humor, Phantasie, Gemüt und durch lokale Färbung recht ansprechen.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 12. 12. 1892. Der Verfasser bringt aus seiner langjährigen und gründlichsten Bekanntmachung mit dem Berliner Leben heitere und anregende Reminiscenzen, denen die Kunst des Autors, Selbsterlebtes anschaulich zu schildern, einen grofsen, fesselnden Reiz verleiht. Die hübschen Genrebilder aus Berlins Vergangenheit und Gegenwart werden gewifs in weiten Kreisen mit grofsem Interesse gelesen werden und namentlich den älteren Jahrgängen unserer Mitbürger viel Vergnügen bereiten.

Ähnlich lauten die Urteile der *Börsenzeitung*, der *Berliner Zeitung*, der *Neuen Zeitung*, der *Roman-Zeitung* etc. etc.

Sammter, Dr. A., Der Rabbi von Liegnitz. Historische Erzählung aus der Hussitenzeit. 156 S. 8°. 1892. 1,50 *M.*, geb. 2 *M.*

Die *Vossische Zeitung* schreibt: Zu diesem Roman hat der Verfasser eingehende Studien über die mittelalterliche Geschichte von Liegnitz angestellt, und es ist ihm wohlgelungen, die alte Zeit glaubhaft und anschaulich wieder aufleben zu lassen. Das Wirken des Rabbi für die Seinen, sein umsichtiges und menschenfreundliches Eingreifen und Vermitteln bei den Bedrängnissen seiner Glaubensgenossen, das glückliche Familienleben in seinen und in ihren Kreisen kann nur sympathisch berühren.

Spicer, M., Kroatische Novellen. 256 S. 8°. 1894. Brosch. 2,50 *M.*

Berliner Neueste Nachrichten: Wenn es wahr ist, dafs die Völker durch ihre Dichter ihr Drängen und Streben den Mitmenschen verkünden und den späteren Geschlechtern erhalten, so mufs man mit tiefer Wehmut im Herzen das Spicersche Buch schliefsen, denn sie alle, von Sischko Mencetic angefangen, der den Reigen der kroatischen Geistesgröfsen eröffnet, bis auf Hrvat-Bosniak, der ihn beendet, künden, wie grofs und mächtig das Streben ihres Volkes gewesen und wie armselig die Erfolge. Dieser wehmütige Zug durchzieht das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Seite, und der frohe Humor, den hier und da ein Dichter anstimmen will, klingt mehr

wie trauriges Lächeln, denn als lustiges Lachen, es scheint fast, als ob der Humor und die frische Lebensfreude nicht zur Volksseele paſste.

Spicer, M., Blätter und Blüten aus Kroatiens Gauen. 256 S. 8°. 1894. Brosch. 4,50 *M.*, geb. 5,50 *M.*

Neues Wiener Tageblatt vom 22. 1. 1894. Die südslavische Dichtung begegnet im deutschen Publikum vollem Verständnis, mit ihrem Wesen haben bereits Herder und Goethe sympathisiert. Sie holt ihre Stoffe aus dem Volksleben, liebt Heldenruhm und Freiheit und besingt die Neigung zum Weibe in frisch quellenden Melodieen. In den letzten Jahren haben sich mehrere deutsche Übersetzer um die südslavischen Litteraturen verdient gemacht, und unter diesen darf Mavro Spiecer fortan als einer der Trefflichsten im Verzeichnis geführt werden. Denn er hat sich das löbliche Ziel gesetzt, die kroatische Dichtung durch eine Anthologie in deutschen Leserkreisen zu Ehren zu bringen. Nicht weniger als 34 Namen sind in derselben vertreten. Aber nicht bloſs die Dichter der Gegenwart finden wir vor, sondern wir machen an der Hand der Sammlung, die einen Zeitraum von vier Jahrhunderten umfaſst, überhaupt einen litterargeschichtlichen Kursus durch, in dessen Verlauf wir uns gern von mancher Perle der kroatischen Dichtung fesseln lassen. Die neueren sind nicht mehr ganz unbekannt. Peter Preradovic zum Beispiel (1818 bis 1872), dessen berühmte Ode „An Gott“ in die Weltlitteratur eingegangen ist, und noch etwa August Schenoa (1838 bis 1881), der neben der Lyrik die Novelle gepflegt hat, finden auch auſserhalb der Marken ihrer Heimat Freunde und Verehrer. Im zweiten Abschnitt des gefällig ausgestatteten Bandes bietet Mavro Spicer einige Proben der erzählenden kroatischen Prosa. Hier hat uns eine Wiener Idille „Rose Mery“ besonders angezogen. Welch eine Farbenfülle, welch eine Flut von wogenden Tönen zieht der Verfasser, Iro Vojnovic, zur Schilderung der Kaiserstadt an der Donau heran! Welche Romantik im Volksgarten, auf der Ringstraſse, in der Oper, auf dem Kahlenberg! So kann nur der Fremde sehen, der nie den Schauer vor der Groſsstadt los werden kann. Von der Überfülle lyrischer Ergüsse abgesehen, die auf eine noch nicht ganz ausgereifte Technik hinweist, stellt sich die Novellette „Rose Mery“ als eine beachtenswerte und abgerundete Leistung da. Die „Blätter und Blüten“ seien wärmstens empfohlen.

Stern, Bernhard, Träumereien und Gedichte. 89 S. kl. 8°. 1893. Brosch. 1,50 *M.*, eleg. geb. 2,50 *M.*

Neue Züricher Zeitung vom 1. November 1893: Anmutige lyrische Kleinigkeiten von Liebesglück und Liebesleid. Manchmal lassen die Lieder die Originalität vermissen, aber manche davon sind so einfach und melodiös, daſs sie einen Musiker unmittelbar zur Komposition einladen müssen.

Schlesische Zeitung 26. 6. 1895: Mit rühriger Einbildungskraft und der Gabe, die Natur symbolisch auszudeuten, hat Bernhard

Stern seine „Träumereien und Gedichte“ geschrieben. Die Ausdeutung eines Gewitters beginnt z. B.:

Tiefer Trauer banger Schauer
Bebt im Antlitz der Natur,
Ihre Klagen wehn im Sturme
Durch die nachtverhüllte Flur . .

Nordd. Allgem. Zeitung: Eine recht ansprechende Sammlung zum Teil tief empfundener, formvollendeter Poesien.

Wolff, Lion, Humoresken aus dem jüdischen Volksleben. 85 S. 8⁰. 1 *M.*

Wolff, Lion, Israelitische Haus- und Familien-Chronik. IX u. 113 S. gr. 4⁰. Hoch eleg. geb. in Goldschnitt 12 *M.*, in Kalbleder mit Goldschnitt und Schloſs 15 *M.*

Dasselbe. Neue wohlfeile Ausgabe eleg. geb. 6 *M.* (ohne Goldschnitt).

Berliner Börsen-Courier: Da liegt vor uns, reich und mit originellem Geschmack ausgestattet, ein prächtiges Buch im Albumquart. Hochfein in Kaliko oder Kalbleder gebunden, weckt das originelle Werk unsere Neugier. Es ist ein Buch, dessen wesentlichsten und wertvollsten Inhalt die Käufer und Besitzer erst hineinschreiben sollen, obwohl es bereits durch eingestreute Gedichte von verführerischem Wohllaut, durch Sinnsprüche, Bibel- und Talmudsentenzen unser Interesse erregt. Es ist eine „Familien-Chronik“, speciell für israelitische Familien berechnet und von dem Vorsitzenden der „Hilfskasse für israelitische Kultusbeamte und deren Witwen und Waisen in Deutschland“, Herrn Prediger L. Wolff-Berlin, herausgegeben. Das Buch ist für Eintragung aller Familiendaten und Ereignisse bestimmt, es soll zur regelmäſsigen Führung der Familiengeschichte zugleich Gelegenheit geben und reizen. Auf den Familiensinn mit Glück spekulierend, ist das Buch zugleich in hohem Grade geeignet, den Familiensinn zu wecken, die Anhänglichkeit an die Familien-Traditionen zu nähren.

Zangwill, J., Der König der Schnorrer. Humoreske. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von Adele Berger. 193 S. 8⁰. 1897. Brosch. 2 *M.*, geb. 2,50 *M.*

Zangwill, J., Kinder des Ghetto. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von Adele Berger. 2 Bände. Bd. I. XV. 410 S. Bd. II. 326 S. 1897. Brosch. 7 *M.* 50 *₰* ord., eleg. geb. 10 *M.*

Über Zangwill und seine Werke schreibt Dr. Carpin in Heft 9 der *Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst*: Was zunächst den Titel „Kinder des Ghetto“ anlangt, so ist er natürlich nicht wörtlich zu nehmen. In der Hauptstadt des Inselreiches hat es nie

ein Ghetto gegeben, wohl aber hat sich neuerdings, seit den russischen Judenverfolgungen im Anfang der achtziger Jahre, in dem sogenannten Ostende von London eine im Vergleich zu der früher sehr spärlich gesäeten jüdischen Bevölkerung recht stattliche, jüdische Kolonie angesammelt, so dafs man in diesem Sinne mit einer gewissen Berechtigung von einem Londoner Ghetto reden kann. Das Leben und Treiben in diesem Viertel an der Quelle mit aller Gründlichkeit studiert und die Resultate dieses liebevollen Studiums mit meisterhafter Feder zu Papier gebracht zu haben, ist das unstreitbare Verdienst Zangwills, eines Realisten im besten Sinne des Wortes. Wie lebenswahr sind nicht alle die Hausierer, Handwerker, Rabbiner, Dichter und Journalisten, Schnorrer, Frauen und Mädchen geschildert, eine buntscheckige, ernste und doch lebensfrohe Gesellschaft, die in ihrer ganzen Natürlichkeit und Ungezwungenheit vor unserem geistigen Auge vorüberziehen. Diese ruhige und äufserst friedfertige, lediglich in ihrem Gewerbe nachgehende Bevölkerung, welche nie mit den Polizeiorganen in Konflikt gerät, mit der sich höchstens die Statistiker, wie Charles Booth beschäftigen, indem sie gewissenhaft ihre Lebensweise, ihre Beschäftigung, die Zahl der Familienmitglieder, Zimmer u. s. w. notieren, ist hier im vorliegenden Buche zum ersten Male mit dem Griffel des Künstlers gezeichnet worden.

So wie Zangwill seine Gestalten uns vorführt, gerade so sind sie in Wirklichkeit, nicht besser und nicht schlechter. Weder schmeichelt er dem Judentum, noch schwärzt er es an. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit kennzeichnet er die schmutzigen Höhlen des Ostends und die fashionablen Salons des Westens von London. Eine Nationaltragödie, in die, wie bei dem gröfsten Tragiker aller Zeiten, komische Züge in Masse erworben sind, wird mit diesen dem Alltagsleben entlehnten Figuren vor unserm geistigen Auge entrollt. Wir lachen manchmal förmlich unter Thränen. Selbst die scheinbar trivialsten Figuren verraten eine so feinfühlige Beobachtung der Fehler und Vorzüge des jüdischen Stammes in seiner Abgeschlossenheit, dafs wir keinerlei Bedenken tragen, Zangwill den Meistern der Erzählung auf dem Gebiete des jüdischen Lebens, einen Bernstein, Kompert, Francos und — last not least — einer Elise Orzesko als ebenbürtig anzureihen.

Zapp, Arthur, Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben. 2. Auflage. 1896. 160 S. 8°. Brosch. 1,50 *M.*, in elegantem Einband 2,50 *M.*

Die *Allgemeine Modenzeitung* schreibt: In der reizenden, stimmungsvollen Erzählung „Die Rose von Sesenheim" hat Arthur Zapp das Liebesverhältnis Goethes mit Friederike Brion, der lieblichen Pfarrerstochter in Sesenheim, mit poetischen Farben ausgemalt und es auch vortrefflich verstanden, den Schatten, den dieses Verhältnis auf Goethes Leben wirft, so zu mildern, dafs der sympathische Eindruck sowohl bei Goethe, als der sich aufopfernden

Friederike gewahrt bleibt. Friederike erscheint als die edle Dulderin, die freiwillig die Rechte ihres Herzens aufgiebt, um den Geliebten auf der Staffel des Ruhmes emporsteigen zu sehen. Die Leidenschaft in ihrer Brust und die Wandlung zur stillen, edlen Resignation ist mit psychologischer Feinheit ausgeführt.

Bildungsschriften. Erziehung und Unterricht.

Sprachlehrbücher.

Berlitz, English Part. First Book. Second revised edition. By M. D. Berlitz. 7. Auflage. 98 S. 8°. Geb. 2,50 *M.*

— — Second Book. 170 S. 8°. 5. Auflage. Geb. 3 *M.*

— — Illustrated edition for children. 112 S. 8°. 1897. Geb. 2,50 *M.*

— **Partie française.** Premier Livre. Par M. D. Berlitz. 100 S. 8°. 7. Auflage. Geb. 2,50 *M.*

— — Deuxième Livre. 154 S. 8°. 5. Auflage. Geb. 3 *M.*

— — Littérature Française. 250 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 4 *M.*

— — Édition illustrée pour les enfants. 108 S. 8°. 1896. Brosch. 2 *M.*, geb. 2,50 *M.*

— **Deutscher Teil.** Erstes Buch. 95 S. 8°. 4. Auflage. Geb. 2,50 *M.*

— — Zweites Buch. 172 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 3 *M.*

— — Illustrierte Ausgabe für Kinder. 111 S. 8°. Geb. 2,50 *M.*

— **Parte Española.** 221 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 4 *M.*

— **Parte Italiana.** 184 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 4 *M.*

— **Русскій Языкъ.** 176 S. 8°. Geb. 4 *M.*

The Berlitz Method. Illustrations for the object lessons in the first book. 16 Tafeln 8°. Geb. 2 *M.*

Berlitz, M. D., Les verbes appris par la conversation. Suivis des règles sur l'emploi des temps et des modes. VIII u. 156 S. Kl. 8°. 1897. Geb. 2 *M.*

Berlitz, M. D., Praktische Schulgrammatik. Ein kurzgefafstes Lehrbuch der Hauptschwierigkeiten im Deutschen. Mit zahlreichen Übungen. VII. 120 S. Eleg. kart. 1,50 *M.*

Über die Französische Ausgabe für Kinder schreibt die *Berliner Morgenzeitung*: Gewifs haben Kinder, die zweisprachig heranwachsen, etwas voraus vor anderen. Nur müssen sie auch in beiden Sprachen wirklich guten und ausreichenden Unterricht geniefsen. Wenn sie im Französischen perfekt sind, so liegt es nahe, dafs Sie als zweite Sprache dem Französischen vor dem Englischen den Vorzug geben. Aber Sie zweifeln an ihrer Begabung zu lehren, und glauben, den Kindern niemals eine Gouvernante ersetzen zu können. Wenn ihnen die Mittel, eine Gouvernante zu halten, fehlen, so versuchen Sie es mit der illustrierten Ausgabe für die Kinder des französischen Lehrbuchs nach der Methode von M. D. Berlitz. Hier wird die französische Sprache gewissermafsen in die Gedanken und Anschauungswelt der Kinder eingeschmuggelt. Eine Gouvernante kann es nicht besser besorgen. Die Kleidungsstücke, die Möbel die häuslichen Gerätschaften, die Jahreszeiten, die Farben, die Tierwelt des Hofes, der Garten u. s. w., alles ist in niedlichen Bildern mit französischen Unterschriften, Erklärungen, Fragen, kleinen Erzählungen vertreten. Auch für die englische und deutsche Sprache ist soeben ein solches Lehrbuch erschienen.

Campe, Joachim Heinrich, Theophron, oder: Der erfahrene Ratgeber für die unerfahrene Jugend. Herausgegeben von W. Krause. VIII u. 292 S. 8°. 1,80 *M.*, eleg. geb. 3 *M.*

Dieses berühmte Werk eignet sich besonders zum Geschenk für heranreifende Jünglinge.

Fawcett, M. G., Volkswirtschaftslehre für Anfänger. Nach der sechsten Auflage des englischen Originals für Deutsche bearbeitet von F. C. Philippson. VIII u. 257 S. 8°. Berlin 1888. 3 *M.*, geb. 3,75 *M.*

Die *Weserzeitung* vom 6. November 1888 schreibt: Der verstorbene Prof. Fawcett nahm in England als Nationalökonom eine sehr angesehene Stellung ein. Obwohl eigentlich kein schöpferischer, kein auf ungebahnten Pfaden vorwärts drängender Geist, genofs er aufserordentliches Ansehen, und zwar als klarer Kopf. Sein Darstellungsvermögen zeichnet sich durch leichte Verständlichkeit bei grofser Schärfe aus. In dieser Beziehung hat er viel Verwandtes mit Adolf Bastiat. Die obengenannte kleine Schrift vereinigt mit den erwähnten Vorzügen auch den der Kürze. Sie ist geradezu für Anfänger bestimmt und geht deshalb nicht darauf aus, ein doktrinäres Lehrgebäude zu errichten, sondern dem Wissensbedürftigen im einzelnen, konkreten Fall genaue Auskunft zu erteilen.

Sie ist deshalb nach Art eines Katechismus eingerichtet. Die einzelnen Abteilungen betreffen: die Vermögensproduktion; den Vermögens- und Gütertausch; die Vermögensverteilung; den auswärtigen Handel, den Kredit und die Besteuerung. Als Beispiele der kleinen Einzelabschnitte greifen wir heraus: „Welche Dienste leistet die Arbeit der Produktion?" „Beispiele von der Höhe, welche eine geschickte Arbeit dem Wert von Gütern verleihen kann"; „Über Arbeit, welche indirekt produktiv ist"; „Über unproduktive Arbeit" u. s. w. Wo die Darstellungsweise so spezifisch englisch ist, dafs der deutsche Leser Schwierigkeit mit dem Verständnis haben würde, hat der Übersetzer — ein ebenfalls sehr erfahrener, volkswirtschaftlich gebildeter Mann — sie durch Einschiebungen vollständiger gemacht.

Giberne, Agnes, Das Luftmeer. Autorisierte Ausgabe nach der fünften Auflage des Englischen von E. Kirchner. Mit 16 Abbildungen und einer Vorrede. X u. 384 S. 8°. 1896. Preis 4,50 *M.*, hochelegant geb. 6 *M.*

Giberne, Agnes, Sonne, Mond und Sterne. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von E. Kirchner. XIII u. 312 S. 8°. 1894. 4 *M.*, hocheleg. geb. 5,50 *M.*

Giberne, Agnes, Strahlende Sonnen. Folge von Sonne, Mond und Sterne. Mit einem Vorwort von Mrs. Huggins. Deutsch von E. Kirchner. Autorisierte Ausgabe mit vielen Illustrationen und Vollbildern. XII u. 370 S. 8°. 1897. Brosch. 4,50 *M.*, hocheleg. geb. 6 *M.*

Giberne, Agnes, Unter den Sternen oder: Wunderbare Dinge am Himmel. Autorisierte Übersetzung nach der neunten Auflage des Englischen von E. Kirchner. Mit zahlreichen Vollbildern. 194 S. gr. 8. 1897. Eleg. kart. 4,50 *M.*

Berliner Pädagogische Zeitung vom 10. Mai 1894. Ein populäres Buch in des Wortes bestem Sinne! Bedauert haben wir bei der Lektüre nur, dafs das Original des Werkes nicht der deutschen Litteratur angehört. Es hat fast den Anschein, als stände unsere Gelehrtenwelt der Popularisierung der Wissenschaften feindlich gegenüber. Über der Gründlichkeit der Forschung wird in der Darstellung die Rücksicht auf das gebildete Laienpublikum leider gar zu oft aufser acht gelassen. Werke, wie die geologischen und geographischen Leitfäden und Lehrbücher von Geikie oder wie das vorliegende giebt es in der deutschen Litteratur sehr selten oder gar nicht. Da werden dann von Geistern untergeordneten Ranges allgemein-verständlich sein sollende Darstellungen versucht, die entweder den Stempel der Oberflächlichkeit an der Stirn tragen

oder als Auszüge aus einem Original die Wissenschaft in den Ruf der Langweiligkeit und Ungenieſsbarkeit bringen. In dem zur Besprechung stehenden Werke führt A. Giberne den Leser unter Vermeidung schwieriger mathematischer Hilfsmittel in zwei Kursen (ausgehend von der früheren Ansicht über die Erde als Mittelpunkt des Universums) durch unser Sonnensystem, macht ihn mit den verschiedenen Verhältnissen auf den einzelnen Planeten, den Kometen und Meteoren vertraut, um zuletzt im dritten Kursus (der die Fixsterne, ihr Wesen, ihre Bewegungen, Entfernungen, die Ergebnisse der spektralanalytischen Untersuchungen und der Himmelsphotographie behandelt) ihn, indem er „Erde und Planeten aus dem Gesicht verliert", zu einer Stufe zu führen, „wo die groſse Centralsonne unseres Systems selbst nur noch als ein flimmernder Lichtpunkt unter hundert Millionen Sternen erscheint", wo er in Ehrfurcht schweigend die groſsen Wunder der Natur anstaunt. Frei von Oberflächlichkeit, in ernstem und doch unterhaltendem Tone weiſs die Verfasserin den Leser bis zum Schlusse in Spannung zu erhalten. Dabei ist es überraschend, mit welch einfachen Mitteln sie die gröſsten Entfernungen und schwierigsten Verhältnisse anschaulich macht. In diesem Punkte kann auch der Lehrer für seinen Unterricht manchen Vorteil aus dem Buche ziehen. Für die Güte desselben dürfte auch der Umstand sprechen, daſs es seit 1879 in 20ster Auflage erscheint. Wir können die Lektüre allen empfehlen, die sich ohne strenge Studien auf dem Gebiet der Astronomie orientieren wollen.

New-Yorker Staatszeitung vom 28. 2. 1897: Fräulein Agnes Gieberne ist für unsere Leser keine Fremde mehr — siehe die eingehende Besprechung ihres herrlichen Buches „Das Luftmeer" im „Sonntagsblatt" vom 23. Februar v. J. Wie in jenem, so sucht sie auch in dem vorliegenden und ihren übrigen Werken („Unter den Sternen", „Sonne, Mond und Sterne" u. s. w.) ihre Hauptaufgabe darin, daſs sie die auf streng wissenschaftlicher Basis begründeten Thatsachen in populäre Worte kleidet und uns, so zu sagen, auf den „Dutzfuſs" mit den zahllosen gigantischen Sonnensystemen und den Myriaden von, dem bloſsen Auge nicht mehr erkennbaren Sternen bringt. Es müſste in der That ziemlich sonderbar zugehen, wenn ein verständiger Leser oder eine ebensolche Leserin der sämmtlichen Werke der Verfasserin nicht reichlich soviel daraus lernen würde, wie wenn er oder sie einige Kolleginnen über die erhabene Sternkunde hören würde. Wer daher nicht immer leichtere Erzeugnisse der modernen Litteratur oder Dinge, die den Namen „Litteratur" gar nicht mehr verdienen, lesen, sondern auch einmal etwas ernstere, zur Fortbildung des menschlichen Geistes beitragende Werke zur Hand nehmen will, dem empfehlen wir Fräulein Gibernes Werke auf das dringendste. Sie enthalten keine Zeile, die nicht lesenswert wäre, und die in den Text eingewobenen Illustrationen u. s. w. lassen nichts zu wünschen übrig.

Nordd. Allgem. Zeitung 17. 12. 1896: Agnes Giberne, eine Meisterin in der populären Darstellung schwieriger naturwissenschaftlicher, speciell astronomischer Gegenstände und unter ihren Lands-

leuten längst nach Verdienst geschätzt, hat sich im vorigen Jahre mit ihrem Buche „Sonne, Mond und Sterne“ zum ersten Mal der Leserwelt Deutschlands vorgestellt. Von derselben Hand wie jenes Buch übersetzt, ist nun in diesem Jahre eine Art Fortsetzung, bezw. Ergänzung dazu erschienen, die gleichfalls auf das Wärmste zu empfehlen und sowohl um des Stoffes wie um der Darstellungsart willen in weite Kreise einzudringen berufen ist. Das Buch führt den Titel: „Strahlende Sonnen“. Im Mittelpunkt der sehr anschaulich und durchaus allgemein verständlich geschriebenen Darstellung stehen eine Anzahl Aufsätze über die Spektralanalyse. Die Art, wie die Verfasserin auf die Formulierung der Probleme vorbereitet, ist ungemein anregend und lebendig. Sie läfst den Leser an der Lösung gewissermafsen selbst mit arbeiten. An astronomischen Werken, die der gebildete Laie ohne gröfsere mathematische und physikalische Vorkenntnisse versteht, herrscht kein Überflufs, im Gegenteil: wir wären in Verlegenheit, wenn wir ein derartiges Werk, abgesehen von den Büchern unserer Verfasserin, empfehlen sollten. Die Übersetzung liest sich sehr glatt

Nordd. Allgem. Zeitung 17. 12. 1896: Derselbe Verlag erwirbt sich noch durch die Herausgabe eines anderen Werkes der englischen Schriftstellerin ein Verdienst. „Unter den Sternen“ oder „Wunderbare Dinge am Himmel“ heifst dieses nach der neunten Auflage des Originals ebenfalls von E. Kirchner ins Deutsche übersetzte, reich illustrierte Buch. Es ist für die Jugend bestimmt, die da viel fragt und selten befriedigende Antwort findet. In Agnes Gibernes Buche werden die jungen Leser alle die Fragen wiederfinden, die ihnen, wenn sie ernst und verständig beanlagt sind, gewifs schon oft beim Anblick des gestirnten Himmels gekommen sind. Wie grofs ist ein Stern? Warum leuchtet er? Woher kommt er abends, und wohin geht er Tags über? Wie entstehen die Jahreszeiten? u. s. w. u. s. w.“. Auf alle diese und tausend andere daraus entspringende Fragen wird ihnen in dem Buche Antwort. Und zwar in einer so anziehenden Weise (gewählt ist die Darstellungsform einer Art pädagogischen Erzählung), dafs ihnen jede Seite neuen Genufs bereiten wird. Auch erwachsene Leser werden Manches aus dem Buche lernen, denn auf wenigen Gebieten ist unter den Gebildeten die Unwissenheit gleich grofs, wie in der Astronomie. — —

Die rühmlichst bekannte Verfasserin von „Sonne, Mond und Sterne“ und „Das Luftmeer“ bietet im vorliegenden ein Werk, das wohl einzig in seiner Art sein dürfte. Soweit uns bekannt ist, wurde noch nie der Versuch gemacht, Kindern in ähnlicher Weise, wie es hier geschehen ist, die Wunder des Himmels zu erschliefsen. Die Schule kann den jüngeren Kindern nichts geben, als das Wesentlichste über die Gestalt und Bewegungen der Erde und über ihr Verhältnis zu den übrigen Weltkörpern unseres Sonnensystems. In diesem Buche wird ihnen ein wahrer Schatz astronomischer Kenntnisse vermittelt, die man bisher als das kindliche Fassungsvermögen übersteigend ansah. Die der gelehrten Ver-

fasserin eigene Gabe schlichter, anziehender poetischer Darstellung bekundet sich hier von neuem, indem sie den schwierigen Stoff in eine dem Kindesalter angemessene Form zu kleiden verstand. Die Belehrungen sind teils in brieflicher, teils in mündlicher Unterhaltung, durch Fragen und Antworten zwischen einem wifsbegierigen Knaben und einem Professor der Astronomie gegeben, und das Ganze ist durch einen erzählenden Text verbunden. Diese Art ist sehr geeignet, das Interesse der kleinen Leser bis zum Ende wach zu erhalten. Wenn auch dem kindlichen Geiste die ungeheuren Ausdehnungen der Weltkörper, die unermefslichen Entfernungen der Sterne von einander, die rasende Geschwindigkeit ihrer Bewegungen noch weniger fafsbar sind als dem erwachsenen Menschen, so wird ihm doch vielerlei zugeführt, was er begreift und festhält, was die Phantasie anregt und befruchtet. Die Begriffe von Raum und Zeit üben sich an dem Gegenstande, und das alles beherrschende Gesetz der Kausalität wird in wirksamster Weise zur Anschauung gebracht.

Der Vorstand des Vereins zur Reform der Jugendblätter.

Schlesische Zeitung vom 19. 12. 96. Agnes Giberne ist auf dem deutschen Büchermarkte zuerst vor zwei Jahren mit dem epochemachenden Werke „Sonne, Mond und Sterne“ erschienen, das in ihrem Heimatslande binnen kurzer Frist 20 Auflagen erlebte. Infolge mehrfacher Aufforderungen hat sie für solche reifere Knaben, deren Verständnis jedoch für „Sonne, Mond und Sterne“ noch nicht ausreichte, das Buch „Unter den Sternen“ verfafst. Es ist eine geradezu ausgezeichnete Einführung in die Wissenschaft von den Sternen für solche, welche noch keine Vorkenntnisse besitzen. Die Darstellungen beruhen durchaus auf der Grundlage streng wissenschaftlicher Forschung, und sie trotzdem ungemein fesselnd zu gestalten, mit der Belehrung eine höchst anregende Unterhaltung zu verbinden, darin eben besteht die Kunst von Agnes Giberne. Sie ist nicht nur eine gelehrte, welche mit ihren Werken den Beifall berühmter Forscher gefunden hat, sondern auch eine Dichterin, die an den „melodischen Wandel der Sterne“ sinnige Betrachtungen knüpft. Vor allem aber gebührt ihr das Verdienst, dafs unter ihrer Leitung der Lernende mit spielender Leichtigkeit in den schwierigen Gegenstand eindringen kann, und wer ihr bis zum Ende des Buches folgt, hat schon einen hübschen Besitz astronomischer Kenntnisse erworben, auf dem er erfolgreich weiterbauen kann. Wissenschaftlich wird ja die Astronomie in Deutschland mindestens ebenso gründlich betrieben wie in anderen Ländern, aber an guten populären Büchern war bisher ein Mangel, dem Agnes Giberne's Buch abhilft. Die Übersetzung läfst im Stile manches zu wünschen übrig und ist nicht frei von Anglicismen; sie erfüllt aber vollkommen ihren Zweck. Mehrere gut ausgeführte Farbdruckbilder werden das Verständnis der jungen Leser wesentlich fördern, besonders wenn neben der Lektüre auch die Unterweisung eines Erwachsenen mit Demonstrationen am abendlichen Sternenhimmel einhergeht. Wer seinen Knaben ein nützliches und

interessantes Weihnachtsgeschenk machen will, gebe ihnen dies Buch. — n —

Leipziger Neueste Nachrichten vom 8. 12. 96. Wer es mit seinen Jungens gut meint, der gebe ihnen das Buch und arbeite es selber mit ihnen durch daheim und draufsen. -Z-.

Die Kölnische Zeitung schreibt vom 7. 1. 97. Das Werk, das uns hier in deutscher Übersetzung geboten wird, hat in England und Amerika sehr grofsen Erfolg gehabt. Die Verfasserin plaudert darin in gemütlichem Ton über Geschichte und Errungenschaften der Sternkunde, und da sie keine Vorkenntnisse beim Leser voraussetzt, so kann das Buch von jedem mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden.

Über Land und Meer No. 14. Bd. 77. Agnes Gibernes berühmtes Werk „Sonne, Mond und Sterne," das in der Heimat der Verfasserin wie auch in Deutschland viele Auflagen erlebt hat, liegt jetzt auch in einer Bearbeitung für die Jugend unter dem Titel: „Unter den Sternen" vor (Berlin, Siegfried Cronbach). Sehr glücklich ist in dieser Fassung der Ton für das heranwachsende Geschlecht getroffen, das durch dieses Buch lieber und leichter mit den Wundern des Sternenhimmels vertraut werden wird, als durch streng sachliche Erklärungen. E. Kirchner hat das Buch, dem eine Reihe hübscher Abbildungen beigegeben ist, in treffliches Deutsch übertragen. Noch bei einem zweiten Werke derselben Autorin und des gleichen Verlages bekundet er seine Übersetzungskunst: „Strahlende Sonnen." In diesem Werke giebt Agnes Giberne eine Fortsetzung ihres ersten von so grofsem Erfolge gekrönten Werkes. Dem Leser werden hier auch die kleineren Gestirne vorgeführt, und zugleich erhält er eine instruktive Anleitung zur Beobachtung des gestirnten Himmels. Nicht minder fesselnd ist der geschichtliche Rückblick auf die Anfänge der Himmelskunde und ihre weitere Entwickelung. Das von vielen Abbildungen begleitete Werk ist als treffliches Volksbuch, in das mit Nutzen sich auch die reife Jugend vertiefen kann, zu empfehlen.

Bayerische Lehrerzeitung vom 26. 2. 97. Die Verfasserin verfolgt mit Geschick die schwere Aufgabe, eines der schwierigsten, aber auch dankbarsten Wissensgebiete zu popularisieren: Die Astronomie. Das hat sie schon in einem früheren Werke: „Sonne, Mond und Sterne" mit Glück gethan, und es scheint ihr auch hier gelungen zu sein, eine ebenso anziehende als belehrende Fortsetzung des dort Anfängern Gebotenen zu liefern. Wir finden hier eine Skizze der Astronomie von den frühesten Zeiten bis zur Entwickelung der Spektral-Analyse, dann wird diese selbst in leicht faſslicher Weise vorgeführt und endlich das bis jetzt bekannte Sternenuniversum einer erhebenden Betrachtung unterzogen. „Genieſsbar für jung und alt", diese beste Censur einer Volks- und Jugendschrift, trifft hier zu und erspart jede weitere Anpreisung.

Post v. 20. 12. 96. Die freundliche Aufnahme, welche die deutsche Übersetzung von A. Gibernes Buch „Sonne, Mond und Stern" ge-

funden, hat Übersetzer und Verleger veranlafst, die Fortsetzung „Strahlende Sonnen" gleichfalls der deutschen Leserwelt zugänglich zu machen, nachdem auch diese Schrift in England und Amerika mit grofsem Beifall aufgenommen worden ist. Der Erfolg des Werkes ist durchaus erklärlich, die Verfasserin versteht es, in einfacher und dabei origineller Darstellungsweise ein anschauliches Bild der grofsen Errungenschaften der neueren Astronomie zu geben und dadurch den weitesten Kreisen eine Fülle edelster Belehrung darzureichen. Wir können das Buch um so mehr empfehlen, als es im besten Sinne populär geschrieben ist und sich von Oberflächlichkeiten sowie von Langeweile freihält. Von derselben Verfasserin und im selben Verlage ist gleichzeitig „Unter den Sternen" erschienen ein Buch, welches Agnes Giberne auf Wunsch von Eltern- und Lehrerkreisen für die Jugend verfafst hat. Wie sehr sie auch hier das Richtige durch ihre Darstellungsweise getroffen, beweist der Umstand, dafs in kurzer Zeit sieben Auflagen dieses Buches erschienen sind. Durch zahlreiche farbige Illustrationen wird das Verständnis in dankenswerter Weise erleichtert.

Hendess, H., Allgemeine Giftlehre. Übersichtlichste Darstellung der gewöhnlichsten Giftstoffe in ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrem Verhalten gegen Reagentien, ihren Wirkungen und ihren Gegengiften, sowie der besten Methoden zur Ausmittelung derselben. Mit Anhang, enthaltend die neuesten gesetzlichen Bestimmungen über den Verkehr mit Giften. Ein praktisches Handbuch für Ärzte, Apotheker, Juristen, wie für Gebildete aller Stände. 107 S. 8°. 2 *M.*

Schlesische Zeitung . . . hochwillkommen. Sie wird nicht blofs dem Fachmann, sondern jedem ein zuverlässiger Ratgeber zur schnellen und richtigen Behandlung in Vergiftungsfällen sein.

Hendess, H., Waren-Lexikon für den Drogen-, Spezerei- und Farbwaren-Handel, sowie der chmischen und technischen Präparate für Apotheker. Vollständiges Verzeichnis der lateinischen und deutschen älteren Namen dieser Waren mit ihren Synonymen, nebst genauer Angabe über Abstammung, Klassifikation, Vaterland oder Standort, Bereitung, Charakteristik, Verwechselungen und Verfälschungen, Bezugsquellen, Art der Verpackung und Verwendung derselben. 2. Aufl. 297 S. gr. 8°. 4 *M.*

Kolonialwaren-Zeitung: Das Buch ist in jeder Beziehung reichhaltig und giebt die nötigen Hinweise für synonyme Benennungen. Wir wollen an dieser Stelle empfehlend auf dasselbe hinweisen, umsomehr, als der Preis ein äufserst billiger ist.

Heyse, Dr. Joh. Christ. August, Fremdwörterbuch, oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke Mit der Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung. 16. Aufl. 840 S. gr. 8°. Geb. 5,50 *M*.

Dieses Fremdwörterbuch ist das beste und vollständigste, unentbehrlich für Jedermann.

Hohenstein, Cäcilie von, Neuer Briefsteller für Damen. Eine Sammlung von Musterbriefen für alle Vorkommnisse des weiblichen Lebens. Mit Regeln über Briefstil und dessen Anwendung, Zusammenstellung aller Titulaturen, einer kleinen Sprachlehre und Auswahl von Stammbuchversen. 2. Auflage. 316 S. 8°. Geb. 1,50 *M*.

Hubert, Wilh., Die Grundregeln der deutschen Sprache. Ein gemeinfafsliches Hilfsbuch zur Selbsterlernung des richtigen Schreibens und Sprechens, namentlich für diejenigen, die in ihrer Schulbildung zurückgeblieben sind. 2. Auflage. 130 S. 8°. 1,25 *M*.

Knigge, Über den Umgang mit Menschen. Vollständig neu herausgegeben von Jean Dufresne. 20. Aufl. 23 Bogen Klassikerformat. 332 S. 8°. 0,50 *M*. eleg. geb. 1 *M*.

— Dasselbe auf Schreibpapier. 21. Aufl. Hocheleg. 1,50 *M*., eleg. geb. 2,25 *M*.

Maass, Dr. M., „La Prononciation Française". Die Kunst, elegant und richtig französisch zu sprechen. Ein praktischer Ratgeber für Techniker, Kaufleute und alle diejenigen, die in dieser Sprache verkehren wollen. 88 S. 8°. 1,80 *M*.

Zeitschrift für weibliche Bildung: Obwohl der Verfasser sein Büchlein nur für praktische Zwecke bestimmt hat, so müssen wir gestehen, dafs es uns sehr wohl gefällt und dafs es, wie uns bedünkt, seinen Zweck vollkommen erfüllt.

Maass, Dr. M., „The english Pronunciation". Die Kunst, elegant und richtig englisch zu sprechen. V u. 150 S. 8°. 2,50 *M*.

Reissmann, Dr. A., Harmonie und Formenlehre für Musiklehrer und zum Selbstunterricht. Leichtfaßlich dargestellt. 2. Ausgabe. 124 S. 8°. 3 *M.*

Europäische Korrespondenz: Das reich mit Beispielen versehene Buch empfiehlt sich auch sehr für Laien. Treffliche Anleitung für die Begleitung gegebener Melodien wie in der Kunst des Präludierens und Modulierens.

Schuberth, J., Illustriertes Hand- und Hilfsbuch der Flächen- und Körperberechnung für Schul- und Selbstunterricht. Mit 150 vollständig berechneten, der Praxis entnommenen Aufgaben, 177 Figuren auf 9 lithographierten Tafeln. 2. Ausgabe. 163 S. gr. 8°. 3 *M.*

Schlesische Sehulzeitung: Verfasser hat sich bei Abfassung offenbar die Aufgabe gestellt, die Theorie der Mathematik auf die beste und bequemste Weise der Praxis des Lebens dienstbar zu machen, was ihm auch in anerkennender Weise gelungen ist. Das Werk kann deshalb auch in erster Linie als Lehr- und Lernmittel empfohlen werden. Der Inhalt ist ein reicher.

Seele, F., ord. Lehrer an der Charlottenschule in Berlin, **Aufgaben-Sammlung für das Rechnen in Fortbildungsschulen.** 116 S. 8°. 0,75 *M.*

Seele, F., Populäres Rechenbuch. Eine leichtfaßliche Anleitung zum Selbsterlernen des bürgerlichen und kaufmännischen Rechnens, nebst einer anschaulichen Einführung in die Flächen- und Körperberechnung. 248 S. 8°. 2,50 *M.*

Vossische Zeitung . . . . So eignet sich das Buch trefflich für Lehrlinge und Schüler von Fortbildungsschulen, empfiehlt sich aber auch Eltern, welche die Rechenarbeiten ihrer Kinder erfolgreich kontrollieren wollen.

Wallfisch, H., Führer beim Selbst-Unterricht im Klavierspiel (für Erwachsene). Ein Supplement zu jeder Klavierschule. 69 S. 8°. 1,50 *M.*

Wallfisch, H., Theoretisch-praktische Anleitung, nach eigener Phatasie regelrecht zu musizieren und mit geringen Vorkenntnissen bekannte Melodien selbständig wiederzugeben und richtig zu accompagnieren. Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht für Fachmusiker und Dilettanten. 104 S. 8°. 2,50 *M.*

Für die Jugend.

Binder, Helene, Die Blumen der Elfen. Festspiel für Schulmädchen mit Gesang und Reigen. 40 S. 8°. 0,75 *M.*

Praxis für Schweizer Volks- und Mittelschulen, Zürich, schreibt: Wer schon selbst ganze Dutzende von Schau- und Lustspielen für die Jugend durchlesen, ehe sich irgend etwas Passendes für die Kinderwelt gefunden, und Stück um Stück zurücklegen musste, weil das eine zu trivial, das andere zu albern, das dritte zu unpassend im Dialog, das vierte in der Scenerie war; kurz, wer sich von der Schwierigkeit, ein dramatisches Stück für die Jugend mit beliebiger Beschränkung oder Erweiterung des Personals zu finden, überzeugt hat, wird mit Vergnügen die „Blumen der Elfen" zur dramatischen Unterhaltung der Jugend wählen. Allerdings bedarf es einer sehr geduldigen Regie, ist aber dafür um so lohnender. Inhalt und Form, Moral und Sprache sind rein und schön und verdienen volle Anerkennung. Der eingeschobene Reigen giebt dem Stücke noch einen besonderen Reiz. *B.-G.*

Mitteilung der Kommission für Beurteilung von Jugendschriften im Pädagogischen Vereine zu Dresden: 12—15jährigen, mit zuverlässigem Gedächtnis, mit Geschicklichkeit im Aufführen von Reigen und mit hübscher Stimme begabten Mädchen wohlsituierter Kreise ist hier ein Festspiel dargeboten, welches unter guter Leitung den Darstellern und Zuschauern ungemein viel Vergnügen und Genuss gewähren wird.

Die Fahrt nach dem Nordpol. Unterhaltendes und belehrendes Spiel für die Jugend. Tableau, 6 Fahrkarten, 6 Fahrmarken. In eleganter Mappe. 3. Aufl. 2 *M.*

Reich, Dr. A., Kinderkomödien. 8°. Pro Heft 0,60 *M.*

Inhalt:

1. Das Wiedersehen in der Waldhütte.
2. Das Lied des Nachtwächters.
3. Ein Landwehrmann im Elsass.
4. Das hölzerne Bein.
5. Kaiser und Gemsjäger.
6. Des Vaters Geburtstag.
7. Der gebesserte Raubritter (eine Ritterkomödie).
8. Der Schmied von Gretna-Green.
9. Preziosa.
10. Der Mutter Geburtstag.
11. Der Kanarienvogel.
12. Der Herr Untertertianer.

Leicht aufführbar, von der gesamten Kritik empfohlen.

Kätchen, die Puppenschneiderin. Eine Anleitung für kleine artige Mädchen zur Anfertigung der Puppengarderobe. 2 Teile. Je eine elegante Mappe, enthaltend 3 kolorierte Bilder mit Schnittmuster und Textbuch, enthaltend genaue Beschreibung, sowie Weihnachtsarbeiten für kleine Mädchen. Mit Holzschnitten. 3. Auflage. Jeder Teil einzeln 1,80 *M.*

Vermischte Schriften.

Altroggen, H., Königl. Tänzer, **Der Contre-danse.** Hilfsbuch für jeden, der den Contre-danse ohne praktischen Unterricht erlernen oder das Erlernte wieder ins Gedächtnis zurückrufen will etc. Anhang: Kommandos der Quadrille à la cour. Mit 54 Abb. 80 S. 8°. 4. Auflage. 1,25 *M.*

Altroggen, H., Königl. Tänzer, **Cotillon, Polonaise, Quadrille à la cour.** Leitfaden zur Selbsterlernung ohne Unterricht, nebst Unterweisung, die Leitung, Arrangements und Kommandos bei jeder Festlichkeit zu übernehmen und auszuführen. Mit 63 Abb. 110 S. 8°. 3. Auflage. 1,50 *M.*

Aus der Berliner Verbrecherwelt von ?? 80 S. 8°. 1 *M.*

Inhalt: 1. Charakteristik und Klassifizierung der Berliner Verbrecherwelt. 2. Von den Einbrechern. 3. Diebe, Falschmünzer, Falschspieler u. s. w. 4. Prostitution und Louistum. 5. Berliner Verbrecherspelunken. 6. Die Kriminalpolizei, ihr Heim und ihre Organisation. 7. Der Kriminalkommissar, der Polizeiagent, der Vigilant. 8. Observation, Verhaftung und das Verhör. 9. Das Untersuchungsgefängnis und das Zellengefängnis (Zuchthaus) zu Moabit. 10. Eine Hinrichtung durch Herrn Krauts.

Blankenburg, Heinrich, Schleier und Myrte. Kranz- und Schleiergedichte, Ansprachen, Prologe zu grünen, silbernen und goldenen Hochzeiten. Anhang: Prologe zu Dilettanten-Aufführungen. 2. Auflage. 104 S. 8°. 1,25 *M.*

Doehl, C., Hauswirt und Mieter in ihrem Verhältnis zu einander und dem öffentlichen Interesse gegenüber.

Enthält: Die rechtlichen Bestimmungen. Mit Berücksichtigung für Berlin. VIII u. 87 S. 8°. 1 *M.*

Dufresne, Jean, Neuester Leitfaden für Schachspieler. Mit vielen Meisterpartieen und Aufgaben. 151 S. 8°. 2,40 *M.*

Harnisch, Lina, Deutscher Küchenkalender für Hausmannskost. Ein Speisezettel für alle Tage des Jahres. Nebst Anweisung zur Zubereitung darin angegebener Speisen. Ein Vademecum für junge Hausfrauen und Wirtinnen. 3. Aufl. 192 S. 8°. Geb. 2 *M.*

Was koch' ich heute? sagte ich zu meiner Schwiegermutter. (Ich bin erst vier Wochen glückliche Frau.) Du weifst, liebe Mama, kochen kann ich, aber was soll ich kochen? Ich kann doch nicht alle Wochen meinem Manne dasselbe vorsetzen! — Ja, liebes Kind, sagte die Mama, Abwechslung mufst du schaffen! Kaufe Dir doch den Küchenkalender. Der giebt Dir für jeden Tag die Gerichte und die schmackhafteste Zubereitung derselben an. — Das Buch leistet mir alle Tage gute Dienste, und ich empfehle es allen.

Lina B.

Horwitz, J., Das Schachspiel. Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben nebst Musterbeispielen aus dem Pariser Schachturnier und 50 modernen Schachaufgaben. 4. Aufl. 100 S. 8°. 1,25 *M.*

Lempens, Carl, Die alte Hexe mit ihren 620 Aufschlüssen über Gegenwart und Zukunft des Menschen. Ein unerschöpf liches Arsenal von Schrotkörnern, Kugeln und Bomben zu Scherz, Neckerei und Heiterkeit in gesellschaftlichen Kreisen. 66 S. 8°. 0,50 *M.*

Leuenberg, E., Berliner Humor. Neue komische Original-Vorträge, Humoresken mit und ohne Gesang, Deklamationen, Couplets. 156 S. 8°. 2tes Tausend. 1,50 *M.*

Löwe, Dr. L., Spezial-Arzt für Ohren-, Nasen-, und Halskrankheiten in Berlin, **Das Ohr** in gesunden und kranken Tagen. 59 S. 8°. 1 *M.*

Maury, Dr. A., Das Auge und seine Pflege. Belehrungen über Augen, Augenübel, Kurz- und Weitsichtigkeit, Brillen und Ferngläser. Mit Abb. 73 S. 8°. 1,25 *M.*

Merz, Die Patience. Gründliche Anleitung, dieselbe in den verschiedensten Formen zu legen. 63 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 1,50 *M*.

Merz, Max, Das Skatspiel. Anleitung zur gründlichen Erlernung. 7. Auflage. 63 S. 8°. 1 *M*., geb. 1,25 *M*.

Reich, Dr. Adolf, Der Gratulant. Gratulations-Gedichte für alle Gelegenheiten mit Berücksichtigung der Kinderwelt, mit einer Sammlung von Gratulations-Telegrammen. 124 S. 8°. 1 *M*.

Reich, Dr. Adolf, Der Polterabenddichter. Einzel-Vorträge und Scenen. Original-Dichtungen. 3. Aufl. 114 S. 8°. 1,25 *M*.

Reich, Dr. Adolf, Der Salon-Humorist. Humoristische Original-Vorträge und Vorlesungen für gesellige Kreise. 3. Aufl. 132 S. 8°. 1,25 *M*.

Reich, Dr. Adolf, Der Tafelredner. Humoristische und ernste Tafeltoaste, Tischreden und Tafelscherze. Nur Original-Dichtungen. 4. verbesserte Auflage. 154 S. 8°. 1,50 *M*.

Reich, Dr. Adolf, Der patriotische Tafelredner. Toaste und Trinksprüche zu patriotischen Festen. 48 S. kl. 8°. 0,75 *M*.

Schottlaender, Ein stenographisches Haus. Lustspiel in 1 Akt. Für Stiftungsfeste etc. stenographischer Vereine ein sehr dankbares Lustspiel. 24 S. 8°. 1 *M*.

Siegmund, C., Der Gelegenheitsredner. Anleitung zur selbständigen Abfassung von Toasten und Reden in Prosa, nebst einer Reihe von Probebeispielen für alle gesellschaftlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. 3. Aufl. VII u. 115 S. 8°. 1,50 *M*.

Wredows Gartenfreund. Ein Ratgeber für Anlage und Pflege des Küchen-, Obst-, und Blumengartens in Verbindung mit Zimmer- und Fenstergarten. Neu bearb. mit Gartenkalender von O. Hüttig. 2. verm. Aufl. 252 Abb. 544 S. gr. 8°. 6 *M*., eleg. geb. 7 *M*.

Das Buch ist sicherlich das am meisten geschätzte, aller Gartenbücher. Von dem bekannten Lehrer des Gartenbaues, O. Hüttig,

neu bearbeitet, hat sich das Werk in der neuen, wesentlich verbesserten Gestalt die Gunst aller erworben.

Zeitschrift des landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreufsen vom 16. 8. 1889: Wir nehmen gern Veranlassung, unsere Leser auf dieses Werk, dessen Zweck in seinem Titel hinreichend gekennzeichnet ist, aufmerksam zu machen. Unseres Erachtens ist es dem Verfasser gelungen, einen Ratgeber zu schaffen, der unter sehr vielen Verhältnissen sehr nützlich sein kann. Was dem Buche ganz besonders zum Vorzug gereicht, sind die zahlreichen zum grofsen Teil wohlgelungenen Abbildungen.

Zeitschriften.

Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst. Redakteur und Herausgeber Paul Bornstein. II. Jahrgang. Preis pro Quartal 2,25 *M.*, Einzelheft 1 *M.*

Die Coiffüre. Illustrierte Specialzeitschrift für die Gesamtinteressen des Damenputzfaches. Mit deutschen und französischen Modenbildern. 30. Jahrgang. Erscheint monatlich zweimal. Preis pro Quartal 3 *M.*

Deutsche Allgemeine Friseurzeitung. Fachblatt für das Friseur- und Perrückenmacher-Gewerbe. Redakteur A. Boltz. Monatlich eine Nummer mit Modebildern. 13. Jahrgang. Preis pro Quartal 1,75 *M.*

Le Français, Revue consacrée à l'enseignement de la langue française à l'Étranger. Paraissant le 15 de chaque mois. Dix-septième Année. Preis pro Quartal 1,50 *M.*

Diese Zeitschrift hat vornehmlich den Zweck, der immer gröfser werdenden Zahl der Schüler und ehemaligen Schüler der Berlitz-Schulen, sowie den Lehrern und Anhängern dieser vorzüglichen Lehrmethode das weitere Studium der erlernten Sprache zu vermitteln. und soll ihnen dieses sorgfältig redigierte Journal eine angenehme Lektüre und ein führender Weiser sein. Aber auch jeder, der sich für fremde Sprachen interessiert, wird gern zu diesem nun billigen und praktischen Journal greifen.

Kurze Novellen, Biographieen berühmter Personen, Gedichte, Korrespondenz, Übersetzungsaufgaben etc. etc. bilden den reichen Inhalt der monatlich erscheinenden Zeitschrift.

Monatsschrift

für

Neue Litteratur und Kunst.

Redakteur u. Herausgeber **Paul Bornstein.**

II. Jahrgang.

Preis pro Quartal 2,25 *M.* — Einzelheft 1 *M.*

Die „Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst“ hat es sich als Ziel gesetzt, die Kluft zu überbrücken, die, wahrlich nicht zum Heile der Kunst, gerade den modernen Künstler von dem Volke trennt, für das er ja doch schliefslich arbeitet. Sie will als Mittler eintreten zwischen dem Schaffenden einerseits und dem Geniefsenden andererseits, indem sie im Gegensatz zu andern Blättern das Verständnis für moderne Kunst nicht voraussetzt, sondern es zu vermitteln bestrebt ist. Die „Monatsschrift für neue Litteratur und Kunst“ will somit kurz gesagt ein im vornehmsten Sinne des Wortes populäres Blatt sein. —

Brünner Sonntagszeitung: Die Bremer Sonntagshefte, die so zukunftsfroh in den Tag stürzten, mufsten nach einem Monat aus Mangel an Abonnenten eingehen. Die Wiener „Vornehme Welt“, ein fleifsiges, vielversprechendes Unternehmen, starb auch einen schnellen Tod. So reagiert das Publikum, das einmal von der Kunst nichts wissen will, gegen den gefährlichen Sturmschritt der neuen Zeit. Ein Blatt, das sich erhalten will, hat einen schweren Stand. Man abonniert aus Gewohnheit „erprobte“ Schundblätter, oder man fällt auf Marktgeschrei hin Talmiunternehmungen zum Opfer. Und immer wieder stehen mutige Männer auf und lassen Hoffnungsfahnen flattern. Die angezeigte „Monatsschrift“ hat schon ein Halbjahr hinter sich. Und sie verdient Anerkennung. Sie will im besten Sinne popularisieren. Denn die Leute wissen noch immer nicht, dafs wir schon eine starke

junge Litteratur haben. Es ist eine Schmach, dafs man jetzt für Liliencron sammelt, der doch schon „officiell" angenommen ist, dafs man noch immer auf die Gröfse Dehmels, auf die scheue, stille Feinheit Falkes hinweisen mufs, dafs Stefan George kaum hundert Deutschen mehr als ein Name, dafs Hartleben, Hegeler, Altenberg, Wassermann, Scheerbart noch immer von den marklosen Familienblattschmierern zurückgedrängt werden dürfen. Dem Ausland kommt man schon mit etwas mehr Ehrfurcht entgegen; Nansen, D'Annunzio, Maeterlinck, Verlaine, Neera, Skram, Garborg, Hamsun, Tschechoff. Couperus wagt der Lesepöbel nicht mehr zu negieren. Die „Monatshefte" wollen also in die Masse steigen, sie wollen zeigen, erklären, deuten, raten, warnen. Litteratur, Musik und bildende Kunst der letzten Jahre sollen verständliche Referate untersuchen. Ich nenne aus dem Inhalte der Hefte — die Mainummer ist eben erschienen — einen brillanten Aufsatz von Lublinski über „Wilhelm II. und die Moderne", Loewenfeld (Brahms), Schur (Nationalgalerie), Wolkan (Schönaich-Carolath), Bernhard (Wereschagin), Pactow (Pan), Bierbaum (Uhde), Graf (Hanslick), Brunnemann (Französische Lyrik).

Socialwirtschaftl. Rundschau Wien: Sie macht es sich zur Aufgabe, neben Aufsätzen über moderne Litteratur auch solche über Malerei und Musik zu bringen. Die ersten Hefte bringen Aufsätze von O. J. Bierbaum über Fritz von Uhde, von Max Graf über Eduard Hanslick, von Max Osborn, Friedrich Dusel, Novellen von Gustav Renner, Louis Couperus, Gedichte von Liliencron, Konrad Tellmann, Gustav Falke u. a. Ganz vorzüglich ist der Aufsatz: Pan von Walter Pactow. „Das Wesen unserer heutigen Kunst trägt den Charakter des Pan, des Universellen. Nicht an Realismus, an Idealismus, an Symbolismus, an Mysticismus hat sich zu halten, wer Wesen und Absicht moderner Kunst charakterisieren will — sie alle und alle anderen Specialismen wirken neben und durcheinander, nur dafs vielleicht heute eine, morgen eine andere Kunstauffassung einen hervorstechenden Verkünder findet. Dies bedeutet einen ungeheuren Fortschritt in der Entwickelung der Kunst." Endlich mal einer, der klar und nicht einseitig unsere herrliche moderne Kunst gewürdigt hat! Die Zeitschrift macht einen sehr gediegenen Eindruck.

A. W. Hayn's Erben. Potsdam.

S.C.
1862

67-69

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

NOV 3 '60 H

WIDENER
BOOK DUE
SEP 2 1992

3 2044 014 372 445